Heinz Tomske

Fräulein Grisebach

Library
of the
Ohio State University

Presented by
Westergaard Gift House

Library
of the
Ohio State University

Presented by
Westergaard Gift House

WESTERGAARD
GIFT

Fräulein Grisebach

Von Heinz Tovote sind im gleichen Verlage bis zum März 1909 erschienen:

Romane

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch	19. Aufl.	M. 3,50
Mutter!	9. Aufl.	M. 3,50
Frühlingssturm	11. Aufl.	M. 3,50
Das Ende vom Liede	14. Aufl.	M. 3,50
Frau Agna	11. Aufl.	M. 3,50
Hilde Bangerow	12. Aufl.	M. 4,—
Fräulein Griesbach (Neu!)	1.–8. Aufl.	M. 4,—
Der Erbe	9. Aufl.	M. 2,50
Der letzte Schritt	12. Aufl.	M. 2,50
Sonnemanns	8. Aufl.	M. 2,50

Novellen

Jakobs. Wurmstichige Gesch.	11. Aufl.	M. 2,—
Ich. Nervöse Novellen	13. Aufl.	M. 2,—
Heimliche Liebe	21. Aufl.	M. 2,—
Heißes Blut	16. Aufl.	M. 2,—
Abschied	12. Aufl.	M. 2,—
Die rote Laterne	9. Aufl.	M. 2,—
Die Leichenmarie	8. Aufl.	M. 2,—
Klein Inge	9. Aufl.	M. 2,—
Nicht doch!	18. Aufl.	M. 2,—

Theater

Ich lasse dich nicht! Drei Phasen eines Junggesellendramas	4. Aufl.	M. 2,—

Uebersetzungen

Yvette, v. Guy de Maupassant	7. Aufl.	M. 2,—

Im Originaleinband M. 1,— mehr.

W. R. R. Pringle
2551 Benvenue
Berkeley, Cal
Sep. 1909

Heinz Tovote

Fräulein Grisebach

Roman

Vierte Auflage

Berlin, 1909, F. Fontane & Co.

Digitized by Google

PT 2612
O9 F71
1909

Alle Rechte
beſonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

Published the fifteenth of March nineteen hundred and nine. Privilege of Copyright in the United States, N. A., reserved under the Act approved March Third, nineteen hundred and five by Heinz Tovote.

Digitized by Google

I.

Fräulein Griſebach blieb vor der großen Klaſſentür ſtehen, atmete einmal ganz tief auf und legte die ſchmale Hand zögernd auf den kalten Griff. Aber ſie öffnete nicht, ſondern verharrte noch, um ſich zu ſammeln.

Sie ſchloß die Augen, fühlte die ſeltſame Kühle des Meſſings beruhigend unter ihren Fingern und horchte dabei auf das dumpfe Geſumm, das die aufgeregten Stimmen ihrer Schülerinnen gegen das braune Holzgetäfel der Tür warfen.

Der lange, hellgeſtrichene Korridor, von dem aus man weit in die grünen Gärten der kleinen Villenvorſtadt blicken konnte, war leer. In den anderen Klaſſen hatte der Unterricht ſchon begonnen.

Durch die hohen Fenſterſcheiben fiel der helle Vormittagsſchein des Frühlings auf den weißgeſcheuerten Fußboden. An den eiſernen Kleiderriegeln hingen einträchtiglich die Hüte und Umhänge, — ſchwarze, braune und ganz helle Jacken; und all die Mützen und Strohhüte, mit ihren Blumen, Federn und bunten Bändern, ſtießen in langer Reihe aneinander,

A132996

und bildeten an der Wand ſich hinziehend gleichſam eine Art Girlande, in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Farben.

Draußen im Garten, in den Fliederbüſchen und auf den großen Bäumen, die ihre vollen Zweige bis an die geöffneten Fenſter ſtreckten, ſangen und lärmten munter die Vögel; und der alte breitſchattende Kaſtanienbaum, der abſeits von den ſchlanken, hohen Föhren und den hellſchimmernden Birken in der einen Ecke des parkartigen Schulgrundſtücks vornehm für ſich ſtand, hatte ſchon ſeine hohen, roten Kerzen leuchtend aufgeſteckt.

Der Lärm in der Klaſſe ſchien mit jedem Augenblicke lauter zu werden. Es half Fräulein Griſebach nichts, daß ſie ſtand und zauderte und das raſche Klopfen ihres jungen Herzens fühlte, — ſie mußte hinein, ſonſt glaubten ſie am Ende, daß kein Unterricht ſei. Allein den mußte ſie halten, heute wie an jedem Morgen, ſeit ſie vor fünf Jahren zum erſten Male zagend als Lehrerin vor ihre Klaſſe getreten war.

Die Pflicht rief! —

Ganz wirr war ſie noch von allem, was ſich ſeit geſtern zugetragen hatte. Die lange Beſprechung, die ſie eben mit der Vorſteherin, Fräulein Antelmann, gehabt hatte, war auch nicht dazu angetan, ihr die erforderliche Ruhe zu geben. Nie hatte ſie die Inhaberin der Schule ſo aufgeregt geſehen, nie eine

ſolche Faſſungsloſigkeit überhaupt für möglich gehalten bei der ſonſt ſo ruhigen, ſelbſtſicheren Dame.

Um vier Schülerinnen der Anſtalt handelte es ſich, und nicht um die ſchlechteſten. Vier, von denen man ſo etwas nie erwartet hätte. Zwei davon hatten im Betragen jedesmal Lobenswert gehabt, die dritte Gut, — und nun dies Unfaßbare! —

Die Schule war ſchuldlos, aber der Fluch dieſer fürchterlichen Geſchichte würde immer bleiben.

Fräulein Antelmann hatte verzweifelt die Hände gerungen, hatte geſchluchzt und geweint, weil ihre Anſtalt für alle Zeit mit dieſem Makel behaftet blieb. Ihre ganze Zukunft ſtand auf dem Spiele.

Fräulein Griſebach hatte es am Sonntag vormittag, grade als ſie eine Radtour unternehmen wollte, von der Frau Major Flemming erfahren, deren Neffe die Unterſuchung führen ſollte. Trotzdem hatte ſie es nicht glauben wollen. Vor allem nicht von Elſe Ahrens, die in ihrer Klaſſe Erſte ſaß. Das war ja nicht möglich, daß dieſes begabte, lebenskluge Mädchen ſich ſo unerhört vergeſſen konnte, nein, nein, — es konnte nicht ſein. Auch wenn ihr der etwas loſe Mund zuweilen mit einer rechten Keckheit durchging.

Allein heute früh hatte ſie von Elſes Eltern einen Brief erhalten, worin das Fehlen ihrer Tochter entſchuldigt wurde. Zugleich erklärten ſie, daß ſie ihr Kind aus der Schule abmeldeten.

Die Eltern der andern beiden hatten noch nichts von ſich hören laſſen, obwohl Betty Winkler im Hauſe neben Fräulein Griſebach wohnte.

Drei davon waren in Fräulein Griſebachs Klaſſe. Eine vierte war im Gymnaſialkurs bei der Vorſteherin ſelbſt. —

Der Lärm in der Klaſſe war jetzt immer lauter geworden, — trotzdem waren nur einzelne Worte zu verſtehen. Jetzt hörte man das helle Organ von Fränze Lehmann und dann lautes Lachen und Kreiſchen.

Sie konnten noch lachen und lärmen! . . .

Da drückte Fräulein Griſebach, empört über dieſe Herzloſigkeit, den Türgriff herunter, und ganz plötzlich trat ſie in die Klaſſe, mit der Raſchheit, die ihre achtundzwanzig Jahre und ihre Vorliebe für allen Sport ihr verliehen.

Im Nu ſaß alles auf ſeinem Platze, und Totenſtille folgte auf das erregte Geſchnatter, das ſie eben noch vollführt hatten.

Sie wollte impulſiv den Ungezogenen eine Strafpredigt halten, — aber dann ſah ſie vierzehn neugierige Augenpaare brennend auf ſich gerichtet — und da wandte Fräulein Griſebach ſich ab, kehrte ihnen entwaffnet den Rücken zu und ſchloß haſtig den Klaſſenſchrank auf, um ihre Bücher herauszunehmen.

Als ſie ſich geſetzt hatte und dabei über ihr glattgeſcheiteltes braunes Haar ſtrich, — eine Bewegung, die ſie ihr immer nachmachten, — ſah ſie die drei leeren Plätze. Ihr ſchien, als wären dieſe drei Lücken viel größer und viel auffälliger als ſonſt. Vielleicht hatten die Nachbarinnen ſich auch abſichtlich weiter abgeſetzt, als es gewöhnlich geſchah. Es mußte jedem auffallen, daß dort an den drei Stellen wer fehlte.

Fräulein Griſebach hatte die Grammatik aufgeſchlagen und wollte ſofort beginnen. Ihr brauchte niemand zu ſagen, daß die drei fehlten, — ſie wollte es nicht hören, aber es blieb ihr nicht erſpart.

Die Zweite, Ella Erlholz, war ſchon aufgeſtanden und ſagte laut und vernehmlich, wie das ſtets zu geſchehen pflegte:

— Erſte Bank! Elſe Ahrens fehlt.

Dann ſagte Fräulein Griſebach mechaniſch, indem ſie ſich zuſammenraffte, damit ihre Stimme ſich in ihrer Erregung nicht verriet:

— Zweite Bank!

— Käte Marbach fehlt! antwortete die Bankälteſte und wurde blutrot, als ſie den Namen ausſprach, denn ſie wußte ſchon lange etwas. Allerhand Geheimnisvolles ging in der Klaſſe vor, und Käte hatte mit merkwürdigen Dingen renommiert; nur ahnten ſie nicht, daß es ſo ſchlimm ausgehen konnte. Einmal hatte Käte ſie ſogar veranlaſſen wollen, mit ihr zu kommen, aber ſie hatte ſich ſtandhaft geweigert.

— Dritte Bank!

— Niemand.

— Vierte!

— Betty Winkler.

— Gut! — Setzen! —

Sie hatte ganz mechaniſch Gut! geſagt, und wußte nur zu wohl, daß es ſehr böſe war.

Als ſie jetzt in die Klaſſe ſah, merkte ſie, wie alle ſie in brennender Neugier anſtarrten, was wohl kommen würde.

Aber ſie ſtellte die Frage nicht. Zum erſten Male ſagte ſie nicht, wie ſie immer zu tun pflegte:

— Weiß jemand von euch, weshalb ſie fehlen?

Sie wußte es ja, — und alle da vor ihr wußten es auch. Das ſah ſie an ihren geſpannten Geſichtern. Und die es bisher noch nicht gehört, hatten es eben bei Beginn der Stunde erfahren. — Nun ſollte ſie dieſe Mädchen wie gewöhnlich unterrichten, ſollte Fragen ſtellen und die Antworten korrigieren, ſollte ihren Unterricht halten wie gewöhnlich.

Nein, das ging nicht. Und ſo ſagte ſie denn:

— Wir wollen leſen. Nehmt den Scribe vor, Seite 72, Szene vier. Ella, fangen Sie an.

Und Ella Erlholz las den erſten Satz und brachte ihn in einem Deutſch vor, an dem Fräulein Griſebach ſonſt gewiß fünf Minuten herumkorrigiert hätte.

Heute ſagte ſie nur, ohne hinzuhören:

— Die Nächſte, weiter.

Und ſo ging es die ganze Stunde hindurch; nur zuweilen verbeſſerte ſie einen gar zu groben Fehler. Sie war inzwiſchen auch viel ruhiger geworden, die Stunde wurde immer mehr dem gewöhnlichen Unterrichte ähnlich für jeden, der keine Ahnung hatte, welche Gedanken all dieſe Mädchenköpfe bewegten, die ſich mit pochenden Schläfen über ihre Bücher neigten. —

Die Glocke unten im Hofe ſchlug an, raſch und haſtig mit ihrem hellen Tone, und mitten im Satze durfte Anna von Baring aufhören.

Keine erhob ſich. Einen Augenblick ſtockte Fräulein Griſebach, als wollte ſie doch mit einem Worte den geheimnisvollen Vorgang ſtreifen, der ſie alle erregte. Ihr war, als müſſe ſie etwas ſagen, ſie warnen, daß ſie ſich nicht länger mit dem ſchrecklichen, noch ungeklärten Vorfalle beſchäftigen dürften, — dann aber ließ ſie es doch.

Erſt mußte ſie mit Fräulein Antelmann darüber ſprechen, wie die ſich dazu ſtellte. —

Und ſo ſtand Fräulein Griſebach auf und ging in ihrer raſchen Art über den Korridor, wo ihr die kleinen Mädchen in den Weg liefen, die noch nichts ahnten und wußten.

Sie mußte ſich ihren Weg bahnen durch dieſe tobende und lärmende Schar; denn heute war kein Lehrer und keine Lehrerin zu ſehen, und auch auf dem Hofe und im Garten war heute keine Aufſicht.

Nur der Schuldiener Kellermann ſtand am Eingang zu ſeiner Wohnung und paßte auf, ob ſie ihm auch nicht an den großen gelben Kieshaufen gingen und den ſorgſam aufgeſchichteten zertraten, der geſtern in der einen Ecke angefahren war, und mit dem er die Wege im Garten neu bewerfen ſollte.

Die Kleinen liefen ſorglos herum, in der einen Hand ihr Butterbrot, haſchten oder ſtießen ſich und kümmerten ſich nur um ihre Angelegenheiten.

Aber die Größeren ſteckten tuſchelnd in Gruppen die ſtets wechſelten, die Köpfe eng zuſammen und bekamen heiße Geſichter, und ſtritten ſich, weil jede es beſſer wiſſen wollte, was geſchehen war. Sie vergaßen ihr Frühſtück und konnten vor Erregung ihre Hände und Füße nicht ſtille halten. Ein paar nur verhielten ſich ſtumm, blieben abſeits, und ſchwere, angſtvolle Tränen ſtanden ihnen in den entſetzten Augen, um ihre Freundinnen, die ſie nun für immer verloren hatten.

II.

In den beiden Lehrerzimmern herrſchte die gleiche Aufregung, nur war bei den Lehrerinnen die Erregung ganz planlos. Die kleine Werben ſaß in ihrer trägen Blondheit faſſungslos da, und trank ein Glas Waſſer nach dem andern, und jammerte immer nur, halb weinend:

— Nein, nein! Wer hätte das von der Käte Marbach gedacht. Wie ein Engel ſo unſchuldsvoll konnte ſie einen anblicken mit ihren großen, blauen Augen, und ſchon ſeit einem Jahr! — es iſt ja nicht denkbar.

— Ja, ſagte Fräulein Simmel, mit jener ältlichen Bedächtigkeit, die ihr eigen war, einem Menſchen ſo etwas anſehen, das iſt wohl ſolch eine Sache. — Aber daß ſie ſich nie verraten haben, daß auch niemand je geſehen hat, daß eine von ihnen zu dieſem Menſchen in die Wohnung gegangen iſt, das iſt doch rätſelhaft.

— Was hätte das genutzt? Es hat doch niemand gewußt, daß dieſer alte Herr mit ſeinem ſo würdigen Ausſehen ſolche Geſchichten gemacht hat. Es ſchüttelt einen, wenn man nur daran denkt. Hauptmann a. D.

und Vorſitzender vom geſelligen Vereine. Noch vor fünf Tagen hat er mich auf der Straße angeſprochen, jeder hat ihm vollſtes Vertrauen geſchenkt, und nun ſitzt er im Gefängnis. Schrecklich!

Und Fräulein Wendland ſchüttelte ſich vor Grauen, daß ihre ſteifen Manſchetten klapperten.

— Ein ſchwerer Schlag für uns alle. Und Sie Ärmſte, daß es gleich drei in Ihrer Klaſſe ſind.

Fräulein Griſebach ſah ſich hilflos um. Ja, ja, gerade in ihrer Klaſſe, und drei ſo prächtige Mädchen. Und ſie brach in ein wildes Schluchzen aus.

— Nicht weinen, Griſebach, nur nicht weinen, ſagte Fräulein Simmel. Sie ruinieren ſich Ihre hübſchen Augen. Das iſt ein Unglück, das man gefaßt hinnehmen muß. Zu ändern gibt es da nichts. Aber dieſen gemeinen alten Kerl, den müßte man einfach aufhängen, und all die Mädchen durchprügeln und einſperren, die ſich auf ſo widerwärtige Sachen einlaſſen. Das hat es früher nicht gegeben.

— Na, Fräulein Simmel, ſagte Fräulein Wendland, das wollen wir nicht behaupten. Allerdings ſo arg, wie der Menſch es getrieben hat, das iſt wohl kaum dageweſen. Und alles iſt binnen achtundvierzig Stunden herausgekommen! Wer weiß, was noch folgen mag. Es ſind gewiß noch nicht alle, die bisher abgefaßt ſind, es kommen noch mehr dazu. Paſſen Sie nur auf! Eine ſchöne Beſcherung.

Fräulein Antelmann kam in das Zimmer, ſah

alle der Reihe nach an, und ging ſchweigend auf und ab, rückte den Kneifer auf die ſchmale, ſcharfe Naſe, nahm ihn wieder ab, und blickte ſich in dem Zimmer mit ſeinen einfachen Stühlen und den gelblichen Bureaumöbeln um, als ob ſie das alles zum erſten Male ſähe.

Fräulein Griſebach fing von neuem an, hilflos zu ſchluchzen.

Vor der blieb ſie ſtehen, legte ihr die mageren Hände auf die ſchmalen Schultern und ſagte:

— Weinen Sie ſich ruhig aus, liebes Kind. Was beſſeres können wir nicht tun. Ich wollte, ich könnte es auch, — aber mir ſitzen leider die Tränen zu feſt.

Dann ging ſie wieder nervös im Zimmer auf und ab, blieb am Fenſter ſtehen, ſah in den Hof und den Garten, wo ſich die Schülerinnen vergnügt tummelten wie an jedem Tage, als ob gar nichts geweſen ſei, — trat wieder in das Zimmer zurück, und ſah die kleine Werben mit ihren flachsblonden Flechten auf dem Stuhle ſitzen, wie ſie mit beiden Händen das Glas im Schoße umklammert hielt, das ſie von Zeit zu Zeit gedankenlos an die Lippen führte, als ob das klare Waſſer ſie beruhigen könnte.

— Meine Damen, ſagte die Vorſteherin endlich, ich möchte gern wiſſen, ob wir in dieſer ſchrecklichen Sache etwas unternehmen können oder ſollen, und was nötigen Falles zu tun wäre.

Sie ſahen ſich alle der Reihe nach fragend an, aber keine fand eine Antwort, bis Fräulein Simmel als Älteſte endlich ſagte:

— Was ſollte man wohl anfangen? Wir wiſſen ja noch nichts genaues. Wie leicht macht man erſt alles ſchlimmer damit.

— So ſollen wir tun, als ob nichts geſchehen ſei?

— Das nicht, aber erſt abwarten, bis wir Poſitives erfahren. Dann wird es Zeit ſein. Ich dächte, die Schule iſt unſchuldig. Uns kann niemand einen Vorwurf machen.

— Vielleicht haben Sie recht, Fräulein Simmel. Die ganze Sache iſt ja ſo überraſchend gekommen. Ich möchte nur, daß wir unter uns einig ſind.

— Sollten wir nicht die Herren auch hören, was die dazu ſagen? meinte Fräulein Simmel.

— Das täte ich gern, — aber es iſt ſolch ein heikles Problem, daß ich allein es nicht wage, die Angelegenheit zu berühren.

— Ich denke, unſre Herren werden ſchon den rechten Ton finden.

— Ja, ſagte nun auch Fräulein Griſebach. Es gehörte wohl vor eine Konferenz.

— Alſo gut. Ach bitte, Fräulein Werben, bitten Sie die Herren in mein Zimmer, nach Schluß des Unterrichts. Bis dahin mag ſich jede von uns überlegen, was ſie etwa zu ſagen hat.

— Gleich, Fräulein Antelmann.

Und die kleine Werben nahm das Waſſerglas aus dem Schoße, ſetzte es mit einem nervöſen Ruck auf den Tiſch und ging hinüber an die Tür der Herren.

*

Dort war die Unterhaltung ganz anders im Gange. Es gab ſchon heiße Köpfe, ſo waren die entgegengeſetzten Meinungen aufeinandergeplatzt.

Der Dr. Leiffler ſtand groß und ſtreitbar mitten im Zimmer, goß heimlich aus einem kleinen Fläſchchen einen Schluck Kognak in ſein Glas Waſſer, und biß dabei wütend in ſein ſchwarzes Frühſtücksbrot. Dann wiſchte er ſich den großen blonden Bart und ſagte mit ſeiner dröhnenden Stimme:

— Natürlich, da wundert ſich nun mit einem Male alle Welt. Als ob was dran zu verwundern wäre, wenn ein ahnungsloſes Mädchen auf einen lüſternen Schuft hineinfällt, der ihre künſtlich erhaltene Blindheit der Sinne auszunutzen verſteht. Das iſt alles bloß die gerechte Strafe für die geheiligte Dummheit, die mit Gewalt bei uns aufrechterhalten wird.

— Ja, was ſoll man da tun? fragte Fritz Grünwald in ſeiner affektierten Art. Ich finde dieſe neuen Theorieen ſchrecklich: ſexuelle Aufklärung! Wie das ſchon klingt. Was ſoll dabei nur aus den jungen Mädchenpflanzen werden? —

— Nette Pflanzen das! . . Man ſieht ja, wohin es führt, wenn alle Welt mit den wichtigſten Dingen Leibes und des Lebens Blindekuh ſpielt.

— Ich fürchte doch, wir bekämen noch viel mehr Opfer, wenn man den Unwiſſenden zu früh die Augen öffnet, meinte der klaſſiſche Philologe.

— Opfer der Neugier ſind es, weiter nichts.

— Ja, das mag ſein, — aber, lieber Herr Kollege, wollen Sie dieſe verderbliche Neugier denn ſchon in der Schule befriedigen? — Das iſt ja gar nicht auszudenken, wohin das führen ſoll, dieſe Aufklärungswut. Ich ſehe ſchwarz in die Zukunft.

— Wohin es führt, will ich Ihnen ſagen, erwiderte Leiffler laut, und zog mit einem energiſchen Ruck ſeine Weſte herunter. Dahin, daß ſolche Geſchichten einfach nicht mehr vorkommen. Denn das iſt ſicher, ſolange wir all dieſe, für unſer Daſein bedeutſamſten Fragen hinter dichte Schleier verſtecken, wird es immer gedankenloſe Neugierige geben, die frühzeitig einen Blick dahinterwerfen wollen, weil ſie ſchrecklich Intereſſantes wittern. Sonſt würden die Großen nicht ſo viel Weſens davon machen und verſuchen, ein Geheimnis zu wahren, das ſpäter doch alle am eigenen Leibe durchmachen müſſen, — ſagt ſich die Jugend mit Recht.

— Lieber Doktor Leiffler, die Welt ſteht ſchon ſo viele Jahrhunderte, warf Fritz Grünwald wieder ein, und es iſt gegangen; ich weiß nicht, warum es nun mit einem Male nicht mehr ſein ſoll. Bloß weil wir ein neues Jahrhundert angefangen haben?

— Ach was! Früher iſt es niemand eingefallen,

ſolch eine Wichtigkeit und ein Storchgeheimnis draus zu machen, wie die Menſchen zur Welt kommen. Da haben es die Kinder an den Tieren geſehen, — wie ſie es jetzt noch auf dem Lande täglich ſehen. Da ſchickt kein Menſch ſie weg, wenn auf dem Hofe ein Tier jungt. Das iſt alles ganz ſelbſtverſtändlich, und noch nie hat wer etwas dabei gefunden. Da weiß jedes Kind, wann eine Kuh zum Stier geführt wird, und wann ſie kalbt. Aber ſeit die Menſchen ſich in den Städten zuſammenpferchen, iſt dieſe blöde Moral der Vertuſchung eingeriſſen. Zu albern!

— Tröſten Sie ſich, es gibt ja jetzt Schwärmer genug, die die Gartenſtadt propagieren. Dann kommt gewiß alles wieder, was Sie erſehnen.

— Lieber Kollege, mit dieſem tatenloſen Abwarten kommen wir leider nicht weiter. Da hilft nur direkte Aufklärung. Wiſſen Sie denn, wie häufig derartige Verführung von Unmündigen überhaupt vorkommt?

— Nein, das nicht.

— Dann bitte taxieren Sie mal, wieviel Verurteilungen in einem einzigen Jahre erfolgen, nur wegen Kindern unter vierzehn Jahren.

— Na, ich denke, ſo an die ein- — zweihundert mögen es ſein.

— Zweihundert? . . O nein, mein Beſter. Im vorigen Jahre waren es im Deutſchen Reiche und zwar in dem einen Jahre: *viertauſend fünfhundert und achtundvierzig.*

— Is ja nicht möglich! Aber nein! . .

— Denken Sie nur: faſt fünftauſend. Und nun rechnen Sie ſich aus, wieviel Einzelfälle auf jeden Verurteilten kommen mögen, und ſtellen Sie ſich vor, wieviel tauſend andere Fälle niemals bekannt oder ſchamhaft verheimlicht werden. Ich denke, da werden Sie doch eine andere Meinung davon bekommen, und werden mir zuſtimmen, daß dieſe Dinge die Schule und uns auf das allerlebhafteſte beſchäftigen müſſen, und wir alles tun ſollten, um hier vorzubeugen.

— Das iſt ja keine Frage, ſagte jetzt Oberlehrer Paul Gallat, und band ſeinen neueſten Schlips mit elegantem Wurf vorm Spiegel zurecht. Ich will mich nicht mit Ihnen zanken, Leiffler, im Gegenteil, ich ſtimme Ihnen in vielem bei. Aber das ſage ich Ihnen: Ich gebe die Geſchichte hier auf und gehe wieder an 'ne Jungensſchule. Mögen die Mädel ſich von ihresgleichen was beibringen laſſen. Mir iſt die Sache hier zu brenzlich.

— Ach nee, was ſollte da wohl aus den armen Würmern werden, meinte Leiffler. Wir müſſen ſchon von unſerem geiſtigen Überfluſſe abgeben. Wohin ſollte es ſonſt führen? Sehen Sie ſich doch unſere Kolleginnen an. Von hervorragendem Einfluſſe iſt keine von ihnen. Die tüchtigſte iſt noch Fräulein Griſebach, bloß noch zu jung. Erziehung iſt eben Männerſache. Eine Schmach, daß ein deutſcher Mann

einem Weibe gehorchen muß; — aber die Kinder ſchreien nach Brot. Da muß man ſich beugen.

— Ein bißchen bilden Sie ſich ja was ein.

— Nee, keine Spur. Aber ich bin doch nicht blind. Unſere ſonſt ſo geſcheite Vorſteherin verſagt oft genug, gerade wenn es mal drauf ankommt. Da hilft nur der Mann.

— Herein! . .

Paul Gallat war auf ſeiner Wanderung ſtehen geblieben, im Begriff, ſeinem Kollegen Leiffler in ſeiner letzten Bemerkung beizuſtimmen, als es kaum merkbar an die Tür klopfte. Inſtinktiv hatte er Herein! gerufen, und da nicht gleich geöffnet wurde, ging Paul Gallat an die Tür und riß ſie auf.

Draußen ſtand Fräulein Werben und wurde vor Schreck verlegen rot. Nur mühſam konnte ſie ihren Auftrag ausrichten, daß Fräulein Antelmann die Herren bitten ließe, in das Konferenzzimmer zu kommen, und zwar gleich nach Schluß des Unterrichts. Die Stunde von Herrn Oberlehrer Grünwald von zwölf bis eins ſollte ausfallen.

Damit machte ſie eine knappe Verbeugung und lief faſt den Korridor zurück, ſo eilig hatte ſie es, den Kollegen wieder aus den Augen zu kommen.

— Zu niedlich, die Kleine, ſagte Paul Gallat, und ſtrich das kurze Schnurrbärtchen, wenn man ſie ſo ſieht mit ihren hellen Augen, die ſie leider immer niederſchlägt. Und dieſe Backen, dies herrliche

Blondhaar. Ein Jammer, daß ſo was in der Schulluft verkümmern ſoll.

— Wird es ſchon nicht, lieber Freund, ſagte Fritz Grünbaum und beſah ſeine wohlgepflegten Nägel. Ich glaube nicht, daß das niedliche Ding allzu lange unſere Kollegin bleiben wird. Soll aus ſehr anſtändigem Hauſe ſein, kleidet ſich auch immer ſo hübſch. Da wird ſchon mal die eigentliche Beſtimmung des Weibes in Funktion treten.

— Wollen es hoffen. So was darf eigentlich nicht ausſterben. Es iſt doch was hübſches, um ſo ein nettes, ſcheues Ding.

— Möchten Sie da nicht auch Ihre Aufklärungsideen anbringen, wie Kollege Leiffler bei den kleinen Mädchen?

— Nicht ulken, Grünwald. Ich finde ſie eben zu nett, ganz wunſchlos, — bloß zum anſehn.

— Es war ja auch nicht bös gemeint. Aber man könnte faſt auf die Vermutung kommen, Sie intereſſierten ſich lebhafter für die kleine Werben, als es den Anſchein hat.

— Nee! Ich habe mein Junggeſellentum zu lieb.

— Ach ja, ſagte Fritz Grünwald, und ſeufzte tief auf. Wer das von ſich auch ſagen könnte.

— Na, erlauben Sie. Sie ſind doch bloß erſt verlobt.

— Das genügt vollſtändig, um einem den Vorgeſchmack auf das künftige Glück zu geben.

— So ſchlimm wird es nicht gleich ſein.

— Freiheit, die ich meine! — das iſt dann ein ausgeſungenes Lied, und nur noch eine Sehnſucht, ſagte Grünwald elegiſch.

— Ach Gott, nun wird er wieder lyriſch, rief Leiffler entſetzt aus. Das kann ſchlimm werden. Zum Glück läutet Kellermann. Und auch dieſe Pauſe unſres Lebens iſt zu Ende gegangen.

— Alſo auf nachher! — Ich bin begierig, wie die Antelmann ſich aus der Affäre ziehen wird.

— Ich auch. Morjen! . .

III.

Und wieder einmal hatte Kellermann zu läuten. Das tat er zum Schulſchluß immer mit ganz beſonderer Inbrunſt. Da klang die Glocke ſo hell und freudig, und er fand nicht ſobald ein Ende, ganz als wollte er es den Lehrern unmöglich machen, den Unterricht etwa noch bis zu einem Abſchluſſe zu bringen. Er zwang ſie einfach damit, mitten im Satze aufzuhören, ſo ſtürmiſch ließ er ſein befreiendes Gebimmel ertönen.

Überall wurde nun Schluß gemacht, und bald trappſte es auf allen Korridoren; und die Steintreppen klapperte es hinunter von ſchwarzen und braunen Mädchenſtiefeln. Erſt am Ausgang kam wieder Ruhe und Ordnung hinein, denn dort ſtand drohend das lange Fräulein Schultz, um aufzupaſſen, daß auch niemand drängelte, oder die Großen die Kleinen ſtießen. Denn die ſechs Stufen, die vom Hauſe in den Garten führten, ſollten ganz langſam hinuntergegangen werden.

Endlich waren die Letzten aus dem Hauſe, und nun ſtieg Fräulein Schultz zum Direktorzimmer hinauf,

wo Fräulein Antelmann schon aufgeregt hin und her ging, und auf die noch fehlenden Teilnehmer wartete.

Kellermann hatte hier für alle aus den anderen Zimmern Stühle herbeigeschafft und aufgestellt.

Auf der einen Seite des großen Mitteltisches saßen die Herren, gerade dem Fenster gegenüber. So hatte Fräulein Antelmann das ein für allemal angeordnet; damit sahen sie direkt in das Licht. Die Lehrerinnen kehrten so den Fenstern den Rücken zu, und ihre Gesichter blieben in einem ungewissen Halbdunkel. Das hielt die Vorsteherin für praktischer, wenn einmal Meinungsverschiedenheiten auftauchten.

Sie hatte gefunden, daß ihre Damen mehr Mut zeigten, seit sie diese Anordnung getroffen hatte. Die Herren waren nicht mehr so selbstbewußt sicher, da sie nun die Gesichter nicht immer klar genug erkennen konnten, und nicht gleich sahen, wie ihre Behauptungen aufgenommen wurden.

— Bitte, Fräulein Schultz, nehmen Sie sich einen Stuhl. Die Aufsicht hätte übrigens auch Kellermann heute übernehmen können. Sie hätten sich das denken können. Schließlich ist die Angelegenheit, die uns heute beschäftigt, wichtiger, so daß von der gewohnten Ordnung mal abgewichen werden konnte.

Fräulein Schultz wurde blutrot, obgleich die Vorsteherin ihre Worte in liebenswürdiger Art vorbrachte, nur ein wenig ungeduldig.

— Ich hätte auch ſelbſt daran gedacht, fügte ſie raſch hinzu, um der alten Lehrerin darüber wegzuhelfen. Aber Sie können ſich wohl vorſtellen, daß ich meine Gedanken heute nicht ſo ganz tadellos beiſammen habe. Ich muß denn doch ſagen, daß mich der ſchreckliche Vorfall im höchſten Grade alteriert hat. Ich bin entſetzt und erſchüttert, und bin ſo völlig ratlos, was geſchehen ſoll, daß ich mich ganz auf Ihrer aller liebenswürdige Hilfe verlaſſen muß.

Die Lehrerinnen ſaßen ſtill da. Die Herren machten eine leichte Verbeugung, aber niemand ſagte ein Wort. Es blieb ſtill im Zimmer, und man hörte nur den Wind, der in den Zweigen der Bäume leiſe rauſchte. Dann pfiff ein Junge draußen: Was blaſen die Trompeten.

Ja, dachte Dr. Leiffler, nun werden ja wohl die Trompeten bald alle blaſen. Da war wohl kein Haus heute in dem kleinen Villenvororte Berlins, wo nicht über die Senſationsaffäre verhandelt wurde.

— Laſſen Sie uns die Dinge beim rechten Namen nennen, fuhr Fräulein Antelmann fort, und ließ den Kneifer in den Schoß fallen. Es ſteht ja doch morgen alles mit Namensnennung in den Blättern. Alſo: vier von unſeren Schülerinnen werden beſchuldigt, daß ſie, gleich anderen Mädchen, in der Wohnung des ehemaligen Hauptmanns Göricke geweſen ſein ſollen. Selbſt wenn bei dieſen eigentümlichen Beſuchen nichts paſſiert ſein ſollte, ich meine doch, daß,

ſoweit es unſere Schülerinnen betrifft, der Fall für uns arg genug iſt. Ich bitte um Entſchuldigung, aber ich kann mich vielleicht nicht ſo ohne weiteres verſtändlich machen. Alſo, zwei andere Mädchen, wie ich höre, ſogar ein Kind von noch nicht vierzehn Jahren, ſind dort verführt worden. Von deren Eltern iſt Strafantrag gegen den betreffenden Herrn geſtellt. Die Staatsanwaltſchaft hat die Verfolgung eingeleitet, und dabei iſt auch vieles andere herausgekommen. Es iſt unausbleiblich, daß auch wir mit in das Verfahren, wahrſcheinlich als Leumundszeugen unſerer Zöglinge verwickelt werden. Selbſt wenn, was wir hoffen wollen, unſere Mädchen ſchuldlos ſein ſollten, ich meine das in dem beſonderen Sinne, — Sie verſtehen mich wohl, — die Tatſache, daß ſie überhaupt in eine fremde Wohnung zu einem Manne gehen konnten, iſt ſo ungeheuerlich, daß wir einſchreiten müſſen. Die Eltern ſind ſchon ſo vernünftig geweſen, die Kinder heute nicht zur Schule zu ſchicken. Aber ich glaube, wir tun gut, nicht abzuwarten, wie die Sache ſich entwickelt, ſondern unſererſeits uns ſofort zu entſcheiden. Ich denke, wir laſſen es nicht darauf ankommen, was ſich bei der Unterſuchung ergibt, ſondern treffen ſchon jetzt unſere Maßnahmen.

Die Herren nickten, und Dr. Leiffler ſagte:

— Das wird wohl nötig ſein.

— Ich denke, wir machen nicht gleich Gebrauch von ſchärferen Mitteln, denn die Eltern können uns

gewiß leid tun, ſondern ich werde an die betreffenden Väter einen Brief ſchreiben.

— Ich bitte um Entſchuldigung, warf Fräulein Griſebach ein, Betty Winkler hat keinen Vater mehr.

— Alſo natürlich dann an die Mutter, und zwar denke ich, daß ich ſie in ihrem eigenen Intereſſe bitten möchte, ihre Kinder ohne Aufſehen aus unſerer Schule zu nehmen. Von Elſe Ahrens liegt die Abmeldung bereits vor.

— Es bleibt wohl nichts anderes übrig.

— Natürlich werde ich das Schreiben ſo vorſichtig wie möglich faſſen, um die Eltern nicht unnütz zu kränken. Aber es iſt ausgeſchloſſen, daß dieſe Mädchen auch nur eine Stunde bei uns bleiben.

— Noch eins, bitte, Fräulein Antelmann, ſagte Fräulein Schultz mit ihrer ſpitzen Stimme, noch eines wäre zu bedenken. Wir haben auch die ältere Schweſter von Käte Marbach. Was ſoll mit der geſchehen? Sie käme zum Herbſt zum Schlußexamen, und iſt eine der Fleißigſten.

— Ja, ſagte Paul Gallat, das iſt ſchlimm; da müſſen eben die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden.

— Sie hat heute gleichfalls gefehlt, meinte Fräulein Schultz. Ich denke, ſie werden auch das ältere Kind aus der Schule nehmen.

Niemand ſagte darauf etwas. Endlich nach einer langen Pauſe, nachdem ſie auf ihre fragenden Blicke

an die Herren keine Antwort bekommen hatte, meinte Fräulein Antelmann:

— Anna Marbach ist mit unsere begabteste Schülerin, und es würde ihr gewiß nicht schwer fallen, an anderer Stelle ihr Schlußexamen zu machen. Vielleicht könnten wir sie Michaelis zulassen. Nur geht es nicht, daß sie in dieser so kritischen Zeit täglich zur Schule kommt. Es ist unausbleiblich, daß sie von den anderen nach ihrer Schwester gefragt wird. Der Konsul Marbach ist ein so feiner Mann daß man dem nichts vorzuschreiben braucht. Ich möchte nur wissen, — falls die Familie auf Reisen ginge, was ich annehme, — ob man dann Anna Marbach vom Schulbesuche dispensierte und, sollte die Angelegenheit für die jüngere Schwester nicht zu schlimm ausfallen, ihr erlauben könnte, an der Schlußprüfung wieder mit teilzunehmen.

— Ich denke, sagte Dr. Leiffler bedächtig, der Vorschlag von Fräulein Antelmann zeigt den besten Ausweg. Wir sollten dem so begabten Mädchen nicht die Möglichkeit nehmen, ihr Schlußexamen an unserer Anstalt zu machen, an der sie seit so vielen Jahren schon sich vorbereitet hat. Irgendwo muß sie es doch machen, und ich glaube nicht, daß man Anstoß daran nehmen könnte. Und wenn doch — nun, dann können wir solchen Leuten eben auch nicht helfen.

— Ich glaube, so nahm Fräulein Antelmann

nach kurzer Pauſe das Wort, wir brauchen uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Dadurch, daß Anna Marbach ebenſo fehlt wie ihre ſchuldige Schweſter, wiſſen wir, daß der Herr Konſul das rechte Gefühl dafür hat, was vorläufig mit ſeinen Kindern zu geſchehen hat. Sollte er Anna ganz aus der Schule nehmen wollen, dann können wir ihm noch immer unſere Geneigtheit ausdrücken, ſeine Älteſte zum Schlußexamen zuzulaſſen, wenn es ſich ermöglichen laſſen ſollte. Das wäre wohl erledigt.

— Ich möchte gern wiſſen, fragte Herr Grünwald jetzt, ob eine der Damen ſpeziell etwas erfahren hat. Ich meine, fuhr er verlegen werdend fort, als er dem erſtaunten Blicke Fräulein Antelmanns begegnete, nicht über das Faktum ſelbſt, was wir ja wohl hier nicht näher erörtern können und wollen, ſondern ob jemand erfahren hat, wie die betreffenden Mädchen ſich befinden, ich meine, in welch pſychiſcher Beſchaffenheit. Ich fürchte, es könnte leicht ein größeres Unglück geſchehen, wenn ſie ſich jetzt nicht unter guter Aufſicht befänden. —

Er hatte zuletzt immer nur die kleine Werben angeſehen, die in ihrer Verlegenheit noch nicht ein Mal die Augen aufgeſchlagen hatte.

Niemand hatte etwas erfahren. Am Freitag war die Verhaftung des Hauptmanns Göricke erfolgt. Man wußte da noch nicht recht, weſſen der Beſchuldigte angeklagt war. Am Sonnabend mittag waren

die Schülerinnen der Antelmannſchen Privatſchule vernommen worden; ſeitdem wußte man nicht mehr, als daß ihnen nachgewieſen war, daß ſie ſich von dem Herrn in ſeine Wohnung hatten locken laſſen.

Ob und was dort mit ihnen geſchehen war, blieb noch in Dunkel gehüllt; aber die Tatſache genügte ja vollſtändig.

— Ich möchte einen Vorſchlag machen, ſagte jetzt Fräulein Griſebach, die lange ſchweigend mit ſich gekämpft hatte. Wäre es nicht praktiſcher, anſtatt einen Brief zu ſchreiben, daß wir uns mit den Eltern perſönlich in Verbindung ſetzten? — Ich halte es ſowieſo für meine Pflicht, die Eltern aufzuſuchen. Ich kenne Frau Ahrens ſowie Frau Winkler, und möchte daher gern wiſſen, ob ich zu ihnen hingehen ſoll.

— Ja, ſagte Fräulein Antelmann, ja, liebes Fräulein Griſebach, Sie haben recht. Tun Sie das. Es iſt kein leichter Gang; aber ich weiß, daß Sie es gut verſtehen, mit den Eltern zu ſprechen. Ich möchte dann meinerſeits zum Konſul Marbach gehen. Das iſt richtiger als zu ſchreiben.

— Sehr gut, ſehr gut! Und Dr. Leiffler nickte beifällig. Ich glaube, das iſt das Richtige. Es iſt auch mehr Frauenſache. Ich wollte mich ſchon erbieten, zum Konſul zu gehen. Aber ſo iſt es beſſer. Die Eltern brauchen gewiß jemand, der ihnen mit ſeinem Rate beiſteht, mit dem ſie einmal ein Wort über die Angelegenheit ſprechen können. Schließlich

ſind wir ja dazu da. Wir haben doch teil an der Erziehung. Und wer weiß, ob ſich nicht Stimmen erheben werden, die uns mitanklagen, trotzdem wir in dieſen Dingen leider ganz ohne jeden Einfluß ſind. Leider, ſage ich, leider!.. Was nutzen die vier, fünf Stunden Schule?.. Da hat man zu wenig Gelegenheit, Einfluß auf das perſönliche Leben der Schülerinnen zu erringen. Man iſt ja froh, wenn man ihnen das nötige Wiſſen beigebracht hat. Zu mehr reicht es nicht.

Fräulein Antelmann lächelte leiſe. Sie kannte ſeine Schwärmerei. Oft hatten ſie darüber geſprochen, wie wenig die Schule in dieſer Beziehung tun konnte; aber das ließ ſich nicht ändern. Die Einflüſſe des Hauſes und all der Dinge der Umgebung waren zu ſtark. Da mußte man ſich beſcheiden, und es war am beſten, man überließ die Verantwortung für all dies den Eltern und den Kindern ſelbſt.

— Ja, ſo wollen wir es halten, ſagte Fräulein Antelmann. Ich gehe alſo zu Marbachs und zum Vormund von Eliſabeth von Ortling, und Fräulein Griſebach wird zu Frau Winkler und zu den Ahrens gehen. Es wird keine leichte Aufgabe ſein, aber es muß geſchehen. Unſeren Schülerinnen gegenüber iſt es das beſte: wir tun, als ſei nichts vorgefallen. Sollte einer von Ihnen bemerken, daß vielleicht in den Pauſen dieſes Vorkommnis Geſprächsthema bildet, ſo bitte ich, es mir gleich zu melden. Dann wollen

wir uns die Betreffenden gemeinſam vornehmen, und Sorge tragen, daß das Unheil nicht weiterfrißt. Wer hat denn dieſe Woche die Aufſicht? Ah ſo, ich weiß ſchon. Alſo bitte, Fräulein Schultz, um verdoppelte Aufmerkſamkeit, damit nicht unnötig geklatſcht wird. Wenn wir merken, daß es notwendig iſt, müſſen wir einmal vor der ganzen Klaſſe davon ſprechen.

— Wird wohl nichts anderes übrigbleiben, meinte Dr. Leiffler, und iſt auch das Geſcheiteſte. Ich nehme das ganz gern auf mich, wenn es ſo weit iſt.

— Nein, Dr. Leiffler, das laſſen Sie nur meine Sorge ſein. Sie ſind mir ein zu enragierter Aufklärer, — wenn ich Ihnen auch zugebe, daß Sie in manchem recht haben mögen. Allein, wie leicht iſt eine gut gemeinte Warnung der erſte Schritt zum Anreiz. Davor allein fürchte ich mich. Deshalb möchte ich das prinzipiell dem Elternhauſe überlaſſen. So, und nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Ich bitte Sie nur, mir ſofort Kenntnis zu geben, wenn Sie etwas erfahren. Und damit guten Morgen! . .

Sie hatten ſich alle erhoben und verließen mit leichter Verbeugung das Zimmer. Fräulein Werben ſah auch jetzt nicht vom Boden auf.

— Ach, Fräulein Griſebach, noch auf ein Wort.

— Bitte ſehr! . .

Sie warteten, bis auch Fräulein Simmel, die immer etwas langſam war, das Zimmer verlaſſen hatte, dann fragte die Vorſteherin:

— Wie war denn Ihre Klaſſe heute?

— Ich kann nicht ſagen, daß ich viel gemerkt hätte. Eigentlich wie gewöhnlich. Nur weil ich etwas verſpätet kam, ziemlich aufgeregt und lärmend, und dann mäuschenſtill, als ich eintrat. Aber das pflegt ja immer zu ſein, wenn man ſie länger ohne Aufſicht läßt. Ich habe beim Eintritt verſucht, ob ich was hörte, aber ich hatte ſolch ſtarkes Herzklopfen, daß mir die Ohren ſummten und ich nichts verſtehen konnte. Soll ich einmal die eine oder andere aushorchen? Es wäre ein leichtes.

— Laſſen Sie es lieber. Wir wollen nicht unnötig dazu beitragen, daß geredet wird. Wenn nur die Zeitungen nicht wären. Die Dienſtboten bringen es auch herum. Es läßt ſich gar nicht unterdrücken. Aber wenn wir etwas hören, wollen wir uns die Einzelnen vornehmen und auf ſie einwirken. Da müſſen wir uns nun ganz in die Hände arbeiten, Fräulein Griſebach. Wir beiden haben uns ja immer gut verſtanden. Daß ich heute morgen heftig war, das werden Sie ja ſelbſt begreiflich finden und entſchuldigen.

— Ich weiß ja ſelbſt nicht, was ich geſagt habe. Ich habe doch Intereſſe genug an der Schule, um das alles zu verſtehen. Aber, Fräulein Antelmann, ich glaube, wir brauchen uns nicht allzu große Sorgen zu machen. Wir haben die Mädchen nicht an den Nachmittagen und Abenden zu beaufſichtigen. Es

ſind zum Glück mit die beſten Schülerinnen, die bei uns nie einen Tadel bekommen haben. An uns alſo hat es gewiß nicht gefehlt. Das können wir beweiſen.

— Ach, liebes Fräulein Griſebach, das iſt ein ſchwacher Troſt, und nur vor uns ſelber, nicht in den Augen der Welt. Das einzig Gute iſt, daß es ſich nur um die Kinder und nicht um einen Lehrer handelt. Das wäre noch ſchlimmer. Aber nun Adieu, und morgen früh berichten Sie mir.

— Ich kann auch heut abend noch vorkommen; ich will die beiden Gänge gleich heute nachmittag unternehmen. Je eher, deſto beſſer.

— Ja, das wäre lieb von Ihnen. Nach acht Uhr treffen Sie mich zu Hauſe. Bis dahin werde auch ich die Beſuche hinter mir haben. Wir haben da beide eine ſchwere Laſt auf uns genommen, aber es muß ja ſein. Alſo dann auf Wiederſehen heut abend.

— Adieu, Fräulein Antelmann.

— Auf Wiederſehen, Fräulein Griſebach.

IV.

Als Fräulein Griſebach das Schulhaus verließ, lag die Straße vor ihr einſam und verlaſſen da. Die Frühlingsſonne ſchien warm auf die grünenden Bäume, die Spatzen trieben ſich auf dem Damme der Straße herum, und aus der Ferne hörte man das kurze Tuten eines Autos, kurz darauf den hellen Pfiff der Eiſenbahn. Dann war es wieder ganz ſtill, und nur die Kronen der jungen Ahornbäume, die zu beiden Seiten der Straße das ſchmalgepflaſterte, ſonſt nur mit Kies beſchüttete Trottoir beſchatteten, bewegten ſich in dem lauen Morgenwinde.

Sie bog jetzt in eine Querſtraße ein, wo die Villen enger nebeneinander ſtanden, nicht mehr vornehm in weiten, parkartigen Gärten gelegen, ſondern ſchmale Häuschen, meiſt ihrer zwei zu einer Doppelvilla vereinigt, mit kleinen Vor- und Hintergärtchen.

Die Portierfrau, die parterre ihre kleine Wohnung hatte, fegte den mit roten Flieſen gepflaſterten Gang, der zu der ſeitlichen Haustür führte, und nickte der jungen Lehrerin freundlich zu.

— Warm heute! nicht wahr? ſagte ſie. Nun merkt man, daß es Frühling geworden iſt.

— Ja, Frau Leßner, ſo gefällt es mir auch beſſer. Nun kann man die Gummiſchuhe zu Hauſe laſſen.

— Wenn man überhaupt welche hat, ſagte die Frau lachend, und ſtützte ſich auf ihren Beſen. Es muß auch ohne gehen und tut's auch.

— Richtig, Frau Leßner. Aber wir müſſen uns damit ſchleppen, wenn wir nachher ſtundenlang in der Schulſtube ſtill ſitzen.

— Da haben Sie wieder recht, Fräulein.

Fräulein Griſebach trat in das Haus und ſtieg die ſchmale Treppe hinauf, klopfte in der erſten Etage im Vorbeigehen an die Tür und rief:

— Ich bin da, Frau Gruber.

Dann ſtieg ſie, als ſie eine unverſtändliche Antwort erhalten hatte, noch eine Treppe höher, wo es dann weiter zum Boden hinaufführte, und wo an der Wand ihr Rad angekettet ſtand.

Hier oben war ihr kleines Reich. Zwei Zimmer, ein kleines Seitenzimmer, wo ſie ſchlief, und ein größeres im Giebel nach vorn heraus, mit einem kleinen, vorſpringenden Holzbalkon, auf den ſie jetzt einen Augenblick hinaustrat, um nach ihren Blumentöpfen zu ſehen, die ſie heute morgen ins Freie geſtellt hatte. Einzelne waren noch mit einem Glaſe bedeckt, unter denen ſie ihre Schößlinge zog; denn auf Blumen verſtand ſie ſich, zumal ſie die Botanikſtunden in den oberen Klaſſen gab.

Sie warf das Jackett ab und hing es mit dem

Hute in der etwas abgeschrägten Schlafkammer an den dafür bestimmten Platz und lief die Treppe wieder hinunter, wo sie an die Küchentür klopfte.

Ihre Wirtin, Frau Gruber, öffnete ihr selbst.

— Na, Fräulein, das is auch seit Ewigkeiten nicht vorgekommen, daß Sie sich verspätet haben.

— Ja, Frau Gruber, eine wichtige Konferenz.

— Ich weiß schon. Habe es mir gleich gedacht. Wegen der kleinen Winkler nebenan und die anderen.

— Ja, woher wissen Sie?

— Ach, Fräulein, darüber redet ja alle Welt. Und da nebenan is es ganz still. Niemand is zu sehen, sie haben nach vorn alle Jalousieen heruntergelassen. Nun sollten Sie bloß mal die Leute sehen. Jeder, der am Hause vorbeikommt, bleibt stehen, oder geht doch langsam, und guckt herüber.

— Die arme Frau Winkler.

— Ja, ja, das kann man wohl sagen. Die Minna von Winklers is heut morgen an mir man so vorbeigehuscht, ich wollte sie gern festhalten, aber sie hat nur den Kopf geschüttelt und is weiter gerannt. Ich glaube, sie hatte ganz verweinte Augen.

— Sagen Sie, Frau Gruber, kann Mieze nachher einen Brief herumtragen und auf Antwort warten?

— Gewiß, Fräulein, gleich.

— Nach dem Essen, ich muß ihn erst schreiben.

— Schön, Fräulein. Dann wartet sie mit dem Abwasch, und geht gleich. Die kann ganz ruhig gehen.

Die is ja nicht so dumm. Das is ne ganz Verschlagene. Die würde auf so was nicht reinfallen, kann ich Ihnen sagen. Denn schließlich is es doch man Dummheit, mit so nem alten Ekel. Mieze sagt auch: Pfui Deibel! Er hat sich an sie auch rangemacht, beim Kaufmann, wo er immer sitzt und quatscht und die Mädchen abpaßt. Daher kennt sie ihn. Und solch eine Respektsperson, und so ne Menge, auch aus der Gemeindeschule. Man sollte es nicht glauben.

— Davon weiß ich noch gar nichts.

— Ja, es kommt immer mehr raus. Nich wahr, wenn's ein Junger wäre und nicht solch alter — Roué sagt man ja wohl zu so was, — da könnte man zum Beispiel bei der Betty Winkler an ne Heirat denken, denn wohlhabend müssen die sein. Das Haus ganz schuldenfrei, und wie sie leben. Die Reisen und so.

— Darüber habe ich kein Urteil, Frau Gruber.

— Doch, Fräulein! denen geht es gut, und deshalb is es ja auch nicht so schlimm. Da wird sie später schon mal einen Mann kriegen.

— Bis dahin wird das schon vergessen sein.

— Na, mit dem Vergessen allein wird es nicht getan sein. Da is mehr passiert. Was mal hin is, is und bleibt hin. Ja, Sie machen ja mit einem Male solch komisches Gesicht. Sie glauben doch nicht, daß der Kerl mit denen bloß gequatscht hat? — Nee, darum verhaften sie ihn nicht. Der hat all die Mädchen auf dem Gewissen.

— Aber, Frau Gruber, das iſt ja doch nicht möglich, was Sie da ſagen.

— Ich ſage gar nichts, — aber Sie werden ja ſehen. Der Amtsdiener Meier ſagt, das ſei der größte Schweinehund im ganzen Kreis Teltow. Wenn der das ſchon ſagt. Und es ſoll noch ne ganze Menge herauskommen dabei. Ach, mein Gott, da kocht es über. Ich ſchicke die Mieze gleich rauf, Fräulein, ſie holt bloß noch ein bißchen Moſtrich.

Sie wandte ſich wieder ihrem Gaskocher zu, und Fräulein Griſebach ſtieg wieder in ihr Zimmerchen hinauf, wo vor dem einen Fenſter das Tiſchchen gedeckt war. Das beſorgte ihr alles die rothaarige Nichte der Frau Gruber. Aber irgend etwas fehlte ſtets. Heute hatte ſie den Suppenlöffel vergeſſen. Den nahm ſie ſich nun ſelbſt aus der Schublade eines kleinen Schränkchens, der in einer tiefen Niſche ſtand.

Vor dem andern Fenſter ſtand ſchräg der einfache Schreibtiſch, auf dem ein Stoß blauer Hefte lag, fertig korrigiert ſchon vom Sonnabend her.

Ein hübſches Schreibzeug, mit roter und ſchwarzer Tinte ſtand als Prunkſtück da. Das hatte ſie einmal von ihren Schülerinnen bekommen, und anfangs gar nicht benutzen wollen, bis ihr altes kaputt gegangen war. Da hatte ſie es endlich doch genommen.

Wenn ſie am Schreibtiſche ſaß, konnte ſie jetzt, da die Bäume noch nicht voll belaubt waren, bis hinüber zur Bahn ſehen. Am Tage ſah ſie die Züge

vorbeisausen, freute sich an den langen Rauchgirlanden, die sie hinter sich herzogen; und am Abend sah sie das Aufblitzen der elektrischen Züge, die nach Berlin fuhren, wenn sie über eine Kreuzung oder eine Weiche glitten. Das gab jedesmal ein bläuliches Blitzlicht, das seinen Schein zum dunklen Himmel warf.

Sie wollte sich grade einen Briefbogen nehmen, um Frau Winkler ihren Besuch anzukündigen, als es klopfte und Mieze mit der Suppe hereinkam.

Das Mädchen, das immer ein bißchen aufdringlich war, schien große Lust zu haben zu schwatzen; aber Fräulein Grisebach blieb am Schreibtisch sitzen und beschrieb das Kuvert, — und so drückte die kleine Rothaarige sich wieder; und sie stand auf und setzte sich vor ihre Suppe, die sie sich aus einem Näpfchen auf den Teller goß. Hastig löffelte sie darauf los, aber als Mieze das Fleisch brachte, konnte sie nur die ersten Bissen hinunterbringen. Dann widerstand es ihr, und sie stellte es sich zum Abend weg.

Die Aufregung des ganzen Tages und auch die leise Sorge vor dem bevorstehenden Besuche nahmen ihr allen Appetit, und machten es ihr unmöglich, weiter zu essen. Sie tat das Stück Fleisch auf ein Tellerchen und stellte es in ihren kleinen geschnitzten Schrank, wo sie alles aufbewahrte, was sie für ihre Mahlzeiten nötig hatte.

Dann wusch sie sich wie beim Nachhausekommen die Hände und schrieb den Brief an Frau Winkler.

Inzwiſchen hatte Mieze abgeräumt, das Tiſchchen wieder in das Zimmer zurückgeſtellt, es mit einer bunten Decke verſehen und ein paar Bücher in anſehnlichem Einband daraufgelegt.

Nun war das Zimmer mit ſeinen Bücherſchränken und Geſtellen das richtige Arbeitszimmer.

— So, Mieze, bringen Sie den Brief einmal nebenan hin, und warten Sie auf Antwort. Sagen Sie gleich, daß Sie von mir kommen.

— Schön, Fräulein!

Dabei hatte ſie ein ſolch verſtändnisvolles Grinſen, ſo lüſtern neugierig, daß es Fräulein Griſebach zum erſtenmal vor ihr ekelte.

Am liebſten hätte ſie es ihr verwieſen; aber mit dem Mädchen war ja nichts anzufangen. Die war von Haus aus ein wenig beſchränkt, und doch dabei von einer frühreifen Geriſſenheit auf anderen Gebieten, daß ihr nicht beizukommen war.

Sie trat auf den Balkon hinaus und ſah, wie die rote Mieze nebenan an der Gartenpforte ſtand und klingelte, — aber erſt, als ſie zum drittenmal geſchellt hatte, kam das Dienſtmädchen.

Die Mieze hatte gerufen:

— Ein wichtiger Brief von Fräulein Griſebach.

Aber aufgemacht wurde ihr nicht; ſie mußte das Schreiben durch das Gitter reichen, und ſollte da auf Antwort warten. Das ſchien ihr nun gar nicht zu gefallen, man merkte ihr deutlich die Enttäuſchung

an, wie ſie vor der verſchloſſenen Tür mißbilligende Blicke auf das Haus warf. Voller Neugier ſuchten ihre Augen alle Fenſter ab, allein niemand zeigte ſich. Das Mädchen ſchien gar nicht wiederzukommen.

Nun ſah Mieze zum Balkon zu Fräulein Griſebach herauf, und kam fragend bis vor das Haus.

— Sie müſſen ſchon warten, bis die Antwort kommt, rief ſie ihr hinunter.

Und ſie ging achſelzuckend wieder bis an die Tür des Nebenhauſes, wo ſie ein Steinchen mit dem Fuße von einer der Granitplatten bis auf die andere ſtieß, um ſich die Zeit zu vertreiben.

Endlich kam das Mädchen zurück, und brachte ihr Beſcheid. Mieze ſchien etwas zu fragen, aber das Mädchen ließ ſich auf nichts ein, und ging wieder in das Haus zurück.

Fräulein Griſebach erwartete die Antwort an der Treppe.

— Die gnädige Frau würden um vier Uhr für Fräulein Griſebach zu ſprechen ſein, hat das Mädchen beſtellt. Sonſt kein Wort. Die ſcheinen ja mächtig ſtolz zu tun, meinte Mieze. Die haben es wahrhaftig grade nötig.

V.

Die kleine Uhr über dem Schreibtiſche hatte ihre dünnen vier Schläge ertönen laſſen, als Fräulein Griſebach ſich erhob und das ſchon über dem Stuhle liegende Jackett anzog. Den Hut — ſie hatte ihren ganz dunklen mit großer, ſchwarzer Schleife genommen — hatte ſie ſchon vor zehn Minuten aufgeſetzt.

Sie trat vor den Spiegel, und ſtreifte die Handſchuhe über, und beſah ſich. Ganz dunkel hatte ſie ſich gekleidet, eine ſchlichte Seidenbluſe, die dazu paßte, wie es ſich für ſolch einen Beſuch gehörte.

Nun ſchlug es auch von einer nahen Uhr; und als die vier dumpfen Töne verklungen waren, ſah Fräulein Griſebach ſich noch einmal im Zimmer um, überlegte, ob ſie nicht einen Sonnenſchirm nehmen ſollte, um etwas in der Hand zu haben, aber verwarf die Abſicht ſofort wieder, da es ſich ja nur um den Gang bis zum Nebenhauſe handelte.

Das Mädchen ſchien ſie erwartet zu haben, denn es öffnete ihr ſchon die Gittertür, noch ehe ſie dazu gekommen war, die Klingel zu ziehen.

— Wollen Fräulein nicht gleich ablegen? fragte das Mädchen; es iſt von der Sonne ſehr warm bei uns in den Stuben.

Und ſie ließ das Jackett an einen der Riegel neben dem Spiegel des Entrees hängen.

— Bitte, hier! Gnädige Frau wird gleich kommen.

Sie trat in ein Zimmer ein, deſſen Fenſter nach dem Hintergarten zu lagen.

— In den Zimmern vorn ſind nämlich die Jalouſieen herunter, und gnädige Frau will nicht, daß ſie aufgezogen werden, entſchuldigte das Mädchen.

Links vom Fenſter ſtand ein einfacher Schreibtiſch, auf dem allerlei Wirtſchaftsbücher lagen. Es mußte wohl eine Art Frühſtücksſtube ſein, der Raum, wo ſich Frau Winkler gewöhnlich aufhielt, während Salon und das eigentliche große Eßzimmer nach vornheraus lagen. Den Teil der Vorderwohnung kannte ſie von früher her.

Ein Sofa, ein paar bequeme Stühle und an der Wand ein Regal mit Büchern, denen man es anſah, daß ſie öfters in die Hand genommen wurden und nicht nur zur Zierde da waren.

Über dem Tiſche eine zum Ziehen eingerichtete Gaslampe mit breiter, grüner Kuppel.

Zwiſchen den Fenſtern ſtanden hohe Hyazinthengläſer, die feinen, weißen Wurzeln in den engen, waſſergefüllten Untervaſen wirr verzweigt; und von den bunten Blütenſtauden zog durch die Fenſter-

ſpalten ein ſüßlicher Duft, wie von Verweſung, und legte ſich atembeklemmend auf die Bruſt.

Es war ganz ſtill im Hauſe, als ob ein Toter dort läge; aber nichts unglückliches dabei, ſondern wie die Weihe eines Schmerzes voll tiefer Tragik. Dieſer Gedanke kam Fräulein Griſebach ganz von ſelbſt, unaufdringlich, wie ein verſöhnender Ausklang.

Die Tür ging auf, und Frau Winkler trat in das Zimmer. Die ſchöne, blonde Frau, die ſchon ſeit acht Jahren Witwe war und ſich ganz der Erziehung ihres Kindes gewidmet hatte, blieb einen Augenblick ſtehen, als ſie die Tür hinter ſich geſchloſſen hatte. Ihre ſonſt ſo klaren Augen blickten fahrig und unruhig; dann aber raffte ſie ſich zuſammen, und reichte Fräulein Griſebach die Hand, indem ſie ſagte:

— Was Sie mir auch bringen mögen, ſeien Sie mir willkommen. Ich brauche einen Menſchen, um ein Wort von draußen zu hören, muß einmal wieder meine Stimme zu anderen hören, als nur hier im Hauſe. Ich kann mir denken, daß Sie im Auftrage von Fräulein Antelmann kommen.

— Gnädige Frau, ich . . .

— Ich weiß, was Sie mir bringen. Das iſt ja alles ganz ſelbſtverſtändlich. Ich habe nur noch nicht daran gedacht. Ich hatte mehr zu denken und zu tun. Ich melde Betty noch heute ab; nicht wahr, das iſt es doch, was Sie mir nahelegen wollten?

— Gnädige Frau, wir wiſſen ja noch gar nicht, wie die Dinge liegen, und haben deshalb kein Urteil.

— Nun, Fräulein Griſebach, ſie liegen ſo ſchlimm, wie man ſie ſich nur denken kann. Da gibt es nichts zu beſchönigen. Und das Schlimmſte iſt, daß ich mich ſelbſt nicht von aller Schuld freiſprechen kann. Vielleicht iſt es doch richtiger, daß man die jungen Mädchen unter ſtrengere Aufſicht nimmt, daß man ihnen nicht blind vertraut, und ihnen ſo viel Freiheit gönnt, wie das jetzt der Fall iſt, wenn die Möglichkeit der Freiheit derart ausgenutzt wird. Das Recht der Perſönlichkeit wird allzuſehr betont, und es iſt zu wenig von den Pflichten die Rede, ſowohl in der Schule wie zu Hauſe. Zu all dieſen neuen Anſchauungen gehören doch wohl reifere Menſchen, und auch eine Geſellſchaft, in der die raffinierte Verführung nicht ſolch eine große Rolle ſpielt, als wie das jetzt der Fall iſt. Ich wenigſtens hatte geglaubt, ich könne meinem Kinde vertrauen.

— Das haben wir alle geglaubt. Seien Sie verſichert, liebe Frau Winkler.

— Ja, ja, Sie ſehen ja, wohin das führt. Ein verlorenes Leben. Dazu hat man ſich nun gebangt und geſorgt, ſechzehn Jahre lang, — hat all ſeine Hoffnungen auf die Zukunft geſetzt, und muß nun ſehen, wie alles über Nacht zunichte wird.

— Es wird hoffentlich nicht ſo ſchlimm ſein.

— Ach, ich habe keinen Glauben mehr. Ich habe

mir oft Sorgen gemacht, wie leicht mein Kind das Leben nimmt. Daß es aber die Dinge so leichtsinnig auffaßt, hätte ich doch nicht gedacht. Jetzt erst weiß ich, allzu spät, wie die Jugend denkt und empfindet. Ganz das leichte Temperament des Vaters, der auch über alles hinwegglitt und ernsthaften Dingen gern auswich. Und auch von mir selbst hat Betty viel. Ich habe ihr immer die Freude am Leben gepredigt, ich bin nicht pessimistisch veranlagt und habe Lust an geselligem Frohsinn; das kenne ich nicht anders von meiner Heimat am Rhein her. Ich lache gern, und bin nie froher, als wenn ich andere lustig sehe. So wollte ich mir auch mein Kind erziehen zu rechtem Frohsinn, habe alles Häßliche, wie ich meinte, ferngehalten, daß es gar nicht gewußt hat, wie viel Böses und Dunkles sich im Leben findet. Aber es ist wohl das falscheste gewesen, was ich tun konnte. Da habe ich gefehlt.

— Wie können Sie sich deshalb wohl einen Vorwurf machen?

— Ich muß es tun, denn ich habe dem Kinde einen falschen Begriff vom Dasein gegeben, weil ich ihm verschleiert habe, was ich als Mutter ihm hätte offenbaren müssen; und darum finde ich nun keine zornig, scheltenden Worte gegen mein Kind. Ich wage es nicht einmal, meinen Schmerz recht laut werden zu lassen, ich habe solche Angst, es könne sie zu einem voreiligen Schritte treiben. Ich habe nur immer das

eine Wort: — Wie konnteſt du dir und mir das antun? . .

— Darf ich ſie ſehen? — kann ich mit ihr ſprechen? . .

— Ja, ich bitte Sie darum; aber machen Sie ihr das Herz nicht mit Zukunftsgedanken ſchwer. Es hilft ja nichts mehr. Auslöſchen läßt ſich das nicht; aber verſchleiern und verdecken müſſen wir es, und nicht daran rühren, wenn es nicht nötig iſt. Sie wird es ja abbüßen, trotz allem, — wenn ſie, viel ſpäter einmal erkennt, um was ſie ſich gebracht hat, daß ſie leichtſinnig ihr Beſtes geopfert, für nichts und wieder nichts.

— Wie iſt ſie denn? . .

— Ganz ruhig, ſo ſicher und gefaßt, nachdem das erſte ſchwere Geſtändnis einmal überwunden war; denn das war ſchrecklich, das können Sie ſich wohl denken, und ich weiß noch nicht, wie ich das überlebt habe. Keinen Augenblick hat ſie geleugnet, ſondern alles zugegeben.

— Wollen Sie dabei ſein, wenn ich mit ihr ſpreche? . .

— Nein, ich laſſe Sie allein, das iſt beſſer. Anfangs hat ſie dageſeſſen und vor ſich hingebrütet, und ich habe Angſt gehabt. Ich mochte ſie nicht allein laſſen, nicht einen Augenblick; vor allem nicht oben im Hauſe. Und die Nacht hat ſie neben mir ſchlafen müſſen. — Da aber hat ſie nur gelächelt und geſagt:

Nein, Mutti, was du denkſt, das wäre feige. Ich gehe nicht von dir, ich will dir nicht neuen Schmerz bereiten, denn es wäre trotz allem doch ein neuer Schmerz! . . Da habe ich mich nicht halten können, und habe ſie in meine Arme geſchloſſen und geweint wie nie in meinem Leben, ſo hat es mich geſchüttelt. Sie aber iſt viel ſtärker und ruhiger als ich.

— Sie iſt immer ſehr ſelbſtändig geweſen, in all ihrem Denken, und eigenartiger, reifer als die meiſten ihrer Altersgenoſſinnen.

— Das mag wohl ſein, nur ich wußte es nicht. In all dem Unglück hat mich eins ganz merkwürdig getröſtet. Vor vielleicht drei Wochen haben wir über allerlei geſprochen, und da hatte ſie mir geſagt, und hat mir feſt in die Augen geſehen: Mutti, ſpäter einmal muß ich dir etwas erzählen, ſpäter, wenn ich es kann, dann denk' daran, daß ich es dir heute ſchon angekündigt habe. Ich bin in ſie gedrungen, daß ſie doch kein Geheimnis ſonſt vor mir habe, — daß ſie es mir gleich ſagen möge. Da hat ſie den Kopf geſchüttelt und erklärt, das gehe nicht, denn es ſei eine große Dummheit, vielleicht eine Schlechtigkeit. Da habe ich lachen müſſen und ihr erklärt, ſie möge ruhig damit warten, denn daran könne ich nicht glauben, und wolle es auch nicht, daß ſie eine Schlechtigkeit begehen könne.

— Das hätte ich auch wohl geſagt; denn nie im Leben hätte ich Betty etwas Böſes zugetraut.

— Und da kam mir nun geſtern in all meiner Not die Vorſtellung, daß alles, was ich ſchreckliches in dieſen zwei Tagen erfahren habe, ſchon Wochen und Monate zurücklag, daß ich in all den Tagen zuvor mit meinem Kinde gelacht und geſcherzt hatte, ohne ein Gefühl dafür zu haben, was paſſiert war, — bis ein dummer Zufall mir die Augen geöffnet hat, und mich Dinge wiſſen ließ, die mir beſſer für immer verborgen geblieben wären. Ich hatte mein Kind wie immer in den Armen gehalten, hatte ſie geküßt, an ihre Reinheit geglaubt, wie an das Heiligſte, was es auf Erden gab, — und ich war in trügeriſcher Unwiſſenheit einhergegangen. Alles war anders geweſen, als ich gedacht hatte. Da habe ich nicht mehr die Kraft gefunden, mich zu empören, da ſchien mir jede Strafe eine Ungerechtigkeit. Es hatte ſich ja nichts geändert. Nur ich hatte etwas erfahren. Und da bin ich irre geworden, und habe nicht mehr die Kraft zur Entrüſtung gehabt. Ach, Fräulein, das können Sie ja alles gar nicht verſtehen. Dazu muß man Frau ſein.

Fräulein Griſebach ſah ſie an, und da Frau Winkler nicht fortfuhr, ſondern ſchwieg, beſchlich ſie ein ſeltſames Gefühl, eine Unruhe, ob die Frau recht haben konnte, und ſie all das nicht verſtehe.

Es war richtig, daß ſie von alledem ſich keine rechte Vorſtellung machen konnte, aber das war ja auch gar nicht nötig. Nicht die Tatſache ſelbſt und

ihre Art, ſondern deren Folgen allein gingen ſie etwas an; und doch war ſie ſeltſam bedrückt, und fand kein Wort, wußte nicht, was ſie erwidern ſollte; und das ſchwüle Schweigen legte ſich wieder über den kleinen Raum, das zu Anfang, als ſie gekommen war, in dem Zimmer in ſo beängſtigender Art geherrſcht hatte.

— Könnte ich nicht jetzt Betty einmal ſprechen, fragte Fräulein Griſebach, um dem Schweigen ein Ende zu machen.

— Ja, ich will es ihr ſagen. Einen Augenblick nur.

Damit verließ Frau Winkler das Zimmer, und Fräulein Griſebach blieb allein. Sie beſah die Bilder an den Wänden, Familienphotographieen. Auf dem Schreibtiſche ſtanden fünf Bilder von Betty Winkler, alle etwa drei Jahre auseinander. Hier als Baby, halb nackt in einem großen Seſſel ſitzend, dann als Kind mit einem Pferdchen, als Schulmädel mit Matroſenmütze und der erſten Schulmappe auf dem Rücken, als größeres Mädchen im koketten Sonntagskleid, und endlich ein Bild aus der letzten Zeit. Der Rock faſt bis auf die Füße fallend, der Hut groß und voller Blumen über dem feinen Geſichtchen, die Figur ſchlank und doch ſchon ganz ausgebildet, mit einem träumeriſch ſehnſüchtigen Zuge im Geſicht und einem fragend erſtaunten Ausdrucke in den großen Kinderaugen.

Das Bild hielt ſie nun in den Händen, ſah das unſchuldige Geſicht und ſagte ſich, daß ſich wirklich nichts darin geändert hatte. Genau ſo hatte das Mädchen ſie noch vor drei Tagen angeſehen. Und nun fragte ſich die junge Lehrerin, ganz wie die Mutter, ob all das wohl geſchehen war *vor* Aufnahme dieſes Bildes? Welchen Einfluß mochte es gehabt haben, welch eine Wandlung mochte in ihr vor ſich gegangen ſein? Denn es mußte eine Umwälzung mit ſich gezogen haben, wenn nicht alles leeres Gerede war, — wenn die Sache wirklich jene Bedeutung beſaß, die alle Welt ihr voller Entrüſtung beilegte.

Wo lag die Wahrheit? — Da freilich verſagte ihre Erfahrung, wenn ſie an dieſe Dinge herantrat.

Frau Winkler kam zurück, und ſagte taſtend:

— Betty möchte lieber auf ihrem Zimmer bleiben. Sie kommen wohl mit hinauf, — bitte hier.

Sie ſtieg vor ihr die Treppe hinauf, und öffnete ihr die Tür zu Bettys Zimmer. —

Die Tür hatte ſich ſchon wieder hinter der Mutter geſchloſſen, als ſie ſich noch ſtumm gegenüber ſtanden. Fräulein Griſebach auf der Schwelle, das junge Mädchen an der andern Seite des Zimmers, am Fenſter, mit dem Rücken gegen das Licht, ſo daß vom Geſicht nichts zu erkennen war.

Dann trat Betty einen Schritt näher, und als Fräulein Griſebach das blaſſe Geſicht ſah, und darin

die hellen Augen, die ſie ſo ruhig und frei anblickten, da folgte ſie einem raſchen Impulſe und ſtreckte ihr wortlos die Hand entgegen, die Betty ergriff und einen Augenblick feſthielt.

Sie wies auf einen Stuhl hin, und ſagte dann leiſe:

— Fräulein Griſebach, — nun iſt es vorbei. Nun bin ich Ihre Schülerin nicht mehr, und bin es doch ſo gern geweſen. Sie ſind gewiß gekommen, um mir von Fräulein Antelmann zu beſtellen, daß ich nicht zurückkommen darf. Sie ſehen, daß mich das nicht überraſcht, ich wußte gleich, daß es ſo kommen mußte.

— Und Sie nehmen das ſo ruhig auf, Betty? —

— Ruhig? — Jetzt ja, geſtern noch nicht. Heute iſt das alles ſchon überwunden. Ich denke ſchon an anderes.

— Und an was?

— Was aus mir werden ſoll.

— Ja, das frage ich mich auch.

— Ich habe auch ſchon die Antwort.

— Und das wäre?

— Aber Sie dürfen es Mama nicht ſagen.

— Ich verſpreche es Ihnen.

— Ich will Schauſpielerin werden.

— Schauſpielerin?

— Ja. Sie ſelbſt haben mir oft geſagt, wie gut ich ſpreche, daß ich Temperament habe, und . . .

— Ja, liebes Kind, vom Standpunkt der Schule

aus, und ſoweit ich das beurteilen kann. Aber von da bis zur Bühne iſt ein weiter Weg.

— Und wenn er noch ſo weit iſt, ich werde ihn gehen. Ich habe früher ſchon mit Mama darüber geſprochen. Damals wollte ſie nichts davon wiſſen. Vor allem hatte ſie Bedenken, die nun wohl wegfallen können und müſſen.

— Aber Betty, ich . . .

— Nein, Fräulein Griſebach, ich bin mir nur zu klar. Ich habe jetzt ganz offene Augen, kann mir nichts vormachen, und will auch anderen nichts mehr vormachen. Jene Bedenken können jetzt wirklich nichts mehr beſagen.

— Oder aber ſie könnten auch verſtärkt worden ſein. Denn mir ſcheint, daß jetzt die Gefahren nur noch gewachſen ſind.

— Ach nein, Fräulein Griſebach, da täuſchen Sie ſich doch wohl in mir. Wie ich nach und nach dazu gekommen bin, iſt mir ja ſelbſt nicht ganz klar. Das iſt alles wie von ſelbſt geſchehen. Aus einem erſten, ſcheinbar harmloſen Beſuche, zu dem ich mich durch Elſe Ahrens habe verleiten laſſen. Ich wenigſtens dachte, es ſei harmlos. Neugier war auch mit dabei, weil wir allerlei erfahren hatten, was unſere Phantaſie gereizt hatte, aber wir waren ja zu zweien, da konnte uns nichts geſchehen. Ein Verlangen, etwas Verbotenes zu tun, ohne daß wir uns recht vorſtellten, was geſchehen konnte.

— Wie iſt es nur möglich geweſen!

— Und dann war man eingelullt und gefangengenommen von all dem Neuen, und hatte endlich keinen eignen Willen mehr. Und es zog einen wieder hin, weil es in der ſchrecklichen Eintönigkeit der Schule ſo etwas ganz anderes war, etwas ſo furchtbar Spannendes, dem man ſich mit aller Kraft nicht entziehen konnte. Die einzige Gelegenheit, einmal etwas zu erfahren, von jenem Geheimnis zu erfahren, um das alle unſere Träume gingen. Und allerhand ſeltſame Gedanken umſchmeichelten einen bei Tag und bei Nacht und beſchäftigten einen unausgeſetzt. Dieſes Locken und Rufen kann man ja nicht ſchildern, Fräulein Griſebach. Ganz im Taumel, daß man gar nicht mehr weiß, ob man wacht oder träumt. Und wenn man dabei niemandem ſagen kann, wie einem zumute iſt!

— Aber Kind, das ſolltet ihr . .

— Nein, Fräulein, das geht wirklich nicht. Jetzt, ja, aber vorher kein Wort, keins. Ich habe doch ſolch ein Vertrauen zu Mama, aber das hätte ich doch nicht gekonnt, ihr davon auch nur ein Wort zu ſagen. Da müßte unſere Mutter doch noch viel, viel mehr unſere gute Freundin ſein, der man alles beichten kann. — Was für Träume man hat, und wie man ſich ſchlaflos wälzt. Wie einen das quält, daß man aufſpringen möchte und fortlaufen, irgend wohin, zu irgend jemand, ganz gleich wohin, nur fort, fort, zu irgend wem. . .

Sie hielt inne, ſah Fräulein Griſebach an, die ganz blaß vor ihr ſaß und nicht aufzuſehen wagte, lächelte ein wenig und fuhr dann fort:

— Aber davon wiſſen Sie wohl nichts? — Das haben wir uns alle geſagt, daß Sie wohl nie ſo empfunden haben. Und wir haben anfangs geglaubt, jede für ſich, daß das krankhaft ſei; und man hat gefürchtet, daß man verrückt werden könnte, bis es ſich herausgeſtellt, daß es den meiſten ganz ähnlich ergangen iſt, mit nur ganz wenigen Ausnahmen.

— Ich verſtehe dich nicht, Kind. Wirklich nicht.

— Ja, das glaube ich wohl. Dann haben wir von nichts anderem mehr geſprochen, und eine hat angefangen und hat erzählt, was ſie alles wußte, und jede hat dazu beigetragen, und wir haben die Dinge alle beim richtigen Namen genannt, wie wir ſie erfahren haben. Ein Mädchen aus einer andern Schule hat uns einmal erzählt, was ſie mit einem Vetter auf einem Gute erlebt hatte; und dann hat es bei uns auch angefangen, ich weiß nicht, ob ſie gelogen haben und alles nur erfunden; — aber es gehörte ſich, daß man ein Abenteuer hatte. Die nichts davon wiſſen wollten, wurden verachtet. Und es hat ſich ein Klub aufgetan, der hieß: Die unſchuldigen Kindlein, — und die Mitglieder mußten ſich verpflichten, bei der erſten Gelegenheit, die ſich bieten ſollte, ſich zu opfern. Wer es nicht wollte, der wurde verhöhnt und verachtet.

— Betty, Betty, was reden Sie da? —

— Nur was ich muß, nur wie alles geweſen iſt. All das hat mit dazu beigetragen. Aber dann, als es zu ſpät war, da habe ich geſehen, daß es bei den meiſten wohl immer nur leere Prahlerei war, womit ſie renommiert hatten. Nur Käte Marbach hat alles ernſt genommen und iſt aus reiner Torheit mit hineingeraten. Bei mir iſt das der Grund nicht geweſen, denn ich habe all dieſe dummen Redereien nicht mitgemacht. Es hat wohl mitgeholfen, aber iſt nicht ſchuld daran. Es hätte ſich auch ohne all dieſe Schulgeſchichten ereignet, glaube ich. Vielleicht nicht, wenn man einen Menſchen gehabt hätte, der einem die Augen früh genug geöffnet hätte. Die einen ſind hingegangen, weil es dort Konfekt gab, und Kuchen und ſüßen Wein, der ſie betört hat. Ich bin wieder hingegangen, weil ich wiſſen wollte; dort konnte ich erfahren, weiter wollte ich anfangs nichts, nur fragen und hören, da ſich die Gelegenheit ſo willig bot; aber wenn man einmal den erſten Schritt getan, iſt es auch um einen geſchehen. Da kommt dann alles wie von ſelbſt, und es gibt kein Zurück mehr, weil man ja die Gefahr gar nicht kennt. So ſind wir alle wie die Blinden geweſen. Wir haben uns an den Händen gehalten in unſerer Neugier und Angſt, und ſo ſind wir der Gefahr, die wir ahnten und erwarteten, direkt in den Weg gelaufen.

Fräulein Griſebach ſaß faſſungslos auf dem kleinen Sofa mit ſeinen ſteifen, weißen Lehnen, grade unter den bunten Landſchaftsbildern in ihren weißen Rahmen, und krampfte angſtvoll die Hände zuſammen über das, was ſie da hörte. Sie wäre am liebſten aufgeſprungen und fortgelaufen, um das alles nicht mit anhören zu müſſen.

Sie begriff gar nicht, was Betty Winkler ihr erzählte. Die Worte verklangen in ihren Ohren. Es war wie ein wildes Rauſchen ohne Inhalt, ohne Sinn und Verſtand; wie ein ganz wirrer Traum.

Draußen ſchien die Nachmittagsſonne ſchon matter durch die Bäume, ein paar Vögel lärmten in den grünenden Büſchen, und die Schwalben jagten laut in der Luft. In dem hellen Mädchenzimmer, mit ſeiner roſengeblümten Tapete, wo das weißlackierte Bett ſo ſauber hinter zarten Mullvorhängen ſtand, wo alles peinliche Ordnung und einen leidenſchaftsloſen Frieden atmete, ging das junge ſchlanke Mädchen auf und ab, und ſagte mit einer ruhigen Selbſtverſtändlichkeit Dinge, die Fräulein Griſebach das Blut in die Schläfen trieben.

Betty ſprach ja irre. All das waren die wilden Ausgeburten einer überreizten Phantaſie. Das konnte ja alles gar nicht auf Wahrheit beruhen, was ſie da von ſich und ihren Mitſchülerinnen erzählte.

Nun blieb Betty vor ihr ſtehen, und ſah ihr feſt ins Geſicht, daß die Lehrerin die Blicke abwenden

wollte, aber es zog ſie wieder zurück, das Kind anzuſehen, und Betty ſagte ganz ruhig:

— Ja, Fräulein Griſebach, wenn wir mehr Vertrauen zu Ihnen gehabt hätten, nicht bloß das Schulvertrauen, — wenn wir uns hätten vorſtellen können, daß Sie auch einmal ſo gefühlt wie wir, daß Sie in derſelben haltloſen Verfaſſung geweſen ſein könnten, wo alles in einem und um einen herum ins Wanken gerät, wo man etwas tun muß, was man gar nicht will, was einem im Grunde eklig und widerwärtig iſt, — das wäre gut geweſen. Denn ſehen Sie, von unſeren Müttern haben wir das nicht geglaubt, mit Ausnahme von Liſſy Runberg, deren Mutter im vorigen Jahr noch ein Baby gekriegt hat. Die hat anders gedacht, wenigſtens wie ſie zu uns von ihrer Mutter geſprochen hat. Ich habe ja meinen Vater nie gekannt, ich habe auch keine Vettern und nie Freunde gehabt, habe nie gewußt, was eigentlich ein Mann iſt; denn aus den dummen Jungen, den Gymnaſiaſten, die hinter uns hergelaufen ſind, habe ich mir nie etwas gemacht. Die waren doch ebenſo unwiſſend wie wir ſelber. Manche haben ja auch da allerhand Dummheiten getrieben. Aber das war mir zu kindiſch.

— Und dieſer ältere Herr? . . .

— Nein, Fräulein Griſebach, der iſt mir ein ganz fremder Menſch geblieben. Ach, das können Sie ſich ja gar nicht vorſtellen, wie das alles geweſen iſt. Das

hat ja mit der Person an sich eigentlich nichts zu schaffen. Das konnte jeder sein, den der Zufall herbeiführte. Nur ein gewisser Nimbus sprach mit, den das Gerede der anderen darum gebreitet hatte; wie die Geschichte vom Menschenfresser, vor dem man sich fürchtet, aber in dessen Höhle man gern einmal einen Blick hineingeworfen hätte. Denn das haben wir gewußt, daß es nicht gefahrlos war, aber wir sind weiter hineingegangen, immer weiter. Wir mußten einfach. Wie auf schwachem Eise haben wir mit dem Fuße getastet, bangend vor dem, was kommen konnte, mit klopfendem Herzen, in Furcht und Erwartung, bis man dann plötzlich eingebrochen ist. Ich sage das alles nicht als Entschuldigung, nur daß Sie einmal wissen, wie das ist. Ich für mich suche nach keiner Entschuldigung; ich brauche keine.

— Und so hast du dir alles zerstört.

— Was habe ich mir zerstört? — Vielleicht habe ich mir auch damit meinen Weg ins Leben gebahnt. Vielleicht habe ich mich aus einer irren Dumpfheit freigemacht, in der ich sonst erstickt wäre. Nein, Fräulein Grisebach, ich kann nicht jammern und weinen. Es hat Mama anfangs auch entsetzt, alles, was ich gesagt habe. Dann hat es sie beruhigt, daß ich selbst so ruhig bin. Das bin ich, glauben Sie mir, sehr ruhig.

— Das verstehe ich nicht.

Betty Winkler lächelte nur ganz fein überlegen, und fuhr fort:

— Ich bin vorher ſo unruhig geweſen, ich habe ſolch eine Angſt gehabt; denn wenn es einem auch niemand direkt-geſagt hat, all das Unbekannte hat wie ein ſchwerer Schatten auf mir gelegen. Dieſe ſinnloſe Angſt vor der Zukunft, daß es einmal geſchehen ſollte, daß man einem fremden Mann gehören mußte. Nun liegt das hinter mir, ſchon ſeit Monaten, — und ich bin ganz ruhig geworden. Vielleicht iſt es auch ein Stück Enttäuſchung, das da mitſpricht. Eine Illuſion, die man vor der brutalen Wirklichkeit verloren hat. Nun zieht mich nichts mehr, nichts lockt und quält mehr. Jetzt bin ich wieder ganz ich ſelbſt, und kann für mich weiterleben. Denn ſchließlich lebt doch jeder für ſich, und nicht für die anderen.

— Ach, Kind, ſagte Fräulein Griſebach. Welch eine heilloſe Verwirrung hat man in deinem Innern angerichtet. Ich glaubte, es ſei nötig, dich zu beruhigen, und nun bin ich in die größte Unruhe durch alles, was du ſagſt, verſetzt.

— Verwirrung, Fräulein Griſebach? Doch nicht. Das ſind, meine ich, alles Dinge, die uns die neue Frauenbewegung längſt gebracht hat. Da verlangt man das Recht über den eignen Körper, das uns höher ſtehen ſollte als alle geſellſchaftliche Konvention. Die Natur hat uns doch mal ſo geſchaffen; und ohne Abſicht iſt die eine nicht voller Temperament, und die andere wieder ganz gleich-

gültig gefühllos. Wie ſoll man anders handeln können, als wie man einmal muß? —

— Das Gift iſt alſo ſchon bis zu euch gedrungen? —

— Was für ein Gift? — Wir glauben, daß es kein Gift, ſondern alles nur zu richtig iſt, was wir davon gehört haben. Die Couſine von Hilma Böttcher iſt doch eine der bekannteſten und gefeiertſten Frauenrechtlerinnen. Dadurch haben wir das meiſte gehört darüber. Sie hat das große Buch über Mutterrecht geſchrieben, und kämpft für die Freiheit der Frau. Wir leſen ja auch faſt alle Tage davon in der Zeitung. Dachten Sie, wir wüßten von alledem nichts? — Alles kennen wir, und ſind entſchloſſen, dafür zu kämpfen. Wie ſollte das nun mit einem Male Gift ſein, wofür wir mit Freuden unſer Leben laſſen würden?

— Ach, Kind, was wiſſen dieſe überſpannten Frauen vom Leben? Da ſitzen ſie in ihren Verſammlungen, und reden ſich die Köpfe heiß über eine phantaſtiſche Zukunft, oder ſchreiben in der Stille ihres Zimmers Dinge, die nachher junge Seelen verwirren, und wiſſen nichts vom wirklichen Leben. Glaubt ihr denn, die Männer wollen von ſolchen Frauen was wiſſen?

— Was geht das die Männer an? Was gehen ſie uns viel an?

— Kind, Kind! wie ſprichſt du. Du verwirrſt ja alle Begriffe in deiner Verblendung. Ich fürchte,

du könnteſt ſpäter einmal an dir ſelbſt erfahren, was das zu bedeuten hat. Ich will dir wahrhaftig nicht wünſchen, daß es ſo kommen möge, — aber gewiß wirſt du einmal anders denken als heute. Du haſt ja deinen eigenen Wert nicht gekannt, und nicht beachtet, was uns Frauen in den Augen der Welt Anſehen und Achtung gibt. Helfen kann dir jetzt niemand, und ich will dir auch nicht deine merkwürdige Sicherheit nehmen, wenn ſie wirklich echt iſt, was ich nicht weiß. — Ich bin ganz ſtill und behalte alles für mich, was ich dir heute ſagen könnte.

— Ja, Fräulein Griſebach, laſſen Sie mich nur meine Straße ziehen. Ich glaube, daß ſie mich dorthin führt, wohin ich gehöre. Ich glaube an mein Talent, und ich denke, auch Sie werden einmal anders über mich urteilen, wenn ich meinem Ziel näher gekommen bin. Ich hatte noch immer geſchwankt, nun gibt es kein Zaudern mehr, keine Ungewißheit und kein Zurück. Das iſt vielleicht auch ein Wert.

— Gut, Kind, gut. Glaube an dich; ich wünſche es dir von Herzen. Aber wenn Stunden des Zweifels kommen ſollten, wo du jemanden brauchſt, dann bin ich für dich da. Komme zu mir, ich kenne dich nun doch in all den Jahren. Ich glaubte dich *ganz* zu kennen, und habe von dem Bedeutungsvollſten in deinem Leben nichts gewußt; aber ich weiß, daß du kein verlorenes Geſchöpf biſt. Über die dunklen Dinge,

die hinter dir liegen, habe ich keine Gewalt gehabt. Du haſt recht, ich weiß zu wenig davon; vielleicht ſollten wir auch davon mehr verſtehen, denn du biſt nicht eine Ausnahme, wie ich geglaubt, — nach allem, was ich von dir höre, denken viele ähnlich unter euch.

— Die Klügeren unter uns gewiß. Ein paar Stumpfſinnige natürlich nicht. Die zählen nicht mit. Sonſt denkt faſt die ganze Klaſſe wie ich. Einige gehen noch weiter. Ich ſage das nicht, um mich damit zu entſchuldigen. Ich will auch nicht petzen, das habe ich nie getan. Und ich weiß auch, Fräulein Griſebach, daß Sie das nicht falſch gebrauchen werden, was ich Ihnen ſage. Aber vielleicht ſehen Sie ſich unſere alte Klaſſe einmal daraufhin an. Ich glaube faſt, es wäre gut, wir hätten früher mit Ihnen über dieſe Sachen geſprochen, die uns und unſere ganze innere Natur mehr angehen wie mathematiſche Formeln oder Leſſings Laokoon, der uns nicht ſo viel zu geben hat.

Fräulein Griſebach ſaß ganz betroffen da. Sie kannte ihre Schülerin nicht wieder. Sie war nur an die knappen Antworten in der Schule gewöhnt; und wenn ſie einmal mit Betty Winkler gemeinſam nach Hauſe gegangen war, ſo hatten ſie ſich zwar ſtets lebhaft miteinander unterhalten, aber nie hatte das junge Mädchen ſo im Zuſammenhange geſprochen, nie über ſo rein perſönliche Dinge. Sie erſtaunte, wie ruhig

Betty ihre Sätze baute, wie ſicher ſie ſich zu verteidigen verſtand. Sie fühlte, daß ſie ſich bemühte, nicht banal zu ſein, ſondern für die Lehrerin zu ſprechen; und dieſes Bemühen ergriff ſie ebenſo ſtark wie alles, was ſie aus dieſem Mädchenmunde zu hören bekam.

— Alſo Betty, wenn du nun auch aus der Schule fort biſt, ich denke, wir ſehen uns trotzdem. Komme zu mir, ſo oft du willſt. Wer weiß, ob es nicht gut iſt, wenn wir über dieſe Dinge auch ferner ſprechen, um die ich mich gewiß viel zu wenig gekümmert habe.

— Ach, Fräulein Griſebach, ich glaube: Ich bin mit alledem fertig, und will auch nicht unnötig daran denken. Für mich iſt es eine Epiſode, die hinter mir liegt. Aber vielleicht könnten Sie den anderen einen Fingerzeig geben; denn ſie quälen ſich weiter, und es iſt wirklich nicht nötig, daß die Schwachen, die nur mitlaufen, und nicht die eigne Kraft haben, das erleben und durchmachen müſſen, was uns jetzt noch bevorſteht. Ich weiß nur das eine, daß, wenn ich vor Gericht kommen ſollte, was ich gar nicht verſtehen kann, und was allein für mich das ſchrecklichſte iſt, ich jede Auskunft verweigern werde. Ich bin über ſechzehn Jahre, und bin höchſtens Mama Rechenſchaft ſchuldig, niemandem ſonſt, wer es auch ſei. Daß ich die betrübt habe, vergebe ich mir nicht. An mir ſelbſt iſt mir nichts gelegen.

Damit geleitete ſie Fräulein Griſebach die Treppe hinunter, bis an die Haustür.

Frau Winkler war mit auf den Hausflur hinausgetreten, und ſchien verhindern zu wollen, daß Betty mit in den Garten ging.

Da ſagte das Mädchen ganz ruhig:

— Laß mich nur Mama, ich fürchte mich nicht vor den Leuten. Und dann Mutti, weshalb ſind alle Jalouſieen herunter? War das Abſicht? — Minna ſoll alle hochziehen, damit die Menſchen ſich nichts denken. Das iſt nicht nötig. Die Sonne iſt ja im Untergehen. Sieh nur, wie wundervoll rot der Himmel iſt. Iſt das nicht herrlich? —

Frau Winkler ſah Fräulein Griſebach fragend an, und die erwiderte auf den forſchenden Blick:

— Frau Winkler, wir beide werden wohl nicht ſo leicht klug aus dem Kinde werden; denn Ihre Tochter iſt ein Kind, und kein ſchlechter Charakter. Ich verſtehe, daß Sie nicht ſchelten und nicht zetern können; ich kann es auch nicht. Und das iſt mir ſo merkwürdig, daß ich mich und die Welt nicht mehr begreife. Ich glaube faſt, daß ich noch anfangen muß, eine ganze Menge neu hinzuzulernen, wovon ich bisher nicht viel gewußt habe. —

VI.

Die Sonne war noch einmal hinter dem Gewölk hervorgekommen, als Fräulein Griſebach das Haus verließ, um ſich zu der Ahrensſchen Villa zu begeben. Es war ſpäter geworden, als ſie dachte, aber ſie mußte auch dieſen Beſuch noch heute abmachen.

Sie ging langſam, denn die Gedanken über die Unterredung mit Betty Winkler beſchäftigten ſie derart, daß ſie am liebſten nach Hauſe gegangen wäre, um weiter darüber zu ſinnen.

Ihr war, als ſei ein Schleier von ihren Augen geriſſen; die Welt ringsum erſchien ihr in einem fremden Lichte. Nie hatte ſie ſich über ſolche Fragen Gedanken gemacht. Es war der Einblick in ein unbekanntes Land, und die jähe Erkenntnis verſetzte ſie in Beunruhigung, daß die Kinder, die ſie morgens unterrichtete, und die ſie zu kennen glaubte, außerhalb der Schule ſo anders waren und ganz fremdartige Intereſſen hatten.

Ein paar Hunde jagten vor ihr her, umkreiſten ſie, verſchwanden in einer Nebenſtraße, und kamen wieder angehetzt, ſo daß ſie raſch beiſeite trat, um

ſie vorbeizulaſſen, wie ſie ſich flohen und immer wieder ſuchten.

Spielend trieben ſie ſich um die Bäume, bis der kleinere ſich mit hängender Zunge dicht vor ihr wie ſchutzſuchend auf den Weg legte, ſo daß ſie um ihn herumgehen mußte, während der größere vor ihm ſtehen blieb, und neckend drollige, zuſpringende Bewegungen machte, um ihn wieder zum Liebesſpiel aufzutreiben. —

Sie ging jetzt an unbebauten Parkgrundſtücken hin, die wild bewachſen und ohne Weg waren, wo das vorjährige dunkle Laub noch den Boden unter den Stämmen der Bäume deckte, daß man nichts von der Erde ſah, nur dichtes Gebüſch und ein Geſtrüpp ſprießenden Grüns. Die Holzgitter aus gekreuzten Stangen waren morſch und an manchen Stellen gebrochen, und eine ungeſunde Sumpfluft wehte ſie dumpfig aus der Niederung der Bäke an.

Bald kam ſie wieder in bewohntere Gegend, wo nur zuweilen ein Gartenplatz zwiſchen den Villen frei war. Hier lagen in den ſteingepflaſterten Straßen die Schienen der elektriſchen Bahn eingebettet, die jetzt an ihr klingelnd vorbeiſauſte, um in einer Kurve um die Ecke zu verſchwinden. —

Sie ſtand vor der etwas protzigen Villa, die weit zurück von der Straße lag. Vor dem Hauſe breiteten ſich engliſch kurzgeſchorene, mattgrüne Raſenflächen, nur von einem einzigen Mittelbeete bunter

Blumen unterbrochen, die ein wenig Farbe in die Eintönigkeit brachten.

Ein großer Leonberger lag dicht an der ſchmiedeeiſernen Gittertür und erhob ſich auch nicht, als auf ihr Klingeln der Portier kam, um ihr zu öffnen und ſie zur Villa zu geleiten.

Der Herr wäre ausgegangen, aber die gnädige Frau ſei zu ſprechen, erklärte er ihr, und übergab den Beſuch dem Hausmädchen, das oben an der Treppe der Veranda ſchon wartete, um die Viſitenkarte der Beſucherin in Empfang zu nehmen.

Einen Augenblick mußte ſie in der großen Halle der Villa warten, und konnte ſich die Waffen, Teppiche und Felle betrachten, mit denen die Wände drapiert waren, dann wurde ſie in den Salon gebeten, ein hohes, ganz modern eingerichtetes Gemach, deſſen drei Fenſter auf die große Veranda gingen, von der breite Baluſtradentreppen in den Garten führten. Alles war auf das koſtbarſte eingerichtet, dabei ein wenig banal, wie es auch die großen Bilder des Herrn und der Frau vom Hauſe waren, die in ſchweren Goldrahmen aufdringlich an der Wand hingen.

Wie dieſe Ölbilder abſtachen gegen die einfachen Photographieen, die ſie vor einer Stunde ſich betrachtet hatte.

Dort die große blonde Frau und Mutter, hier dieſe kleine unanſehnliche, aber ſelbſt auf dem Ölbilde mit

all ihrem Schmuck behangene, aufgeputzte Frau, die noch vor kurzem in der Schule gewesen war, als ihre Tochter drei Tage lang das Haus hüten mußte. Da hatte sie ihr allerhand vorgejammert, wie schwer sie es habe mit ihrem Manne und mit der Tochter, und wie ihre Else so gar keinen Respekt vor ihr hatte, sondern alles besser wissen wollte. Vor dem Vater tue sie freilich, als ob sie in ihm eine Autorität sehe, aber kaum hatte er den Rücken gekehrt, so machte sie sich über ihn lustig. Es sei nicht leicht, das wilde Ding im Zaum zu halten.

Und dabei konnte Fräulein Grisebach nur sagen, daß Else Ahrens die fleißigste und begabteste Schülerin war, die sie sich denken konnte, der alles spielend leicht fiel, zumal sie ja seit ihrer Jugend Französisch und Englisch fließend sprach. Sie hatte nie zu klagen, außer daß sie manchmal eine zu schnoddrige Redensart von ihr hörte, wenn sie mit ihren Freundinnen sich außer Hörweite glaubte. —

Da kam die kleine lebhafte Frau, mit ihren so spitzen, schwarzen Augen, die ständig unruhig hin und her gingen, und von der die Tochter gewiß das fahrige Temperament geerbt hatte, auch schon hereingerauscht, angezogen als ob sie den vornehmsten Besuch zu erwarten habe.

— Ach, Fräulein Grisebach, wie schrecklich! nein, wie schrecklich! Mein Mann wollte sie ja einfach totschlagen. Gott weiß, was ihr geschehen wäre,

wenn ich ſie nicht mit aller Energie vor ihm beſchützt hätte.

Und plötzlich, ohne Fräulein Griſebach einen Stuhl anzubieten, hockte ſie ſich auf einen Seſſel, preßte das winzige Taſchentuch vor die Augen und fing an, herzzerbrechend zu ſchluchzen.

Als ſie ſich die Naſe putzen mußte, ſah ſie, daß Fräulein Griſebach noch mitten im Salon ſtand, und da ſagte ſie mit einem erſchreckten Lächeln, verbindlich:

— Ach, entſchuldigen Sie, aber ich bin aus aller Faſſung. Bitte, nehmen Sie doch Platz.

Nun ſaßen ſie ſich gegenüber, und die kleine Frau Ahrens redete ohne aufhören, erzählte bis ins kleinſte, wie alles gekommen war, wie ſie keine Ahnung gehabt hatte. Daß der Hauptmann Göricke bei ihnen verkehrt hatte; und was für ein luſtiger netter Menſch das geweſen. Nie hätte ſie ſo was von ihm gedacht. Ihr Mann wollte hingehen und ihn totſchlagen, aber da war er ſchon verhaftet. Erzählte, wie das eine Hausmädchen früher einmal eine Bemerkung gemacht hatte, und allerhand Andeutungen, ſo daß ſie der frechen Perſon ſchon hatte kündigen wollen, — bis es ſich herausſtellte, daß ſie nicht ſo unrecht gehabt, daß alles noch viel ſchlimmer war, als je ein Menſch ahnen konnte.

— Elſe leugnet ja alles ab, außer daß ſie öfters bei dem Menſchen war. Aber wer kann es wiſſen? Mein Mann hat ſchon alles beſtimmt, die

Briefe ſind ſchon unterwegs, und Elſe kommt nach England in eine Penſion, die uns dafür empfohlen iſt.

— Dann iſt ja mein Auftrag erledigt, ſagte Fräulein Griſebach, die bisher noch nicht hatte zu Worte kommen können.

— Ihr Auftrag? — was für ein Auftrag? . . .

— Nun, Fräulein Antelmann wollte nur ſagen laſſen, daß es ihr ſehr leid tue, Elſe zu verlieren, und ſie hätte gern erfahren was gnädige Frau weiter darüber beſtimmt haben.

— Ja, das hat alles mein Mann in die Hand genommen, und wird das ſchon regeln. O, er verſteht ſich auf ſolche Sachen. Sie müßten ihn nur kennen lernen.

— Und wie nimmt Elſe das auf?

— Elſe? — Die iſt froh, fortzukommen. Kaum daß mein Mann den Rücken kehrt, iſt ſie unverſchämt zu mir.

— Aber, gnädige Frau!

— Als er ſie hat ſchlagen wollen, — denn er wollte ſie ſchlagen, — da hat ſie ihm gedroht, ſie bringe ſich um, ſie ſpringe in den See, oder ſtürze ſich oben vom Dache herunter, wenn er ſie bloß anrühre. Sie können ſich denken, daß ihn das erſchreckt hat. Er aber hätte es trotzdem darauf ankommen laſſen, wenn ich mich nicht ins Mittel gelegt hätte. Das Kind war ſo wild, die wäre dazu imſtande geweſen, ganz gewiß wäre ſie das . . . Das hat mein Mann ja

denn auch eingesehen, und hat sie auf ihr Zimmer geschickt, und will sie nicht mehr vor Augen haben. Sie darf sich nicht vor ihm zeigen, sonst kann er nicht an sich halten, hat er ihr gedroht.

— Könnte ich Else nicht einmal sprechen?

— Aber gewiß. Das ist mir sogar sehr lieb, denn ich habe etwas zu besorgen im Hause. Keine fünf Minuten, und ich bin wieder da.

Damit raschelte sie hinaus, und Fräulein Grisebach trat an eines der fast bis zum Boden reichenden Fenster, die den Blick in den tiefen Garten freigaben, der hier nicht so steif englisch gehalten war.

Auf den mit grauweißen Steinsplittern überschütteten Wegen ging der große Leonberger spazieren, sah sie jetzt wohl am Fenster stehen, denn er kam schweifwedelnd die breiten Steinstufen zur Terrasse schwer herauf und hob seine Schnauze, wobei er damit so dicht an das Glas kam, daß Fräulein Grisebach zurückwich und sich tiefer in das Zimmer begab, während der Hund sich draußen schwerfällig lagerte.

— Guten Tag, Fräulein Grisebach!

Else Ahrens stand vor ihr, die Hände wie mit Absicht herabhängend, in den Falten des Kleides fast versteckt, damit der Gedanke gar nicht aufkam, ob man sich die Hand geben sollte oder nicht.

Das dunkle Haar floß ihr, von einer hellroten Schleife lose gehalten, über die Schultern herab bis zum Gürtel, der kleine, feste Mund schloß sich sehr

energiſch, und die dunklen, ſinnlichen Augen blickten ſo trotzig, als müſſe ſie vom erſten Moment an ſich zu hartnäckiger Abwehr wappnen.

— Sie ſollen alſo nach England? fragte Fräulein Griſebach endlich, weil ſie gar nicht wußte, was ſie ſagen ſollte, und nicht mehr verſtand, weshalb ſie ſich dieſer unangenehmen Situation ausgeſetzt hatte, nachdem Frau Ahrens ihr eröffnet, daß ſchon alles im Sinne von Fräulein Antelmann geregelt ſei.

— Ja, Papa will es ſo.

— Und Sie ſelbſt?

— Ich ginge lieber nach Frankreich.

— Und warum das, Elſe?

— Weil ich das Franzöſiſche mehr liebe, und ...

— Nun, und? ...

— Das würden Sie wahrſcheinlich für ſehr abſcheulich halten, Fräulein Griſebach, wenn ich Ihnen ſagen würde, was ich mir dabei denke.

— Aber, ich habe Ihnen doch jetzt nichts mehr zu ſagen. Ich kann Sie weder ſtrafen, noch habe ich das Recht, Ihnen noch Vorſchriften zu machen.

— Trotzdem! — Es iſt ein Gedanke, den ich früher ſchon geäußert habe, und der mir geſtern wiedergekommen iſt.

— So ſagen Sie es doch.

— Ich möchte nach Paris.

— Nach Paris?

— Ja, nach Paris durchgehen. Wenn mich früher

Mama und Papa gequält haben, und Papa mir immer geſagt hat, ich bekäme mit meinem heftigen Charakter nie einen Mann, und er würde ſich bedanken, mir je eine Mitgift zu geben, ich müſſe mich ſo verheiraten, habe ich mir gedacht, dann wollte ich einfach nach Paris gehen und Kokotte werden.

— Kokotte werden? — Aber Kind . . .

— Ich weiß, ich habe mir damals nichts rechtes darunter gedacht; aber jetzt iſt mir der Gedanke, den ich ſo im Unſinn manchmal hingeworfen habe, wiedergekommen. Früher haben die anderen ſich darüber entrüſtet oder gelacht, und ich ſelber habe es ja auch nur geſagt, damit ſie mich anſtaunten, aber jetzt iſt mir der Gedanke ganz ernſt gekommen. Ich wollte geſtern einfach ausrücken, aber ich hatte ja kein Geld, und zum Anfang muß man ſchon was haben. Der einzige, der es mir gegeben hätte, kann es ja nun auch nicht mehr tun. Und ſchließlich hat Papa ſich gar nicht ſo ſchlimm gehabt, wie ich anfangs dachte.

— Aber, Elſe, das iſt ja nicht zu glauben. Betty Winkler will Schauſpielerin werden, und Sie gar . . .

— Ja, Betty hat ſich immer mit ſolchen Halbheiten begnügt. Das haben wir öfters beſprochen. Wenn Papa mir kein Geld zum Heiraten geben will, und mich hier kein Reicher genommen hätte, wollte ich fortgehen nach Paris. Nicht hier in Deutſchland, da iſt das Unſinn. Aber in Frankreich, das kenne ich doch aus den Romanen, die Mama lieſt, und die

bei uns überall herumliegen und auch ſelber aus Paris und Oſtende.

— Alſo daher!

— Ja. Wenn ich richtig angezogen wäre, würde ich ebenſo chik ausſehen wie nur irgendeine im Journal amusant. Ich weiß, daß das ein luſtiges Leben ſein muß, das mir gewiß gefallen würde. Die verheirateten Frauen gelten ja da faſt gar nichts. Die anderen aber werden angeſtaunt, wie die Prinzeſſinnen. Und jetzt wird es wohl auch das Geſcheiteſte für mich ſein; denn heiraten wird mich ja keiner mehr, das hat Papa mir hundertmal geſagt.

— Aber Elſe!

— Was bleibt mir denn anders übrig? In ein Kloſter laſſe ich mich nicht packen. Glauben Sie denn, Fräulein Griſebach, daß ich das lange aushalten könnte? Das Toben von Papa und das Greinen von Mama hier? — Der bin ich immer nur unbequem geweſen. Die hat getan, als ob ich noch ein Baby wäre. Ich ſollte ſtets ganz kurze Kleider tragen. Das hat jedesmal einen Kampf gekoſtet. Denken Sie nur bei meinen Beinen, auf die immer alle Herren geguckt haben. Ja, Fräulein Griſebach, Sie hätten nur mal mit dabei ſein müſſen, wenn wir nach Berlin hineingefahren ſind, im Coupé. Da haben ſich immer ein paar, denen ich aufgefallen bin, mit hineingeſetzt. Auch wenn Mama oder ſonſt wer dabei war. Das habe ich oft genug geſehen. Die

Augen, die ſie dann gemacht haben. Zu komiſch! Damit hat ja die ganze Geſchichte angefangen. Dadurch bin ich erſt auf all die Gedanken gekommen.

— Das iſt ja nicht zu glauben.

— Ja, ja, Fräulein Griſebach. Was glauben Sie, wie viele hinter einem hergelaufen ſind? Da könnte ich Ihnen Namen genug nennen, auch von Leuten, die hier bei uns im Hauſe verkehren, die guten Freunde von Papa. Was die einem ſo geſagt und angeboten haben! — Aber das ſoll natürlich nun alles nicht wahr ſein. Wenn ich ſo etwas ſagen will, dann fängt Papa an zu ſchreien und zu toben und behauptet, es ſei alles Lüge von mir, und meine verderbte Phantaſie ſpiegele mir das alles vor. Was ſoll ich da tun? Aber mißhandeln laſſe ich mich nicht. Das ſind keine leeren Drohungen von mir geweſen, damit iſt es mir Ernſt geweſen. Ich mache mir gar nichts aus dem Leben.

— Aber Elſe, was fehlt Ihnen denn. Sie wohnen hier in einer der ſchönſten Villen, können ſich jeden Wunſch erfüllen, Ihre Eltern lieben Sie . . .

— Tun ſie das? —

— Gewiß tun ſie das! Das Leben liegt vor Ihnen ſo reich und ſo . . .

— Sehen Sie, nun ſtocken Sie ſchon, Sie wollten ſagen, vielverſprechend — oder glücklich oder ſo. Und nun hat es mir nichts gehalten.

Fräulein Griſebach ſchwieg betroffen, und Elſe fuhr fort:

— Das alles hat mir nichts geſagt und nichts gegeben. Daß ich mich nicht um das tägliche Brot zu ſorgen habe, hat mich nicht zufriedener gemacht. Ich habe es nie anders gekannt.

— Ja, gibt es denn nichts, was Sie lockt? Sehen Sie denn keine Aufgabe vor ſich, die des Lebens wert iſt? . . .

— Nein — das tue ich nicht.

— Aber der Menſch ſoll doch ein Ziel haben.

— Und welches Ziel ſollte ich mir wohl ſtecken, Fräulein Griſebach? Ich lerne gut und leicht, das iſt alles. — Aber viel Intereſſe habe ich nicht an dem, was ich lerne. Talent habe ich keins, weder für Muſik, noch für Malerei, noch ſonſt etwas. Ich habe alles verſucht, und es hat ſich gezeigt, daß ich nichts kann. Romane leſen, ja; aber allmählich wird einem auch das über. Da ſucht man ſie dann in der Wirklichkeit. Wie alſo ſollte ich mich zum Leben ſtellen? Ich habe nur einen Wunſch: mich zu amüſieren. Reiten und Autofahren, zum Rennen gehen, und alle Tage im Theater, in der Fremdenloge ſitzen, und hinterher ſoupieren. Das würde mir ſchon gefallen.

— Ja, Elſe, ich denke doch . . . ich weiß nicht . . .

— Sehen Sie, Fräulein, ich langweile mich, weil mich nichts zu Hauſe intereſſiert. Ich lebe bloß auf, wenn ich mit Mama ins Theater oder in ein

Konzert gehen kann, aber da ſagt mir das Vorgetragene auch nicht viel. Mich beſchäftigen nur die Menſchen, das geſellſchaftliche Treiben ſagt mir zu. Ich ſitze hier immer allein. Papa iſt den ganzen Tag in der Stadt. Wenn er zum Eſſen kommt, darf man nichts reden, und ſoll dabei ein vergnügtes Geſicht machen. Und nach zwei Stunden gehen die Eltern meiſtens beide wieder fort in Geſellſchaft. Außer unſern Mädchen habe ich nur die eine oder andere Freundin gehabt, mit der man einmal ein Wort reden kann. Na, und die ſind meiſtens auch nicht viel beſſer dran. Unſere Eltern verſtehen uns einfach nicht. Wenn ich einmal Kinder hätte, was ich nicht glaube, da ſollte es ſchon anders werden.

— So, und da habt ihr ſelbſt alſo keine Schuld?

— Schuld? — Doch, Schuld haben wir wohl von Ihrem Standpunkt aus, Fräulein. Aber von Zerknirſchung und tiefer Reue ſpüre ich nicht viel. Das fühle ich nicht, lange nicht ſo, als wenn ich mal in der Schule eine harmloſe Dummheit ausgefreſſen hatte. Das hat mir oft ſchwerer auf der Seele gelegen als jetzt. Wir haben doch niemand anderm etwas getan; es kann doch jeder mit ſich machen, was er will, das geht doch die Welt gar nichts an.

— Dieſelben Worte wie Betty Winkler.

— Was ſollte ſie auch viel anderes ſagen? Das iſt nun mal unſer aller Meinung. —

Herr Ahrens kam herein, noch in Hut und

Mantel, haſtig hinter ihm ſeine Frau, die ihn zurück zuhalten ſuchte.

— Ah, da ſind Sie ja, Fräulein, die Lehrerin von Elſe, nicht wahr? Na, da kann man der Schule ja gratulieren, wo ſo etwas paſſiert.

— Aber, Herr Ahrens, welche Schuld trifft denn uns?

— Welche Schuld? — Großartig! . . Ja, verehrtes Fräulein, wozu ſchickt man denn ſeine Kinder in die Schule, möchte ich wiſſen? Ich bin aber immer dagegen geweſen. Solange das Kind zu Hauſe unterrichtet wurde, iſt ſo was nicht paſſiert. Kaum iſt ſie in der Schule . .

— Aber, Albert, ſie geht doch ſchon vier Jahre.

— Na, und? — um ſo ſchlimmer, wenn ihr dann nicht mal ſo viel moraliſcher Halt beigebracht iſt, daß ſolche Sachen nicht paſſieren können. Und du, bitte ich mir aus, marſch auf dein Zimmer! Ich will dich nicht hier unten ſehen, habe ich dir geſagt. Hinaus! —

— Adieu, Fräulein Griſebach, ſagte Elſe Ahrens.

Und ohne ſich umzuſehen oder zu beeilen, mit ganz ruhigem Geſicht ging ſie hinaus.

— Ja, mein Fräulein, wenn Sie mich auch ſo anſehen, die Schule trägt die Hauptſchuld. Dieſe Freundſchaften mit verworfenen Geſchöpfen. Sagen Sie nichts! . . In unſerem Hauſe kann ſie ſo etwas nicht lernen. Hier herrſchen noch Zucht und Sitte.

Und jetzt! . . . Zu Tode ſchämen kann man ſich. Wem ſoll man da noch grade in die Augen ſehen.

Es fiel Fräulein Griſebach ein, was man alles von Herrn Ahrens erzählte, wie er im Klub ſpielte, und daß er eine bekannte Sängerin zur Geliebten habe. Es hatte einmal große Szenen gegeben, und auch Elſe wußte, wie ihr Vater es trieb. Nun ſpielte er ſich auf den Sittlichkeitsprotz auf.

Frau Ahrens hatte ſich auf dem Eckſofa niedergelaſſen, und fing wieder an zu ſchluchzen.

Fräulein Griſebach wußte nicht, was ſie erwidern ſollte, Herr Ahrens aber redete ſich immer mehr in Wut und Ärger, alles ſchob er der Schule zu, bis Fräulein Griſebach endlich ſagte:

— Ach, bitte, Herr Ahrens, niemand an der Schule hat eine Ahnung gehabt, welch ein Geiſt bei einzelnen Schülerinnen geherrſcht hat.

— Die Schule ſoll eben eine Ahnung haben, zum Donnerwetter noch einmal!

— Jene ſchlimmen Dinge liegen ſo abſeits von allem, was wir vermögen, daß uns keine direkte Schuld treffen kann. Da hätte es wohl die Aufgabe des Hauſes ſein dürfen, Kontrolle zu üben, was die Mädchen mit ihren Nachmittagen und Abendſtunden angefangen haben.

— Ah, ſieh einmal an! Da ſoll man auch noch Vorwürfe bekommen? — Ich danke für ſolche Schulmeiſterei!

— Herr Ahrens, ich bin nicht gekommen, um mich von Ihnen beleidigen zu laſſen. Sie geſtatten wohl, daß ich unter ſolchen Umſtänden das Geſpräch abbreche.

Fräulein Griſebach hatte das, obwohl ſie am ganzen Körper zitterte, ſehr energiſch geſagt und wandte ſich zum gehen.

— Bitte ſehr! rief er ihr nach, es könnte mir nichts Angenehmeres geſchehen.

— Aber, Albert! —

— Ach was! Das wäre ja noch ſchöner . . .

Dann hatte ſie die Tür hinter ſich geſchloſſen, und hörte nicht mehr, was da drinnen geſprochen wurde. —

Draußen in der Halle fand ſie das Mädchen, das ihr in ihr Jackett half, und ſie bis an die Gartenpforte der Straße brachte.

Das Mädchen ſchien ihr etwas ſagen zu wollen, aber Fräulein Griſebach war ſo aufgeregt, daß ſie ſich auf nichts einlaſſen konnte, ſonſt hätte ſie ſich nicht halten können, ſondern wäre in Tränen ausgebrochen, ſo zitterte ſie vor Erregung.

Sie wußte gar nicht, wie ſie nach Hauſe gekommen war. Blindlings war ſie darauf losgelaufen, und hatte inſtinktiv den Weg gefunden.

Das brauchte ſie ſich nicht gefallen zu laſſen. Sie hatte ſich immer die redlichſte Mühe gegeben. Das konnte ſie vor ihrem Gewiſſen verantworten. Nein,

an der Schule lag es nicht, aber wohl an den falſchen und ſchiefen Anſichten, die dieſe Eltern ihr gegenüber ausgeſprochen hatten. Natürlich, wenn ſie ſich ſo wenig um ihr Kind kümmerten, ſondern nur ihren Vergnügungen lebten, wie konnten ſie da erwarten, daß ihr Kind anders dachte.

Dabei aber fiel ihr ein, mit welcher Sorgfalt und Liebe Frau Winkler ihre Tochter umgeben hatte.

Und was für ein Reſultat hatte ſich da ergeben? War damit etwas gebeſſert? — War es nicht genau dasſelbe? —

Fräulein Griſebach ſaß, die Hände im Schoße wieder vor ihrem Schreibtiſche und fand keinen Ausweg aus ihrem Gedankengange.

Wenn ſie ſich das alles wieder vorſtellte, was ſie heute von den beiden Mädchen gehört hatte, ſo geriet ihre ſcheinbar ſo feſte Anſicht von den Dingen der Welt arg ins wanken.

Es waren doch zwei kluge, und, wie es ihr ſchien, herzensgute Mädchen. Die größte Freude hatte ſie an der Begeiſterungsfähigkeit dieſer ihrer Schülerinnen gehabt. Sie hatte geglaubt, ſie wären voll des edelſten und reinſten Idealismus; und jetzt ſtellte ſich heraus, daß ſie leichtfertig ihre ganze Zukunft geopfert hatten.

Wo gab es eine Löſung für dieſes ſeltſame Rätſel, daß ſo verſchiedene Empfindungen und Anſchauungen in ein und derſelben Perſon ſein konnten?

Bisher hatten ihr dieſe Dinge als das ſchlimmſte gegolten, was man ſich denken konnte, aber weder bei Elſe Ahrens noch bei Betty Winkler hatte ſie heute den Zwang empfunden, ſie zu verachten, hatte ſie auch nur die Möglichkeit gehabt, ſich ſittlich zu entrüſten.

Keinen Augenblick ſah ſie ſich genötigt, ſie als Verworfene zu betrachten. Sie hatte ſtreng und kalt abweiſend ſein wollen, und hatte es nicht vermocht.

Und doch ſollte eine innere Stimme einem ſagen, ob man es mit einer Verlorenen zu tun hatte.

Allein die Stimme hatte ſich nicht geregt, nicht ein einziges Mal in all den Wochen, wo ſie mit dieſen doch ſchuldbeladenen Mädchen zu tun gehabt hatte, die in der ganzen Zeit ebenſo luſtig und vergnügt geweſen waren wie alle anderen.

Was bedeutete das? —

Wo ließ ſich da die Wahrheit finden, nach der doch alle ſuchten? . .

Was war Recht, was Unrecht?

Sie wußte es nicht, — und ratlos ſaß Fräulein Griſebach da und ſtarrte über den Schreibtiſch fort, wo die blauen Schulhefte lagen, die ſie noch zu korrigieren hatte, in den Abendhimmel hinein, der ſich langſam mit ſchwarzen Wolkenſchatten dunkel und dunkler überzog.

VII.

Angſtvoll ſtöhnend warf ſie ſich in den Kiſſen; dann riß ſie die Augen weit auf, richtete ſich hoch, und fand ſich im Dunkel der Nacht nicht zurecht.

Ein ſchwacher Schein fiel durch die Gardinen, und allmählich erſt begriff Fräulein Griſebach, daß die quälende Angſt, die ſie befallen hatte, nur ein bedrückender Traum war.

Ein grinſendes Geſicht hatte ſich über ſie gebeugt. Sie konnte ſich nicht mehr erinnern, wie das zuſammenhing. Im Traume war ſie über blühende Wieſen gegangen, durch einen dichten zauberiſchen Wald, wo die Vögel ſo lieblich ſangen, dann ſchritt ſie am Meeresufer hin, wo die Wellen einlullend gegen den flachen weißen Sand ſchlugen; aber plötzlich war die Sonne verſchwunden geweſen, eine purpurne Dämmerung wie am Meeresgrunde umfing ſie, und ſie fühlte ſich gefeſſelt, konnte kein Glied regen, als ob ein Ungeheuer der Tiefe ſie mit ſeinen Fangarmen umklammerte und feſt und feſter ihre Bruſt zuſchnürte. . . Dann war es plötzlich ein bärtiges Männergeſicht, das ſich grinſend über ſie beugte, näher und näher; — ſchwer laſtete es auf

ihr, und ein paar Männerarme hielten ſie, und das Grinſen wurde immer teufliſcher. Sie wollte ſich entwinden, es ging nicht, — ſie wollte ſchreien, aber der Mund war ihr wie verſiegelt. Nun wurde ſie erdrückt von dem rieſenhaft wachſenden Ungeheuer.

Da war ſie aufgewacht, und in der Dunkelheit klopfte ihr das Herz vor ſinnloſer Angſt, und ſie traute ſich nicht zu rühren, bis ſie den Lichtſtreifen vom Fenſter her ſah; da erſt wußte ſie, daß ſie in ihrem Zimmer ſich befand.

Das war nun ſchon das dritte Mal, daß faſt der gleiche Traum ſie quälte, immer legte ſich ein mißgeſtaltetes Ungetüm auf ihre Bruſt und nahm ihr den Atem. Ein paar Augenblicke lang war es eine ſeltſame Angſt der Erwartung, dann ſchüttelte es ſie mit ſinnloſem Entſetzen, wie Todesfurcht.

Immer glaubte ſie ein ungeheures, bärtiges Männergeſicht zu ſehen, das ſich ihrem Geſichte näherte, bis es ſich dicht über ihren Lippen wie zergehendes Gewölk in nichts auflöſte, im Augenblicke des Erwachens.

Wie ſie jetzt da lag und nachſann, fand ſie plötzlich eine Ähnlichkeit, ſie wußte mit einem Male, wem dieſes nächtliche Spukgeſicht gehörte, obwohl ſie es nur zweimal geſehen hatte.

Es war das Geſicht des Hauptmanns Göricke, jenes Mannes, dem ihre Schülerinnen zum Opfer gefallen waren.

Einmal war er ihr im vorigen Herbſt auf der Straße begegnet, und eine Kollegin hatte ihr geſagt, wer der Herr ſei, der ſie beide ſo ſcharf angeſehen hatte. Das andere Mal war er zu einer öffentlichen Schulfeier gekommen. Es war ihr aufgefallen, wie neugierig er ſich im Saale umgeſehen hatte.

Sein eigentümliches Lächeln war ihr nicht aus dem Gedächtnis gekommen; und dies Lächeln war dasſelbe, das ſie im Traume geſehen hatte, ein ſarkaſtiſches Verziehen der Mundwinkel, und ein ſiegesgewiſſer Hohn in den dunklen Augen, der ſie ſchon damals in Verwirrung gebracht hatte.

Jetzt erſt fiel ihr dieſe Szene wieder ein, wie er da vorn im Saal geſtanden hatte und ſeine Blicke ſo ſcharf über die Kinder wandern ließ, als ob er ſich neue Beute ſuchen wollte.

Aber der Mann war jetzt in Unterſuchungshaft, und konnte augenblicklich niemandem etwas tun. Nun war es, als ob ſeine Begierde aus der Enge des Gefängniſſes des Nachts einherſchweife und die Träumenden ſchrecke. Sie wollte den Gedanken abſchütteln, aber er kam ihr immer wieder, tauchte beſtändig auf und quälte ſie, daß dieſes eingeſperrte Begehren im Dunkel der Nacht frei wurde und auf Raub auszog.

Immer kam ihr die Vorſtellung, wie er Betty Winkler oder Elſe Ahrens zu ſich gelockt haben mochte. Ihre Phantaſie kreiſte beſtändig um dieſe

Vorgänge und verlor ſich in unklaren Bildern, wob ungeheuerliche Grotesken, die ſich verzerrten zu Unmöglichkeiten. Ein dumpfes Gefühl von etwas Zwingendem, dem man nicht entgehen konnte, drängte ſich ihr auf, und im Halbſchlaf ſetzte ſich der Zuſtand ihrer Träume fort, daß ihr das Herz zum zerſpringen klopfte und ſie ſchweißgebadet dalag, als könne es ſich jeden Augenblick wieder auf ſie werfen; oder es würde ein fauniſches Untier durch die Wände dringen, um ſie zu vernichten.

Die kleine Uhr tickte unaufhörlich. Jetzt hörte ſie nichts mehr als dieſes Geräuſch. Allmählich wurde ſie ruhiger, und mußte an Betty Winkler denken, die faſt Wand an Wand, gleichſam unter einem Dache mit ihr lag. Ob die auch in der Finſternis der Nacht ſo aufſchreckte? — ob die auch derart in Furcht verging, oder ihren alten ruhigen Kinderſchlaf ſchlief, dieſes junge Ding, das nun viel mehr wußte als ſie ſelbſt.

Das kam ihr ganz eigentümlich vor, daß ſie mit ihren achtundzwanzig Jahren nur eine unklare Vorſtellung von dem wichtigſten Vorgange im Leben des Menſchen hatte. Dieſe Kinder aber waren vor der Zeit Wiſſende geworden. Wiſſende, und damit zugleich auch geächtet von aller Welt, weil ſie nicht hatten warten können, bis die Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben.

Der Augenblick wäre ſonſt ſchon für ſie gekommen,

wo ſie, ähnlich wie jetzt, einem fremden Manne zugefallen wären. Erforderlich waren nur ein paar Förmlichkeiten, dann war alles gut und erlaubt. Es war nur nötig, daß ihre beiderſeitigen Namen ſäuberlich in ein großes Buch eingeſchrieben wurden. Dann war alles in Ordnung, alle Welt war zufrieden und einverſtanden. Und an einem, lange zuvor beſtimmten Tage konnten dann die beiden fremden Menſchen zuſammenziehen; damit hatte die Frau ſogar die Pflicht, bei dieſem Manne, den ſie wenige Monate vorher noch nicht gekannt hatte, den zumeiſt ein Zufall ihr in den Weg geführt hatte, zu wohnen und alles zu tun, was er von ihr verlangte.

Weshalb war das eine eine geſetzliche Notwendigkeit, und das andere ein Verbrechen, das einem die Geſellſchaft nie verzieh? —

Heiraten! — Oft hatte ſie darüber nachgedacht. Sie als Lehrerin durfte es nicht. Wenn ſie heiratete, mußte ſie ihre Stellung, ihren Beruf, aufgeben. Dann durfte ſie nicht mehr unterrichten. Damit war ſie, die nun ſelbſt Mutter wurde, und der das Verſtändnis für das Kind erſt richtig aufging, nicht mehr würdig, Kinder zu belehren. Von da an hatte ſie nur die Pflicht, für ihren Mann zu leben, und das geſchah, auch wenn ſie niemals Kinder bekam. Denn die Sorge ſtieß ſie aus der Reihe der Lehrenden: ſie könne Mutter werden, und die Kinder würden merken, daß alle Menſchen auf höchſt irdiſche und natürliche Weiſe

zur Welt kamen, ganz wie die Tiere auch geboren wurden.

Das aber durften die Kinder nicht erfahren und nicht wiſſen. Um dieſe natürlichſte Sache ging man wie um einen glühenden Ofen, an dem man ſich verbrennen konnte, ängſtlich herum.

Noch viel weniger aber durfte davon die Rede ſein, wie es kam, daß eine Frau zur Mutter wurde. Das blieb ein undurchdringliches Geheimnis, das die Kinder ſich ſelbſt auf ihre Art löſen mußten. Daß ſie es taten, und wie es ausging, hatte ſie an dem Tage erfahren, als ſie mit Betty und Elſe geſprochen.

Das war ſchlimmer, als es die weitgehendſte Aufklärung bewirken konnte.

Oft lag Fräulein Griſebach ſchlaflos da und bangte ſich, und war unwiſſender als dieſe Kinder, und quälte ſich mit ihren Zweifeln in der Einſamkeit einer endloſen Nacht. Ihr war, als ſei ſie ganz allein auf der Welt. Niemand lebte mehr: Alles lag in Dunkelheit da, und die Erde war wieder wie zu Anfang unbewohnt und leer. Und nun ſollte es auch mit ihr zu Ende gehen, und ſie hatte nie erfahren, was Liebe war.

Nicht einmal Elternliebe; denn ihre Mutter war früh geſtorben, der Vater hatte ſie fortgegeben in Penſion. Bei fremden Leuten hatte ſie die Liebe nicht kennen gelernt. Niemand hatte ſich um ſie gekümmert, niemand ihr Freundſchaft entgegen-

gebracht; denn in ihrer Jugend war sie scheu und verschlossen gewesen, und mochte niemandem zeigen, wie unruhig es auch einmal in ihr zuging.

Das hatte sie alles längst vergessen gehabt. Jetzt erst stieg es wieder in ihrer Erinnerung auf, wie auch sie sich den Kopf zerbrochen hatte über allerhand Lebensprobleme, und wie sie voller Unrast gewesen war. Aber sie hatte das Böse in sich mutig niedergekämpft, hatte sich fest an die Worte der Schrift geklammert, die sie auswendig wußte, und so schüttelte sie allen Zweifel ab, und war voller Inbrunst religiös geworden.

Dann hatte sie ihre wunschlose Nächstenliebe zu den anderen entdeckt und wollte anfangs Krankenschwester werden. Allein beim ersten Male, als sie ein Krankenhaus zufällig betreten durfte, hatte sie sich entsetzt und war schaudernd zurückgewichen. Das konnte sie nicht mit ansehen; dazu war sie nicht stark genug; und so hatte sie den Gedanken wieder fallen lassen und war Lehrerin geworden.

Alles Weltliche, alle Freude an körperlichen Gelüsten hatte sie lange Jahre als etwas Verwerfliches von sich abgetan, jeden Wunsch unterdrückt und lebte nur ihrem Berufe. Sie konnte sich auch irdische Wünsche nur schlecht erfüllen, zu mehr reichte es nicht, als daß sie eben genug zum Leben hatte.

Da lebte sie nun in dem kleinen Vororte Berlins, sah hauptsächlich alte, pensionierte Offiziere, die hier

im Bannkreiſe der Kadettenanſtalt ſich niedergelaſſen hatten; und ihr Tagewerk begann und ſchloß mit dem Gedanken an die Schule. Nichts anderes hatte daneben Raum.

Selten nur kam ſie nach Berlin, in den letzten Jahren immer weniger. Früher war ſie manchmal in ein Theater gegangen; aber es war immer ein Riß in ihre Kaſſe, und ihr kleines, ſorgfältig verteiltes Budget geriet damit leicht in Unordnung.

Die abendliche Heimfahrt war ihr unſympathiſch, all der Trubel, der damit verknüpft war, ſo daß ſie es allein kaum wagte. Und was ſie ſich gern anſah, daraus machten ſich ihre Kolleginnen kaum etwas. Die verlangten nach Luſtigem, und ließen die klaſſiſchen Sachen klaſſiſch ſein, ſoweit ſie nicht notgedrungen für die Schule in betracht kamen. —

Wozu war ſie eigentlich auf der Welt? fragte ſie ſich manchmal.

Sie brachte den Kindern allerhand Wiſſen bei. War das nicht ziemlich unwichtig, wenn ſie ihnen dafür alles verſagte, was das Leben von ihnen forderte? Wenn ſie ihnen für dieſen Kampf keine Waffen geben konnte, ſondern zuſehen mußte, wie ſie in ihrer Unkenntnis rettungslos verſchlungen wurden?

Sie ſelber kannte ſich ebenſowenig in dieſen Gefahren aus, ſie hatte nicht gewußt, wie es im Innern ſolch eines Mädchens ausſah. Gefliſſentlich täuſchte

man ſich darüber weg und kümmerte ſich nicht darum. Wenn ſie nur ihre Vokabeln und ihre Verſe lernten, und ihre Aufgaben ſchrieben und gute Diktate in der Schule lieferten.

Danach allein beurteilte die Schule den Wert des Menſchen. Alles andere aber ſchob die Schule weit von ſich. Das ging ſie einfach nichts an.

Nie vorher waren ihr je ſolche Gedanken gekommen. Sie war ſo ganz in ihrem Berufe aufgegangen, hatte alles ſo ſelbſtverſtändlich hingenommen, daß ſie ſich nun nicht mehr zurechtfand.

Sie hatte ſich zufrieden gegeben gehabt, daß ſie ihr Lebtag Lehrerin ſein würde. Eines Tages würde ſie ein altes Mädchen ſein, und dann kam die kleine Penſion, von der ſie ſich in ihrer Bedürfnisloſigkeit eben ernähren konnte. Das war das Ziel, das ihr winkte.

War dieſe Ausſicht wert, daß ſie ſich ſo mühte? — In jedem Jahre bekam ſie andere Schülerinnen; ſie quälte ſich mit ihnen ab, ſuchte jede in der für ſie beſten Art zu behandeln, beſchäftigte ſich mit ihnen, nicht nur in der Schulſtube, ſondern auch noch daheim, wenn ſie die Arbeiten durchſah. Auch ſonſt dachte ſie über die verſchiedenen Charaktere viel nach, — und wenn ein Jahr vorbei, gingen ſie wieder von ihr, oder verließen die Schule. Hielten es manchmal kaum der Mühe wert, ſie noch anzuſehen oder zu grüßen. Manche, denen ſie nie etwas getan, gingen

mit abſichtlicher Fremdheit an ihr vorüber, wenn ſie ihnen ſpäter begegnete.

Sie hatte einmal mit Fräulein Simmel darüber geſprochen. Die hatte nur den Kopf geſchüttelt, daß ſie ſich über ſolches Verhalten noch wundern konnte. Auf Dank durfte man nicht rechnen. Man mußte die Zufriedenheit in ſich finden, im Berufe allein, gleichgültig, wie die Mädchen das aufnahmen.

Fräulein Simmel war über zwanzig Jahre Lehrerin, und von einer ſo gleichmäßigen Ruhe, daß nichts ſie aus der Faſſung bringen konnte. Sie verwunderte ſich über nichts, wurde nie zornig, ſondern ſtellte ſich leidenſchaftslos zu allen Vorkommniſſen.

Dieſe letzte aufregende Affäre, die die ganze Schule in Aufruhr gebracht hatte, ging an ihr faſt ſpurlos vorüber. Die ſchuldigen Schülerinnen waren aus der Anſtalt entfernt; — damit war die Angelegenheit ihrer Meinung nach für die Schule erledigt.

Daß hieraus eine Lehre zu ziehen war, daß all die Freundinnen der Mädchen weiter blieben und die Gefahr vorlag, daß auch andre auf ähnliche Art zum Opfer fallen konnten, wollte ihr nicht eingehen.

Fräulein Antelmann hatte mit Fräulein Griſebach noch öfters beraten, was man wohl tun konnte, daß die Mädchen nicht ſo blind in ihr Verderben rannten. Aber ſie hatten keinen gangbaren Weg gefunden, der gefahrlos genug war, — und ſo war alles beim alten geblieben.

Sie hatte anfangs die Abſicht gehabt, einen Aufklärungskurſus einzurichten, einen der vielen Vorkämpfer für dieſen Gedanken ſprechen zu laſſen. Zuerſt nur vor den Eltern. Aber ſchon da hatte der Widerſtand begonnen. Die meiſten hatten erklärt, ſie würden ſelbſt nicht kommen, und nie würden ſie ihre Töchter ſchicken. Manchmal war eine einzelne Mutter dafür; aber dann zuckte der Mann die Achſeln und ſchüttelte den Kopf, und behauptete, das müſſe man der Familie überlaſſen.

So ſtieß ſie faſt überall auf Widerſtand, und ließ den Gedanken wieder fallen, lehnte nun aber jede Verantwortung ab. Dann durfte eben niemand der Schule einen Vorwurf machen, wenn es ihr derart verwehrt wurde, auf mögliche Gefahren hinzuweiſen.

Und ſo blieb alles, wie es war; und die Geſchichte ſchlief allmählich wieder ein. Nur zuweilen erfuhr man, daß Zeugen vernommen wurden. Die Eltern, die anfangs voller Rache geweſen waren, hatten keinen Strafantrag geſtellt, außer jenen, für die der Staatsanwalt ſofort eingetreten war, und die ſich nun dem Verfahren nicht mehr entziehen konnten.

Allerlei Ausſagen ſickerten durch und erregten von Zeit zu Zeit immer wieder die Gemüter. Unglaubliche Vorgänge wurden berichtet, Dinge, von denen die Lehrerinnen ſich keine Vorſtellung machen konnten, deren Andeutung ſchon ſchrecklich war, und die ſie doch auch in ihren Geſprächen untereinander beſchäftigten.—

In der geheimnisvollen Stille der Nacht, halb noch unter der Nachwirkung des Traumes, aus dem ſie aufgeſchreckt war, zog das alles an Fräulein Griſebach vorüber, halb ſchattenhaft, immer dieſes eine dunkle, bärtige Geſicht mit den gierigen Augen; und daneben träumte ihr von all den Mädchen, die ihm in die Arme gelaufen waren; immer war es eine andere Geſtalt und ein anderes Geſicht, — und zuletzt war ſie es ſelbſt, die ſich von Neugier getrieben näherte, und nach der er dann griff, mit Armen, die immer länger wurden, und denen ſie nicht entgehen konnte, ſo ſinnlos ſie auch davonrannte, bis ſie plötzlich wie durch einen Zauber gebannt war. Ihre Füße wurzelten feſt im Boden, ſie wollte ſich entwinden, rang ihre Glieder, und ſchreckte aus dem Halbſchlafe wieder auf. Da ſah ſie, wie ein erſtes Morgengrauen ſich durch die Gardinen in ihr Zimmer ſtahl, wo ſolche ſchreckenden Träume bisher nie Eingang gefunden hatten.

Erſt mit dem Morgendämmern ſchwand der Spuk, der ihr fieberiſch im Blute lag, der jetzt alle Nacht auftauchte und ſie nicht mehr los ließ.

Die ſeltſamen Gebilde der Nacht hielten ſie im Banne, und wichen ſelbſt am Tage nicht aus ihrem Gedächtniſſe, ſo ſehr ſie ſich mühte, dieſe quälenden Traumgebilde zu vergeſſen.

VIII.

Fräulein Griſebach war im Freien geweſen, den ganzen Spätnachmittag draußen in den Feldern herumgeſtreift, wo die Saat grün aus dem dunklen Erdreiche aufſchoß, wo es anfing nach Blumen zu duften, und der blaue Himmel ſo weit und ſo klar ſchien, klarer noch, wenn eine Lerche mit ihrem Geſang ſich aufſchwang und wie ein dunkler zitternder Punkt an dem faſt wolkenloſen Gewölbe ſtand, das ſich über die weite Erde rundete.

Die Chauſſeen waren faſt ſtaublos, denn in der Nacht war ein ſchwerer Regen niedergegangen; und dieſe Feuchtigkeit, die der Boden gierig eingeſogen hatte, war noch nicht vor der Wärme der Sonne verſchwunden. Es lag erfriſchend über den Feldern und Wieſen, die mit buntfarbigen Blumen überſät waren.

Fern am Horizonte lag der Kiefernwald lang und ſchwarz, und Fräulein Griſebach ſchritt tapfer allein auf der Chauſſee hin, die Hände voller Pflanzen, die ſie ſich für den Unterricht gepflückt hatte.

Die breiten Bäume warfen ihren Schatten über die graue Chauſſee; zuweilen begegnete ihr ein Wagen,

der von der Stadt zurückkam, ein Karren voller Milchfäſſer, oder ein Brotwagen, der nun leer heimkehrte.

Zuweilen ſchreckte ſie das Klingeln eines Rades auf. Arbeiter, die an ihr vorbeiſauſten, das Handwerkszeug hinten angeſchnallt, die Feierabend gemacht und nun heimeilten, manchmal fünf, ſechs dicht hintereinander. Sie trat ein wenig beiſeite, und ohne ſie zu beachten, glitten ſie an ihr vorbei, gewiß zu Frau und Kind.

Sie alle hatten ein Heim, wo ein anderer Menſch auf ſie wartete, der Freude und Leid mit ihnen trug; ſie hatten Kinder, eigene Kinder, während ſie die Sprößlinge fremder Menſchen erziehen und bilden ſollte, und es wohl nie kennen lernen würde, eigen Fleiſch und Blut heranwachſen zu ſehen.

Ihre beiden kleinen Zimmerchen warteten auf ſie, aber ſie waren leer. Ihre einzigen Freunde waren die Bücher, ſonſt hatte ſie kein lebendes Weſen. Früher einmal hatte ſie einen Singvogel beſeſſen, aber wenn die Ferien kamen, tat es ihr leid, ihn der Wirtin zu überlaſſen, und oft hatte er ſie geſtört, wenn er zu ungelegener Zeit zu ſingen anfing. Als er in ihrer Abweſenheit unter fremder Pflege eingegangen war, ſchaffte ſie das Bauer auf den Boden, und die Sache war abgetan.

Bisher hatte ſie ihr Alleinſein nie empfunden. Das war erſt in letzter Zeit gekommen. Da überfiel es ſie manchmal wie eine Krankheit, und das Weinen

lag ihr nahe, vor allem jetzt, wo draußen alles grünte und blühte, wo die Menſchen fröhlich ins Freie zogen.

Sie hatte Bekannte, aber das waren ältere Damen, mit denen ſie ſich treffen konnte, die hinausfuhren und ſich in einen Kaffeegarten mit ihrer Handarbeit hinſetzten den ganzen Nachmittag und ſich nicht fortrührten.

Das konnte ſie nicht. So fleißig ſie zu Hauſe war, ſie ſchleppte keine Arbeit in die Öffentlichkeit hinaus; da mußten ihre Hände ruhen, vor allem, wenn ihr Kopf arbeitete, und ihre Gedanken ſpazieren gingen.

Die ſchickte ſie jetzt oft auf die Wanderſchaft, und wenn ſie ſich gar zu einſam fühlte, dann dachte ſie an die Reiſe in den großen Ferien. Im vorigen Jahr war ſie in Tirol geweſen. Dafür ſparte ſie das ganze Jahr und hatte ſchon alles beiſammen. Wie herrlich war das im vorigen Jahre geweſen, wo ſie mit Fräulein Simmel gefahren war, die alle kleinen Neſter in den Bergen kannte. Sie ſah wieder, wie ſie am Nachmittage ſich zum Extrazuge einfanden, und ihr Coupé ſuchten, das ſchon vorher für ſie beſtimmt war. Dieſe Fahrt in die Nacht hinein, die ſie ſchon öfters gemacht hatte, die ſie kannte mit all ihrer Ungemütlichkeit, aber auch mit all dem geheimnisvollen Reize der Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. Das Erwachen aus dem Halbſchlafe, wenn die Sonne ſo früh aufſtieg, und der Zug in den goldenen Morgen hineinfuhr, in das fremde Land, wo bald die hohen Berge auftauchen ſollten, die ſie

ſo leidenſchaftlich liebte, die ihr eine ſolche Beruhigung gaben, daß ſie ſich nichts wünſchte. —

Harte Glockenſignale ſchreckten ſie aus ihren Träumen, ſie ſah wieder die Landſtraße vor ſich, und auf den Schienen kam ihr ſchwerfällig ächzend und pruſtend die Dampfbahn entgegen, ſtieß eine Wolke ſchwarzen Rauchs aus, und ſchleppte neben dem Perſonenwagen einen Güterwagen mit Sandſteinen hinter ſich her.

Ein kleines Wäldchen tat ſich vor ihr auf, zur Rechten lag ein Park mit dem Gutshof dahinter, links dem See zu, eine Villenkolonie. Durch die breiten Alleen, die auf die Chauſſee ſtießen, ſah man zuweilen eine Villa. Dann kam ein Beſtand Birken zwiſchen den hohen alten Föhren, und nun an der Landſtraße ein Reſtaurationsgarten.

Hier war eine Halteſtelle der Bahn, und Fräulein Griſebach wußte, daß nun in etwa zwanzig Minuten von Machnow her ein Zug kommen mußte, der ſie mitnehmen ſollte; denn der Weg, den ſie meiſt zu Rad machte, war ihr heute doch ein wenig weit geworden, und es war kein ſchöner Weg mehr, wenn erſt die Häuſer anfingen, mit dem ſchlechten Pflaſter der Banketts, auf denen man ſich die müden Füße leicht wundlaufen konnte.

So kehrte ſie denn unter den ſchattigen Bäumen ein, und ſaß an einem der mit roter Decke verſehenen Tiſche vor ihrem Glaſe Milch, das der Wirt ſelbſt

ihr gebracht hatte. Drüben ſaßen drei junge Leute und ſpielten Karten, und nun ſtrömte eine ganze Geſellſchaft herein mit Frauen und Kindern und lärmten und tobten, daß Fräulein Griſebachs Gedanken raſch ganz zur Gegenwart zurückkehrten. Nur eine Erinnerung war ihr gekommen an ein Forſthaus, das auch ſo aus roten Steinen gebaut geweſen war, und wo ſie einmal eine köſtliche Stunde verbracht hatte, vielleicht die perſönlichſte ihres ganzen Lebens.

Das Gelächter der Neuangekommenen verſchlug ihr im Augenblick all dieſe Erinnerungen. Selbſt die Hühner, die eben noch friedlich zwiſchen den Tiſchen ſpaziert waren und nach Krümchen geſucht hatten, liefen wie erſchreckt herum und verzogen ſich unter die Hecken oder verſchwanden in dem Hintergarten.

Wie die Leute um nichts lärmten und lachten, erfüllt von einer Luſtigkeit, die gar nicht mit ihrem ſonſtigen Ausſehen im Einklang ſtand. Wenn einer nur den Mund auftat, lachten die andern ſchon, und das war ein ſolch raſches Hin und Her, daß Fräulein Griſebach kein Wort verſtehen konnte, nur zuweilen einen Namen, wie Guſtav, Franz oder Anna. —

Draußen vor dem Garten, an der Halteſtelle, hatten ſich auch ſchon Paſſagiere eingefunden. Ein paar Arbeiter mit Beilen und Hacken, Frauen mit Körben, und ein Glaſer, der mit ſeinem grünen Kaſten klappernd auf und ab ging.

Endlich kam die Bahn; man hörte in der Ferne ihren Pfiff, dann das unmelodiſche Läuten, wie von einer geſprungenen Glocke; und ſchwerfällig keuchte der unförmige Kaſten heran mit ſeinen beiden langen Anhängewagen.

Das war ein haſtiges Stoßen und Drängeln die hohen Trittſtufen hinauf. In dem Wagen mußte ſie im Raucherabteil ſtehen; die Gänge waren ſo gepreßt voll, daß ſelbſt der Schaffner nicht durchkommen konnte und bei der nächſten Halteſtelle von der Mitteltür aus ſeine Fahrſcheine ausgeben mußte.

Dazu das Rumpeln und Stoßen des Wagens; und vor jeder Halteſtelle, wenn der Lokomotivwagen bremſte, wurden ſie alle durcheinandergeworfen; und eine entſetzliche Luft herrſchte im Innern des Wagens, denn meiſt waren es Leute, die den ganzen Tag eifrig gearbeitet hatten. Da fehlte es an der nötigen Reinlichkeit, ſelbſt in der Kleidung. Auch mochten wohl allerhand Eßwaren mit in den Paketen und Körben ſein, die ſie auf dem Schoße hielten, oder oben in den Gepäcknetzen mangelhaft verſtaut hatten.

Der Zug fuhr durch die ſchmalen Straßen, hart am Trottoir hin; er war jetzt im Ortsteile ſelbſt, und es ſtiegen ein paar Menſchen ab; allein es wurde dadurch nicht bequemer, und Fräulein Griſebach atmete erſt auf, als die Dampfbahn endlich am Bahnhof ankam, und ihren menſchlichen Inhalt entleerte, und die friſche Abendluft die Befreiten wieder umfloß.

Nun hatte ſie nur noch einen kleinen Spaziergang von wenigen Minuten zu machen, dann bog ſie in ihre ſtille Straße ein, war bald vor ihrem Häuschen und ſah aufatmend zu ihrem Balkon auf, wo die Pflanzen ſchon wohlgepflegt emporſchoſſen.

Wenige Augenblicke ſpäter ſtand ſie vor ihrem Gartentiſche, der ſeine Farbe längſt eingebüßt hatte. Hier breitete ſie ihre Pflanzen auseinander, um ſie hübſch zu ordnen; die einen für die Vaſen zum Schmucke ihres kleinen Heims, die anderen für den Unterricht morgen in der Schule.

Da war vor allem Schafgarbe und die vielen Arten der Kamille, die ſie ſäuberlich trennte, und die nun in Gläſer geſtellt wurden; daneben kam gleich das Papier, in das ſie morgen für die Schule eingeſchlagen werden ſollten.

Sie hatte das Tiſchchen wieder geſäubert und war im Zimmer verſchwunden, um ſich ihr Abendbrot zu richten, das ſie auf dem Balkon einnahm. Auch einen Band Gedichte hatte ſie ſich vorgeholt, darin ſie blättern wollte; denn alle Arbeit war erledigt, und ſie hatte den freien Abend ganz für ſich. —

Manchmal waren dieſe Frühlingsabende wunderbar ſchön, wenn ſie ſelbſt in der rechten Stimmung ſich befand, wenn vorher nichts Fremdes ihr die Freude geſtört hatte.

Da ſaß ſie nach dem Eſſen behaglich in ihrem bequemen Korbſeſſel zurückgelehnt, blickte über die

Straße fort in die runden, welligen Baumkronen, atmete tief den Hauch der Blumen ein, die ſtärker zu duften ſchienen, wenn die Sonne hinter den Häuſern und Bäumen geſunken war, und die erſten Schatten ſich über die bis dahin ſo beſonnten Wege gelegt hatten.

Nichts ſtörte da mehr; ſie koſtete voll dieſen Genuß aus, Herrin ihrer ſelbſt zu ſein.

So ſaß ſie denn auch heute bequem in ihrem Stuhle, hatte ſich einen Sammelband neuer Lyrik herausgeſucht und blätterte darin.

Hie und da überflog ſie eine Seite, ließ das Buch in den Schoß ſinken, damit die Stimmung in ihr nachklingen konnte, und träumte in den warmen Abend hinein.

Allmählich tauchte aufs neue die Erinnerung auf, die ſchon an der Halteſtelle der Dampfbahn hatte aufkommen wollen, aber vor dem Lärm der fremden Leute wieder verwiſcht war.

Ein ganz gleiches rotes Ziegelhaus, aber mitten im Walde gelegen, ein weinlaubumranktes Forſthaus, wo ſich die einzige Epiſode abgeſpielt hatte, die in ihrem Leben etwas mit Liebe zu tun hatte. —

IX.

Ferien im Gebirge waren es geweſen, mitten in deutſchen Landen; denn damals wagte ſie ſich noch nicht über die Grenzen hinaus.

In einem Dörfchen, das am Abhange des Gebirges lag, hatte ſie ein Giebelſtübchen. Der Ort und die Leute waren ihr von einer Kollegin empfohlen, und ſie hatte es gut getroffen, konnte im Hauſe ihr Abendeſſen haben; nur zum Mittag ging ſie in das nahe Gaſthaus, wo ſie ihren feſten Platz hatte, und wo dann nach dem Eſſen im Garten der Kaffee genommen wurde, in einer der Lauben, die auf dem Felſenvorſprunge aufgebaut waren.

Weit hinaus konnte man von hier ins Land blicken. Man ſah die grünen Wieſen und bunten Felder, und den hellen Fluß, der ſich zwiſchen den Hügeln hinzog. Manchmal, wenn es klar genug war, konnte man auch die Eiſenbahn erkennen, ſah die kleine, ſchwarze Schlange durch das Grün des Tales dahinſchleichen, wie ſie kaum von der Stelle kam, um plötzlich in einem Walde zu verſchwinden.

Mit allerhand Menſchen war Fräulein Griſebach hier bekannt geworden. Ein alter Rechnungsrat mit ſeinen beiden Töchtern hatte ſich ſehr an ſie angeſchloſſen, mit denen ſie öfters Nachmittagsausflüge in die Umgegend machte.

Idylliſche Tage waren das; ſie konnte ſich gar nicht vorſtellen, daß ſie ein Ende nehmen mußten, daß es ein Zurück in die enge Schulſtube gab, der ſie für die kurzen fünf Wochen entflohen war.

Die erſten beiden Wochen waren vergangen, als neue Gäſte hinzukamen. An ihrem Tiſche nahm ein junger Mann Platz, der in den erſten Tagen den Mund nur auftat, wenn jemand ſich an ihn wandte, oder wenn er die Schüſſel weiter zu geben hatte. Zu mehr wie einem halblauten bitte! oder danke! brachte er es nicht.

Allmählich ſtellte ſich heraus, daß es ein wohlgebildeter Herr war, der vielerlei wußte, ſich für Literatur intereſſierte und über alles mitſprechen konnte. Durch eine Verſchiebung der Gäſte war er neben Fräulein Griſebach gekommen. Es dauerte geraume Zeit, bis er es wagte, ihr ins Geſicht zu ſehen, und ſich mit ſeiner Rede an ſie zu wenden.

Als aber die erſte Scheu überwunden war, und er geſehen hatte, daß die Lehrerin ihm gern zuhörte, ging er aus ſich heraus, und es zeigte ſich, daß er gern und viel las, und vor allem Gedichte ſehr liebte, ſo daß Fräulein Griſebach ihn mit den andern

gar bald im Verdacht hatte, daß er ſelbſt Verſe ſchrieb.

Er beſchwor zwar das Gegenteil, als eine vorlaute alte Dame ihn daraufhin inquirieren wollte, aber überzeugt war keiner davon; und da niemand wußte, was er eigentlich war, — er ſchien irgendwie in der Verwaltung beſchäftigt zu ſein, — nannten ſie ihn unter ſich nur den Dichter.

Er war bald von dem Rat aufgefordert, ſich ihnen anzuſchließen, und die jüngere Tochter, ein munteres Ding, ſchien ſich für ihn zu intereſſieren. Sie zog ihn ins Geſpräch, gab ihm ihren Schirm zu tragen, wenn ſie eine Pflanze pflücken wollte, und beſchäftigte ihn überhaupt in ziemlich reger Weiſe.

Aber er blieb beſcheiden und zurückhaltend, und das gewann ihm die Sympathieen aller.

Er war ein ganz hübſcher Menſch, nur ein wenig zu lang, was nicht gut zu ſeiner Hagerkeit paßte. Dabei war er beim Eſſen kein Koſtverächter, und im Gegenſatze zu den erſten Tagen griff er bald beim Mittagstiſche tüchtig zu und häufte ſich ſeinen Teller voll, ſo daß er gewiß von ihnen allen am meiſten auf ſeine Koſten kam.

Dabei aß er ſehr manierlich, ein wenig zu zierlich, als ob er ſich beſtändig unter Kontrolle hielt, gleichſam als läge die Gefahr vor, daß er in alte, üble Gewohnheit zurückfallen könne, und ſich hüten mußte, nicht unverſehens etwa das Meſſer ſtatt der Gabel zu gebrauchen.

Er ſchien auf ſich ſehr eigen zu ſein, ſeine Kragen und die loſen Manſchetten waren immer tadellos; nur ſeine Stiefel hatten eine etwas eckige Form, wie ſeine Füße und Hände überhaupt ziemlich groß und ungeſchlachtet waren, und nicht recht im Einklang mit ſeinem Benehmen ſtanden.

Seine hellblauen Augen richteten ſich vornehmlich auf Fräulein Griſebach, ſo daß das Ratstöchterchen bald erklärte, daß wenn ſie Anlage zur Eiferſucht hätte, ſie Fräulein Griſebach mit ihrem Haſſe verfolgen würde; nur ſehe ſie ein, daß keinerlei Koketterie den Dichter veranlaſſe, ſeine Augen auf der Lehrerin weilen zu laſſen, ſondern Fräulein Griſebach gefalle ihm offenbar beſſer. Das ſei ja auch kein Wunder, denn wenn Fräulein Griſebach nicht gar ſo klöſterlich ſtreng gekleidet gehe, ſondern ſich einmal das Haar brennen und einen modernen Hut aufſetzen möchte, ſo ſei ſie gewiß eine überaus pikante Erſcheinung; während ſie ſo, in ihrer ſtrengen Lehrerhaftigkeit recht kühl und ernüchternd wirke, ſolange man ſie noch nicht näher kennen gelernt hatte.

Fräulein Griſebach war bei ſolchen Reden blutrot geworden; aber das übermütige Fräulein ließ ſich nicht beirren und ſchwatzte ruhig weiter, freute ſich ſogar, daß die Kritiſierte ſo verlegen wurde.

Es war Fräulein Griſebach ſelber nicht entgangen, daß der junge Mann für ſie mehr übrig hatte als für die Tochter des Rats.

Manchmal ſtellte er ſich des Abends noch vor ihrem Häuschen ein und ſchwatzte mit ihr über den Zaun weg. Da Vollmond am Himmel ſtand, wanderten ſie auf den im Lichte des Mondes wie Silber ſchimmernden Wegen auf und ab, ſprachen von allerlei entfernt liegenden Dingen, oder ſchwiegen auch minutenlang und ſahen zum Himmel empor, der ſich mit ſeinen Tauſenden von Sternen über ihnen ſo dunkel ſpannte.

Aber kein Wort fiel, ob und was ſie etwa empfanden; nur ein angenehm banges Gefühl des Ungewiſſen lag zwiſchen ihnen; und Fräulein Griſebach dachte viel an Hans Buchwald. Wie hübſch das klang: Buchwald. Ein Wald voll hochſtämmiger, ſilberfarbener Buchen mit ihren hellgrünen Blättern; und ſie war der Griſebach in dieſem Walde der Träume.

Jedesmal erſchrak ſie, wenn ihr dieſer unpaſſende Gedanke kam; und er kam immer häufiger, am intenſivſten, wenn ſie in dem Giebelſtübchen vor dem Schlafengehen noch einmal zu dem kleinen Fenſter hinausſah, und die Berge in ihrem geheimnisvollen Schweigen ſo erhaben unter dem Nachthimmel liegen ſah; oder wenn ſie ſpäter mit offenen Augen im Bette lag, langausgeſtreckt in den etwas harten Kiſſen, und zu der niederen Decke des Zimmers aufſah, wo ſich allerhand phantaſtiſche Zukunftsträume abſpielten.

Ob er wohl reich war, hatte ſie ſich eines Tages gefragt; das ſchien nicht der Fall zu ſein, denn er lebte überaus beſcheiden und machte keine Extraausgaben; wie ſie ſelbſt ja auch eine heilige Scheu hatte, ſich etwas Beſonderes zu leiſten.

Er hätte ſchon öfters Gelegenheit gehabt, über ſich und ſeine Verhältniſſe zu ſprechen, aber ſie wußten nur, daß er in der Nähe lebte, und dort irgendeine Anſtellung hatte, denn er hatte nur vierzehn Tage Urlaub, die bald zu Ende gingen. —

Der Rat hatte mit ſeinen Töchtern eine größere Partie unternommen, bei der ſie über Nacht fortbleiben wollten. Hans Buchwald ſollte eigentlich mitkommen, aber im letzten Augenblick hatte er ſich wieder freigemacht. Fräulein Griſebach hatte von vornherein abgewehrt, zumal das Wetter nicht vertrauenerweckend war.

Aber der Morgen war ſtrahlend, voller Sonnenſchein. Es war dabei nicht heiß, und der Nachmittag ſchien noch lockender zu werden.

Bei Tiſch ſaßen ſie beide allein an der Ecke der Tafel. Es war zwiſchen ihnen und den anderen für Paſſanten gedeckt, die ſich verſpäteten, ſo daß ſie ganz abſeits von den übrigen blieben.

Sie waren beide ein wenig verlegen, wie ſie da ſo iſoliert waren, aber bald war das Gefühl überwunden; und es wurde im Gegenteil ſehr hübſch, und brachte ſie einander näher, als es die ganzen Tage vorher vermocht hatten.

Für den Nachmittag verabredeten ſie einen Spaziergang hinaus zum Forſthaus am Berge, wo ſie ſchon mit den anderen geweſen waren. Heute wollten ſie den Gang zu zweien machen.

Fräulein Griſebach hatte lange vor dem Spiegel geſtanden und ihr Geſicht beſehen, und immer überlegt, ob ſie ſich einmal eine andere Friſur machen ſollte. Aber dazu hatte ſie doch nicht den rechten Mut, und ſo ließ ſie es, und wählte dafür ihren ſchönſten Hut, den ſie ſonſt nur für die Feiertage beſtimmt hatte, und der ihr mit ſeinen hellen freudigen Farben gut ſtand.

Vor den Töchtern des Rats hätte ſie es nicht gewagt, ſich ſo herauszuputzen; die hätten leicht etwas darin gefunden. Heute aber benutzte ſie die Gelegenheit, und konnte vom Spiegel nicht wegfinden, auch als Hans Buchwald ſchon unten vor dem Hauſe ſtand, und mit dem Töchterchen ihrer Wirtsfrau ſprach, das ſeinen Puppenwagen hinter ſich herzog. Es war ein roh aus Holz gebautes Wägelchen, das der Vater ihr zurechtgehämmert hatte, und deſſen Räder manchmal ein jämmerliches Gequieke von ſich gaben. —

Nun nahm ſie ihre Handſchuhe und den weißen Sonnenſchirm und ging die ſchmale Treppe hinunter.

Er kam auf ſie zu, ſobald ſie in der Tür des Hauſes erſchien, und auf den erſten Blick ſah ſie, daß er eine ganz neue Krawatte umhatte, die ſie noch nicht kannte. Er hatte alſo auch das Bedürfnis ge-

fühlt, ſich ein wenig beſonders anzuziehen. Das gefiel ihr, denn ihr Zuſammenſein heute war ja nicht etwas ſo ganz Alltägliches; es konnte recht wohl ſo eine Art Feierſtunde in ihrem Leben bedeuten.

In zwei Tagen mußten ſie wieder voneinandergehen, dann war es, als ob ſie ſich nie gekannt hatten; vielleicht hörten ſie nie wieder voneinander. —

Langſam ſtiegen ſie den Berghang empor. Jetzt kamen ſie in den Wald und trafen bald auf den Gebirgsbach, neben dem der Weg aufwärts führte. Das Waſſer hatte ſich eine tiefe Rinne in die Felſen gegraben. Bald plätſcherte es über breite, im Laufe der Jahrhunderte gerundete Steine, bald fiel es ſteil die Felſen herab oder hatte ein breites Staubecken gebildet, wo das Waſſer metertief ſtand, um dann in breiten Schleiern zur nächſten Stufe herabzufallen. Manchmal war das Geſtein von dichtem Mooſe ganz überzogen, ein grüner Sammetmantel, der den nackten Felſen völlig bedeckte.

Immerwährend begleitete ſie das Rauſchen und Plätſchern des Waſſers, bald nur ein leiſes Murmeln, dann ein lautes, ſtürmendes Brauſen. Dann wieder glitt es faſt unhörbar zwiſchen den ſich türmenden Felſen hin, oder kroch darunter durch. Immer war es gegenwärtig, denn der Weg führte hart daran hin. Nun ging eine Brücke von einem zum andern Ufer, um ein paar hundert Schritte weiter oben wieder zurückzuführen.

Der Weg ſtieg ſcharf bergan, war manchmal ſo ſchmal, daß ſie hintereinander gehen mußten, dann wieder breit und bequem, und öfters ſtanden an den Felſen Bänke, oder die Steine waren ſo geſchichtet und geſäubert, daß man ſich ruhen konnte.

Und die Kronen der Buchen wölbten ſich über ihnen; zuweilen ſtanden hochragende Tannen dazwiſchen mit ihren dunklen Zweigen, und ein ſchmeichleriſches Stillſchweigen umfing die Wandernden. Kein Laut, keine Vogelſtimme ſtörte das ſich gleichbleibende Geſchwätz des fallenden Waſſers, das unter den Bäumen eine ſo überaus angenehme Kühle verbreitete, die ſie wohlig einatmeten.

Jetzt öffnete ſich der Blick ein wenig, und man ſah in ein grünes Waldtal. Eine hohe Holzbrücke wölbte ſich zur andern Seite des Baches, und wieder nahm der dunklere Wald ſie auf, — aber nun war es reiner Nadelwald, in dem es wärmer war, und der ſo narkotiſch duftete, ſo weihnachtlich voller Harz.

Dort hob ſich das Dach des Forſthauſes. Der Weg ward breiter und gepflegter, ein Ruheplatz bildete einen Halbkreis, dann kamen ſie an die Holzbänke und Tiſche neben dem Forſthauſe, und ein Teckel ſprang ihnen bellend entgegen, und kündigte zugleich im Hauſe die Ankunft von Gäſten an.

Sie ſetzten ſich auf eine der in die Erde gerammten Bänke, ein Mädchen fragte nach ihren Wünſchen und brachte ihnen Kaffee und quellfriſches Waſſer.

Sie ſaßen noch ſtumm da, denn das Steigen hatte ſie angegriffen, und wehten ſich beide Kühlung zu; und Fräulein Griſebach ſetzte ihren Hut ab, der ſie zuletzt doch ein wenig gedrückt hatte. Sie war es zu ſehr gewöhnt, faſt immer barhaupt herumzulaufen; auch den kurzen Weg mittags hinüber zum Eſſen. —

Der Teckel hatte ſich neben ihren Sitzen in das Moos hingeſtreckt, und blinzelte nur zuweilen mit den Augen, wenn ſich irgendwo etwas regte.

Aber es kam niemand. Sie ſchienen vorläufig die einzigen Gäſte zu bleiben.

Das kleine rote Forſthaus ſchlief wie verzaubert; nur aus dem Schornſtein quoll lichter Rauch, der feine Qualm von brennendem Holz, der kerzengerade aufſtieg, weit über die Wipfel der uralten Tannen, die ihre ſchweren Zweige ineinanderhängten und die Sonne abhielten, daß nur einzelne tanzende Strahlen auf den Moosboden fielen.

Nun waren ſie wieder ganz verlegen, und rührten beide in den großen weißen Taſſen, die dampfend vor ihnen ſtanden, und die ſie noch lange nicht an die Lippen führen konnten.

Dann ſtrich ſich Hans Buchwald langſam über die Augen und über den ſtarken blonden Schnurrbart, der nicht ſo recht zu ſeinem ſonſt ſo ſanften Geſicht paſſen wollte, und ſagte endlich überzeugungsvoll:

— Ein wunderſchöner Tag! Der ſchönſte, den man ſich denken kann.

Sie blickte nicht auf, und nickte nur zuſtimmend.

Dann ſagte er wieder etwas, und ſie nickte wieder nur wortlos, — hätte ihn am liebſten gebeten, daß er nicht ſprechen möge; nun ſchwieg er, und ſie hatte das Gefühl, als könnten ſie beide ganz deutlich ihre Herzen klopfen hören, ſo ſtill war es rings umher.

Wie ſeltſam war das doch, daß ſie hier in dieſer Einſamkeit, fern von den Menſchen, einander gegenüber ſaßen, wie in einem Märchenwalde.

Er hatte zwar nicht viel von einem zarten Märchenprinzen an ſich, aber er ſchien ein guter Menſch zu ſein. Wenn er ſie mit ſeinen hellen blauen Augen anſah, dann war ſie feſt davon überzeugt, daß er ein Mann von Herz war, zu dem ſie ſich mehr hingezogen fühlte, als jemals zu irgendwem in ihrem ganzen bisherigen Leben. —

Es raſchelte jetzt an einem Stamm hinter ihnen. Der Teckel hob den Kopf, aber legte ihn beruhigt wieder auf das Moos. Es war nur ein Eichhörnchenpaar, das ſich ſpielend um den Stamm einer dicken Fichte jagte.

Sie kreiſten um den Stamm; jetzt lief das eine über den Moosteppich bis zu den Wurzeln der nächſten Rieſentanne, und nach einem Weilchen folgte das andere, als es ſich vergewiſſert hatte, daß der Hund ſich nicht regte, und ſie nicht weiter beachtete.

Nun ging das muntere Spiel weiter in Spiralen um den Baum herum, und dann die Äſte entlang.

Die ſchlanken rotbraunen Leiber verſchwanden und huſchten wieder hervor; zuweilen lugte nur eine kecke kleine Schnauze hinter dem Stamme heraus, bis ſie endlich haſtig jagend in dem Wipfel der Tanne den Augen verſchwanden. —

Sie hatten beide dem neckiſchen Spiele zugeſchaut, nun trafen ſich wieder ihre Blicke, und verweilten einen Moment ineinander. Dann ſahen ſie ebenſo raſch wieder fort. Ein rechtes Geſpräch wollte nicht aufkommen. Nur hie und da fiel einmal ein Wort. —

Dann brachen ſie auf und traten den Rückweg an; ganz langſam ſtiegen ſie abwärts, blieben ſtehen, um dem Fall des Gebirgsbaches zuzuſehen, und blickten nach Forellen aus, die ſich hier zahlreich in dem kühlen Bergwaſſer fanden. Einmal trafen ſie einen Fiſcher, der, ſeine grüne Waſſerbutte auf dem Rücken, mitten auf den Steinen ſtand, und gegen die Sonne ſeine lange Angelſchnur an dem viele Meter langen Bambusrohr die Schnellen hinaufwarf, nach einem im Sonnenſcheine liegenden Becken, wo die Forellen ſich zahlreicher aufhielten; aber dreimal warf er den Köder vergebens aus. Ihre Tritte hatten die flüchtigen Fiſche wahrſcheinlich verſcheucht.

Der Mann ſah ſich mißbilligend um, und ſie gingen weiter.

Als ſie ſich weiter unten auf einem Felsblock niedergelaſſen, von wo man einen Blick ins Tal

werfen konnte, das im matten Lichte der Abendſonne lag, fing er endlich an zu ſprechen.

Er erzählte von ſich, wie er es nicht leicht gehabt hatte im Leben; aber nun hatte er ſich eine hübſche Stellung errungen, konnte beruhigt in die Zukunft ſehen; und in ein paar Jahren war er ſo weit, da konnte er weiter denken; und die Möglichkeit war gegeben, daß er ſich ſein Leben gründete, wie er es ſich in ſeinen Träumen vorſtellte.

Und nun fragte er ſie, ob ſie ſich glücklich fühlte in ihrem Berufe, die Kinder zu unterrichten, Kinder, die alle Jahre wechſelten, und die es ihr gewiß nicht dankten, weniger noch als die Eltern.

Ja, ſie liebte ihren Beruf, erklärte ſie ihm. Sie fragte nicht nach der Anerkennung der anderen, ſie konnte ſich nichts Schöneres denken, als junge Seelen zu bilden. Es gab keinen Beruf, der ſo viel Freiheit ließ, dieſe köſtlichen Ferien, die ſie immer voll ausnutzte. Konnte es herrlicheres geben, als ſo ohne jede Sorge ſeine Freiheit zu genießen, wie ſie das jetzt tat? — Wie gut das war, ſein freier Herr zu ſein, nur nicht in engen, bedrückten Verhältniſſen leben. —

Er ſchwieg lange Zeit. Dann ſagte er:

— Ja, in großen Verhältniſſen leben! Wer hätte nicht die Sehnſucht danach. Aber wie viele Menſchen können das? Schließlich ſind Sie doch auch gebunden, ſind abhängig und an Ihre Pflicht gefeſſelt.

— Aber dieſe Pflicht iſt mir ein Herzensbedürfnis,

— Ja, ja, ſagte er nickend. Aber füllt Sie das ganz aus? — Mich nicht, ich verlange mehr vom Leben, ich habe die Sehnſucht nach Größerem und Höherem, als nur der Pflicht gegen meine Mitmenſchen zu leben. Ich will für mich ſelbſt leben; und vielleicht noch für einen anderen Menſchen, dem ich mich ganz widmen kann. Ah, wie würde ich mich da geben, bedingungslos. Aber erſt muß ich ſo weit ſein, daß ich die Hände frei habe. Fräulein Griſebach, darf ich dann einmal an Sie ſchreiben, wenn das der Fall ſein wird?

Nun überfiel ſie plötzlich ein ganz angſtvolles Gefühl, und ſie ſagte haſtig:

— Gewiß dürfen Sie mir ſchreiben.

— Ich meine, ob ich dann, wenn meine Stellung feſter iſt, Ihnen ſchreiben darf?

— Aber, Herr Buchwald, weshalb ſollten Sie mir nicht ſchreiben?

Er ſenkte den Kopf und ſagte dann ganz leiſe:

— Fräulein Griſebach, haben Sie denn gar nicht gemerkt, wie mir zumute iſt; haben Sie es nie gefühlt, wie ich für Sie empfinde?

— Doch, ſagte ſie, doch! — ich weiß, daß Sie ſich gern mit mir unterhalten, — ſonſt hätten Sie mich doch nicht heute zu dem Spaziergange eingeladen.

— Gern unterhalten? — Fräulein Griſebach, ich wollte ja eigentlich nicht davon ſprechen, ich wollte Ihnen erſt ſchreiben, wenn ich abgereiſt war. Ich

wollte noch einmal alles prüfen, wenn ich wieder in meinen, ſo gar nicht großartigen, ſondern recht beſcheidenen Verhältniſſen lebte. Aber wozu ſo lange damit warten? Ich will ja keine Antwort, nicht jetzt. Und wenn es ein Nein ſein muß, ſo ſprechen Sie es nicht aus; bitte, ſagen Sie es nicht! Sagen Sie gar nichts, damit mir die Hoffnung bleibt. Damit ich daran denken kann wie an ein Glück, das doch noch einmal kommen könnte. Ich habe Sie ſo lieb, Fräulein Griſebach, daß ich mir nicht vorſtellen kann, wie ich ohne Sie leben ſoll. Ich habe gar keinen andern Gedanken mehr, als nur an Sie.

Sie ſaß bewegungslos, mit heißen Backen und klopfendem Herzen da, und es brauſte ihr in den Ohren, und ſie konnte gar nichts ſprechen, auch wenn ſie gewollt hätte. So ſpielte ſie denn nur mit ihrem Sonnenſchirm und wagte es nicht aufzublicken.

— Das hat Sie ſehr überraſcht, fragte er jetzt.

Sie nickte nur und wartete, was kommen würde,— aber es kam nichts.

Endlich ſagte er ganz leiſe:

— Es kommen Leute; wollen wir aufſtehen?

Aber ſie blieb ſitzen und rührte ſich nicht.

— Es iſt der Herr aus Braunſchweig mit ſeinem Bruder.

Da blickte ſie auf, und da die beiden Herren grüßten, dankten ſie beide, und es ward ihr ein wenig freier ums Herz, daß ſie tiefer atmete.

Es war ihr überraſchend gekommen; daran hatte ſie wirklich nicht gedacht.

Die erſte Liebeserklärung in ihrem Leben.

Was ſollte ſie ihm ſagen? — Sie wußte es nicht. Und ſo tat ſie, um was er ſie gebeten hatte und ſchwieg.

— Ja, ſagte er nun, ich wollte es Ihnen nicht ſagen. — Daß Sie mich nicht wegſchicken, iſt mir ja ſchon genug. Ich dachte ſchon, Sie würden aufſtehen und mich hier ſitzen laſſen. Denn es iſt gewiß eine rechte Anmaßung, daß ich mich mit ſolchen Gedanken getragen habe. Allein, was kann man für ſeine Wünſche? Ich habe eine ſolche Verehrung für Sie, glauben Sie es mir, daß ich mir ja ſelber die Unmöglichkeit immer wieder vorgeſtellt habe; und nun habe ich es Ihnen doch ſagen müſſen. Sind Sie mir böſe?

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah zu ihm auf, nur einen kurzen Augenblick lang.

Es ſchien ihr, als wolle er nach ihrer Hand faſſen; aber dann hatte er doch nicht den Mut dazu, und der ausgeſtreckte Arm fiel ihm wieder herab.

Das Schweigen wurde immer drückender, die ganze Welt ſchien ſich um ſie zu drehen; da nahm ſie alle Kraft zuſammen und ſagte:

— Nein, ich bin Ihnen nicht böſe; — aber ich kann Ihnen nichts ſagen, ich . . .

— Bitte, nicht! rief er, jetzt nicht! Wenn Sie mir nur nicht böſe ſind!

— Nein, ſagte ſie, das nicht! —

Nun erhob ſie ſich, und machte ein paar Schritte, bis auf den Weg, und ſchüttelte ihr Kleid ab. Dann gingen ſie weiter, dem Orte wieder zu; und er ſah ſie von der Seite an, aber ſie getraute ſich nicht, ihn anzublicken. Ihr war mit einem Male, als kenne ſie ihn gar nicht; als ſei das ein fremder Menſch, der da neben ihr herging.

Er wollte anfangen, von ſich zu ſprechen, aber nun wehrte ſie ihm. Jetzt nicht; jetzt mußte er ſie laſſen. Nur hörte ſie noch, wie er davon ſprach, daß er gewiß bald in eine größere Stadt komme, denn jetzt ſei er hier in einem recht kleinen Orte in der Nähe.

Aber das huſchte an ihrem Ohr vorüber und machte gar keinen Eindruck. Erſt hinterher fiel es ihr wieder ein, daß er ſo etwas geſagt hatte.

Sie traten aus dem Walde heraus. Da erſt ward ihr ganz frei, als ſie das Tal im Abendſonnenſchein liegen ſah; und raſcher ſchritten ſie aus.

Ein ſeltſames Frohgefühl ergriff ſie. Wie gehoben kam ſie ſich vor, daß ein Mann ſich ſo für ſie intereſſierte. Dabei war ſie ſich nicht klar, was ſie für den Herrn an ihrer Seite empfand. Ob ſie überhaupt für ihn lebhafter fühlte.

Er war ihr ein angenehmer Geſellſchafter geweſen, ihr überaus ſympathiſch in ſeiner ganzen Art. Weiter als über eine flüchtige Sommerbekanntſchaft hatte ſie nie hinausgedacht. Und da hatte er

ihr plötzlich ſolch ein Geſtändnis gemacht, mit dem ſie in ihrer Verwirrung nichts anzufangen wußte.

Zwei kleine Mädchen kamen ihnen entgegengeſprungen und begrüßten Fräulein Griſebach. An die klammerte ſie ſich und ließ ſie nicht los, behielt ſie dicht bei ſich, wie ſie jetzt nach Hauſe wanderten. —

— Sehe ich Sie nachher noch? fragte Hans Buchwald beim Abſchied und hielt ihre Hand feſt.

— Ich weiß nicht! — Vielleicht! —

Dann grüßte er höflich und blieb noch einen Augenblick an der Gartenpforte ſtehen, und ſah zu, wie ſie in die Laube trat, wo ihre Wirtin mit einer Schale Kartoffeln ſaß, die ſie in Scheiben ſchnitt. —

Fräulein Griſebach ſaß noch in der Laube, als eine halbe Stunde ſpäter ein Junge aus dem Dorfe ihr einen Brief brachte. Er fragte, ob ſie das Fräulein ſei, das auf der Adreſſe ſtand. Sie las ihren Namen, nickte und gab dem Kinde ein Trinkgeld.

Sie getraute ſich kaum das Kuvert zu zerreißen. Endlich tat ſie es doch, und die Spannung löſte ſich. Sie ſah, daß es Verſe waren. Da brauchte ſie keine Antwort darauf zu geben, und ihre Angſt verflog.

Dann las ſie. Es waren drei verſchiedene Gedichte, die er ihr ſchickte, alle datiert aus dem Orte ſelbſt. Daraus erſah ſie, daß er ſie ſelbſt geſchrieben hatte. Gedichte, die an ſie gerichtet waren.

Einmal nur in ihrem Leben, als ſie noch zur Tanzſtunde ging, hatte ſie ein paar Gedichte be-

kommen, von einem Primaner, der ſich jedesmal ſofort beim Engagieren auf ſie ſtürzte, und der ſie ſchrecklich quälte. Er hatte keine Ahnung vom Tanzen; und ſie lebte immer in der Furcht, daß auch ſie ſich lächerlich machte. Denn der Jüngling bekam fortwährend Ermahnungen vom Tanzmaitre, und dabei war er mit ſolch ſtürmiſcher Leidenſchaft dabei, daß er nie ſah, wohin er eigentlich trat, wenn er einmal in Schwung gekommen war.

Acht Tage lang war ſie voll ſtiller Begeiſterung über ſich ſelbſt herumgegangen, daß ſie angedichtet wurde, dann hatte ſie es nicht länger für ſich behalten können, und ſich einer Freundin geoffenbart, die ihr gleichfalls Gedichte zeigte von demſelben Verehrer, — Gedichte, die den ihren bis auf einzelne etwas perſönlichere Wendungen völlig ähnlich waren. Dabei zeigte ihr die Freundin einen Band Heine, und ſie ſtellten gemeinſam feſt, daß darin die Originale zu finden waren, die er ſeinen Empfindungen zugrunde gelegt hatte. Die Enttäuſchung war groß; und ſie ließen es beide den Jüngling entgelten, daß er ſie ſo zu täuſchen verſucht hatte. —

Die Gedichte, die ſie eben bekommen, waren nicht abgeſchrieben. Sie behandelten Dinge, die ſich zwiſchen ihnen abgeſpielt hatten, und die ihr in all ihren Einzelheiten gegenwärtig waren.

Sie las die Ergüſſe wieder und wieder, bis ſie die Verſe faſt auswendig konnte. Und ſie empfand

ein ſo ſtarkes Mitgefühl mit dem Verfaſſer, daß ſie ganz gerührt wurde.

Sie ſaß an ihrem Fenſter und ſah in die Dämmerung hinaus. Die Nacht ſenkte ſich über die weite Talebene, legte ſich grau über die Hänge der Berge; der Himmel blieb hell, bis die Sterne aufblinkerten; aber nur die großen waren zu ſehen, das Gewimmel der zahlloſen kleinen Sternchen konnte gegen die lichte Helle der Sommernacht nicht aufkommen.

Da ſah ſie ihn unten auf dem Wege auf und ab gehen. Sie zog ſich zurück, aber dann zwang es ſie doch hinunter. Sie war an das Fenſter getreten, er hatte hinaufgegrüßt. Raſch warf ſie ein leichtes Tuch um die Schultern und ging die Stufen der Treppe hinab, zauderte an der Schwelle der Haustür, — dann wagte ſie ſich in den Garten, feſt entſchloſſen, die Umzäunung nicht zu verlaſſen.

Er war zurückgekommen und ſtand an dem niederen Gitter, und ſie ſprachen miteinander über den Zaun hinweg; und mit einem Male war ſie neben ihm und ſchritt den Weg hin, der ſanft um die Lehne des Berges führte, an ein paar ärmlichen Häuschen vorüber in den Wald hinein; dort kehrten ſie um, und immer in der Nähe ihres Hauſes drehten ſie wieder um und gingen zurück.

Ganz leiſe ſprachen ſie miteinander.

Unten in einer der Villen am Berghange wurde Klavier geſpielt, und eine Frauenſtimme ſang ſenti-

mentale Lieder, die kaum verſtändlich zu ihnen herauf-ſchwebten; nur die Melodie zog durch die Nacht hin.

Im Graſe zirpten noch die Grillen, und einmal brüllte aus einem nahen Stalle eine Kuh, ſo fremd-artig bang, daß es ſie durchſchauerte.

Sie ſprachen nicht viel miteinander, aber alles was ſie ſich ſagten, hatte gleichſam eine verſteckte Bedeutung. Es kam gar nicht auf die Worte an, ſondern auf das, was ſie beide empfanden.

Das Zwiſchenſpiel mit den Gedichten wurde nicht berührt, aber es gab ihrer ganzen Unterhaltung die Färbung. Sie konnte ihm nicht wehren, daß er anfing, von ſich zu ſprechen, ihr von ſeiner Jugend erzählte und alles getreulich beichtete.

Sein Vater war ein einfacher Arbeiter bei der Bahn geweſen, die Mutter die Tochter eines Kauf-manns, der plötzlich geſtorben war und ſeinen Kin-dern faſt nichts hinterlaſſen hatte. Aber ſie hatte eine gute Jugendbildung gehabt und deshalb alles daran geſetzt, daß ihr einziger Junge ſo viel lernte, als nur irgend anging. Die Mittel waren nur ge-ring, und ſo hatte er es noch nicht weit bringen können, als der Vater bei einem Eiſenbahnunfall verunglückte. Da mußte er nun für die Mutter raſch mit ſorgen, und war ohne Bedenken zur Eiſen-bahn gegangen. Jetzt war er Stationsvorſteher an einem Knotenpunkte der Gebirgsbahn.

Aber er hatte Ausſicht, daß er bald verſetzt wurde

in eine beſſere Stellung und an einen größeren Ort, wo er es dann gewiß gut hatte. Er bekam eine Dienſtwohnung, und nur das eine war, daß man ſich an das Vorbeifahren der Züge gewöhnen mußte; allein das tat man bald. Nach drei oder vier Tagen merkte man es ſchon nicht mehr; das hatte er mehrfach beobachtet.

Sie war ganz ſtill geworden, — und nun ſchwieg er auch; er fühlte, daß eine Entfremdung ſich einſchlich. Sie konnte es ſich nicht recht zuſammenreimen, daß er da ſtehen ſollte, und die Züge in die Welt hineinfahren ließ, was gewiß eine ganz anregende Beſchäftigung ſein mochte, und dabei in ſeinen Mußeſtunden ſich mit Literatur befaßte und Verſe machte.

Sie hatte geglaubt, daß er eine ruhigere Beſchäftigung habe, mehr Bureauarbeit in einer ſtillen Stube, fern vom Getriebe der Welt. Es ſchien ihr unpaſſend; und wenn ſie ſich ſagte, daß der nette Menſch, mit dem ſie heute eine ſo poetiſche Wanderung durch den Wald gemacht hatte, Stationsvorſtand war, ſo tat ihr der Gedanke faſt weh. Wenn er an der Poſt geweſen wäre, ſo hätte das entſchieden viel beſſer für ihn gepaßt.

Sie zog das Tuch enger um die Schultern. Eben noch war ihr ſo warm geweſen. Jetzt ſchien ihr, als fröſtele ſie, und ſo ſagte ſie:

— Es wird kalt und iſt auch ſchon ſpät. Ich

muß hineingehen. Bin auch müde von dem heutigen Spaziergange. Der war sehr schön, sehr! . .

Schweigend legten sie die paar Schritte bis zu ihrem Hause zurück, und mit einem leisen:

— Danke schön, und Gute Nacht! schlüpfte sie in das Haus.

Er hatte ihre Hand festhalten wollen; aber dann fürchtete er wohl, er könne ihr weh tun, und so ließ er sie, und hatte sich nicht einmal getraut, ihr einen Kuß auf die kalten Finger zu geben. —

Sie sah ihn noch lange auf und ab gehen, zwischen ihrem Hause und dem Wirtshause, wo er wohnte. Sie konnte sich nicht gleich hinlegen, sondern sah lange zu den Sternen auf, und war mit sich selbst in argem Zweifel. Seit heute nachmittag ging so vieles durcheinander, lauter ungewohnte Vorstellungen, die sich nicht recht zusammenreimen ließen. Schließlich sagte sie sich, daß das ja alles Unsinn sei. Heute kam sie doch nicht ins Reine damit.

Also legte sie sich schlafen. Vielleicht, daß sie bis zum Morgen wußte, was sie tun sollte.

Aber im Hause war große Unruhe. Im Stalle brüllte die Kuh mit einem so dumpfen Stöhnen. Es tappte durch das Haus; und sie liefen mit Lichtern über den Hof. Ein Hirte war vom Gebirge geholt, denn die Kuh sollte dieser Tage kalben; und sie hatten Sorge, daß ihrem Tiere was passieren konnte, das so seltsam unruhig war.

Und nun rumorten sie in der Nacht; und in das Gewisper der Menschen tönte das tiefe, dumpfe Brüllen des trächtigen Tieres, und störte sie.

Der Schlaf wollte nicht kommen. Sie warf sich von einer Seite zur andern, und lag da mit offenen Augen. Und der Mond stieg auf hinter den Bergen und erfüllte ihre Kammer so völlig mit seinem Silberlichte, daß sie alle Gegenstände haarscharf erkennen konnte. Selbst wenn sie die Augen fest schloß oder die Decke über den Kopf zog, half es nichts, sie sah jede Einzelheit, und mußte dabei unausgesetzt an den Ausflug denken, den sie am Nachmittage mit ihm gemacht hatte. Sie sah sich neben ihm auf dem Felsblocke sitzen, hörte seine Stimme, die ihr so wohltat; und sie fragte sich immer wieder, weshalb er sie wohl nicht geküßt hatte, wenn er sie nun einmal so liebte.

Das begriff sie nicht, weshalb er das nicht getan. Vielleicht wäre alles anders geworden. Sie wußte, sie hätte sich nicht gewehrt. Ob sie etwas dabei empfunden hätte, darüber war sie sich nicht im klaren, denn sie liebte ihn nicht.

Ganz gewiß liebte sie ihn nicht, nicht so, wie sie sich die Liebe vorstellte, nach allem, was sie davon gelesen hatte. Sie war beunruhigt, wenn er sie ansah, — aber Liebe war das wohl nicht.

Erst jetzt kostete sie die verflossenen Stunden durch; und nun war das Gefühl ein viel intensiveres. Sie

hatte ihn gern; der erſte Mann, der ihr nahe gekommen war, gegen den ſie keine körperliche Scheu empfunden. Entſchieden war er ihr ſehr ſympathiſch; ſie konnte ihn gut leiden, und es hatte etwas Rührendes gehabt, als er ſtockend ihr ſein Herz ausgeſchüttet hatte.

Schließlich ſollte es für ihre Empfindungen gleichgültig ſein, ſagte ſie ſich, ob er bei der Eiſenbahn war; auch wenn es ſich wenig poetiſch anhörte.

In jenem Augenblicke war er nur der Mann geweſen, der von ſeiner Liebe ſprach.

Er war ja ſo beſcheiden; aus lauter Scheu hatte er ſich nicht getraut, die Hand nach ihr auszuſtrecken. Vielleicht würde ſie anders denken, wenn er es gewagt. Und er hätte in dem Augenblicke ſich etwas erlauben dürfen. Sie war ja ſo ſchwach geweſen, daß ſie ſicher nicht die Kraft gefunden hätte, davonzulaufen, auch wenn ſie gewollt hätte. Sie war ganz in ſeiner Hand geweſen, aber er hatte die Finger nicht geſchloſſen; und nun war es vorbei, ſie fühlte ſich wieder ganz frei. Nach allem, was er ihr heute abend anvertraut hatte, war ſie ſchon ganz weit fort von ihm, daß es keine Rückkehr mehr gab.

Das ſtand bei ihr feſt, daß ſeine Wünſche für die Zukunft hoffnungslos ſein mußten. Nein, um nichts gab ſie ihre Stellung nicht auf. Dazu hing ſie zu ſehr an ihrer Tätigkeit. Sie wollte empor, ſich einen größeren Kreis ſchaffen, nicht aber herab-

ſteigen und ſich erniedern. Es war undenkbar, daß ſie deshalb ihren Beruf aufgab.

Und laut in die Nacht hinein ſagte ſie: Nein, das kann nie etwas werden! . .

Aber ihm ſelbſt wollte ſie dieſe klare Antwort nicht geben. Dazu hatte ſie nicht den Mut. Und ſie geſtand ſich auch, daß, wenn er in beſſeren Verhältniſſen lebte, und eine angemeſſene Stellung gehabt hätte, ſie ſich ihre Antwort gewiß überlegt hätte.

In zwei Tagen reiſte er ab. Bis dahin konnte ſie ihn leicht hinhalten; dann ergab ſich alles durch die Trennung von ſelbſt. Da brauchte ſie ſich nicht Aug' in Auge zu erklären, konnte ihn durch einen ſchriftlichen Beſcheid beruhigen; und dann war alles gut. Sie wollte ihn nicht kränken, ihm nicht unnötig wehe tun, denn er hatte es gut mit ihr gemeint.

Manchmal überlief ſie ein Schauer, wenn ſie ſich ausmalte, daß er ſie küſſen würde. Sie verſuchte ſich vorzuſtellen, ſie ſei mit ihm verheiratet, und es wäre Abend geworden, und ſie läge in den Kiſſen und erwartete ihn. Jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen, und er würde hereintreten, und ſie mußte dulden, daß er ſie küßte.

Offenen Auges lag ſie da, und lauſchte auf jedes Geräuſch im Hauſe. — Drüben im Stalle war es jetzt ſtill geworden, es klappte keine Tür mehr, nichts regte ſich; nur oben unter dem Dache ſchienen ein paar

Mäuſe zu laufen. Dann war es ganz ſtill, und ſie zog die Decke feſt um die Schultern, und ſchlief endlich ein, um am andern Morgen ſpät, aber friſch und munter zu erwachen. —

In der Morgenfrühe hatte die Kuh gekalbt, das Kälbchen lag vor der Alten im Stroh, die es zuweilen mit der Zunge ſauber leckte, und jeden Eintretenden mit ihren großen, gutmütigen Augen anſtarrte.

Die Frau erzählte ihr, wie ſchwer das geweſen war. Sie hatten das Kalb mit Stricken um die Hinterfüße holen müſſen, und jeden Augenblick befürchtet, daß die Alte dabei draufgehen könne.

Das war eine ſchwere Arbeit geweſen.

Fräulein Griſebach nahm ihre Röcke zuſammen, und ging nachſinnend wieder in das Haus zurück.

Es war ein ſtrahlend heller Tag, ſchon in der Frühe drückend warm, ſo daß ſie einen Grund vor ſich ſelbſt hatte, nicht vom Hauſe fortzugehen. Auch hielt ſie ſich im Zimmer auf und ſchrieb Briefe, um ihm nicht zu begegnen.

Sie ſah ihn, wie er ſich den ganzen Morgen über in der Nähe aufhielt, und offenbar darauf wartete, daß ſie zum Vorſchein kam.

Aber ſie verließ das Haus nicht; und auch zu Tiſch kam ſie ſehr ſpät, und ehe noch die Suppe aufgetragen war, ſtellte ſich auch der Rat mit ſeinen Töchtern ein, die nun Hans Buchwald mit ihren Erzählungen mit Beſchlag belegten, und von ihrer

Fahrt erzählten, ſo daß er nicht dazu kommen konnte, irgend etwas anderes zu ſagen.

Auch erklärten ſie, daß er den heutigen Tag und den ganzen nächſten Morgen ſich ihnen zu widmen habe; ſie wollten von ihm noch ſo viel als möglich haben, nachdem ſie ihn zwei Tage lang hatten entbehren müſſen.

So kam es, daß Fräulein Griſebach mit ihm keinen Augenblick mehr allein war; und ſie tat ſelbſt alles, um ein Alleinſein zu vermeiden.

Nur am Abend brachte er ſie die paar Schritte nach Hauſe. Vor ihrer Tür ſaß die junge Frau, die ſeit drei Tagen zugezogen war, bei der blieb ſie ſtehen, — und er mußte ſchließlich Abſchied nehmen, ohne daß noch ein Wort geſprochen war. —

Am andern Morgen kam ſie abſichtlich ſpät herunter, eine halbe Stunde bevor er fort mußte; und in der Erregung der Abreiſe konnte er ſie nur um die Erlaubnis bitten, ob er ihr ſchreiben durfte. Das gewährte ſie ihm freudig. Mit ſeinen Briefen würde ſie ſich ſchon abfinden.

Der Wagen fuhr vor. Die Koffer wurden aufgeladen, noch drei Paſſagiere ſtiegen ein; es war ein Rennen und Lärmen, ein Fragen, Rufen und Grüßebeſtellen, daß man ſein eigen Wort nicht hören konnte. Dann ein Händeſchütteln und Winken mit den Taſchentüchern; der ganze kleine Gaſthof ſah zu, und all die Leute, die nicht ſchon auf ihrem Spazier-

gange waren, ſtanden umher und warteten auf die Abfahrt.

Hans Buchwald hatte ihr die Hände wieder und wieder gedrückt, nun winkte er und ließ ſie nicht aus den Augen; aber die Ratstöchter drängten ſich vor, und er mußte ihnen auf ihre Zurufe antworten. Dann zogen die Pferde an, die Bremſe knirſchte, denn es ging gleich ſteil bergab, und der Wagen verſchwand raſch um den Felshügel.

Aber unten tauchte er wieder auf. Von der Laube am weiteſten links konnte man ihn noch einmal ſehen; die drei Mädchen winkten, aber ſie konnten nicht mehr recht unterſcheiden, wo Hans Buchwald ſaß, denn alle vier Inſaſſen ließen ihre Taſchentücher flattern.

Gleich darauf waren ſie ihren Blicken ganz entzogen, und nun ſchien es Fräulein Griſebach, als ob ihr etwas fehle. Eine ſeltſame Leere trat ein, alles ſchien verändert; bei Tiſch ging die Unterhaltung auch nur ſtockend, trotzdem der Abweſende nie recht geſprächig geweſen war. Ein alter, ſchwerhöriger Herr war dazu gekommen, und belegte den Rat mit Beſchlag; und wenn Hans Buchwald auch meiſt ſtill geweſen war, ſo war doch jetzt eine Lücke, und Fräulein Griſebach hatte ſich mit den beiden Mädchen wenig zu ſagen, hörte nur zu, wie ſie über den Abweſenden ſprachen, den beide ſehr nett fanden.

Am Abend fehlte ihr der Spaziergang; ſie hatte

keine Luſt, ſich den anderen anzuſchließen, und ging für ſich allein, und ihr wurde ganz traurig zumute, daß ſie nun wieder in ihre alte Einſamkeit zurückfiel. Das Leben hatte doch einen neuen Reiz gehabt, wenn man es durch die Augen eines andern anſah, wodurch alle Freude ſich verdoppelte. Das war kein leerer Wahn, daß der Menſch nicht für das Alleinſein geſchaffen war. —

Der Kutſcher war mit dem Wagen zurückgekommen und hatte einen dicken Brief für ſie mitgebracht; aber niemand hatte ihn ihr übergeben, erſt am Abend brachte ihn der Bote mit einer Entſchuldigung. Er hatte gar nicht abſpannen können, ſondern mußte gleich wieder fort, und ſo war es vergeſſen.

In dem kleinen Pakete waren ein paar Blumen und zwei Gedichte. Abſchiedsverſe, die ſie ſo rührten, daß ihr die Tränen in die Augen kamen.

Die Blumen ordnete ſie in der Vaſe vor dem kleinen Spiegel, die Gedichte legte ſie zu den übrigen. Aber alle Augenblicke nahm ſie die Verſe wieder vor, um ſie noch einmal durchzuleſen.

Am andern Tage kam eine Anſichtspoſtkarte von ihm; von da ab an jedem Tage ein Gruß, oft zwei, die ſie erfreuten, und die ſie getreulich aufbewahrte, aber nur einmal auf einer gemeinſchaftlichen Karte antwortete ſie darauf. —

Dann kam ihre Abreiſe heran. Die Ferien gingen zu Ende, und es war wie eine große Auskehr.

Überall wurden die Koffer gepackt, und die Kinder verſchwanden mehr und mehr.

Er hatte ſie gebeten, ihn wiſſen zu laſſen, mit welchem Zuge ſie fuhr. Sie mußte an der Station vorbei, wo er angeſtellt war. Aber ſie wußte es ſelbſt noch nicht; ſchwankte zwiſchen den Tagen, wollte es vom Wetter abhängig machen, und ob ſie ſich mit einer Freundin treffen würde.

Dann hatte ſie auch eine Scheu, ihm zu ſchreiben, und ſo reiſte ſie ab, ohne ihn benachrichtigt zu haben, einen Tag früher, als ſie überhaupt geplant hatte. Sie kam in einen ſinnloſen Trubel hinein; am Bahnhof ein Drängen und Stoßen, eine heilloſe Verwirrung, und den Gepäckträgern war nichts klarzumachen. Die verwechſelten alles, weil jedesmal fünf Leute zugleich auf einen Mann einſprachen. So ſtanden ſie hilflos da; und man ſah ihnen an, daß ſie am liebſten alles liegen gelaſſen hätten, um davonzulaufen, ſo wuchs ihnen die Abfertigung über den Kopf.

Schließlich hatte ſie ihr Gepäck richtig aufgegeben und ſaß im Zuge; die Fenſterplätze waren im erſten Anſturm ſofort beſetzt; und eine Hitze war, daß alle Welt ſich Kühlung zufächelte, obgleich es noch vor Mittag war.

Endlich ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und die Lokomotive klingelte und pfiff, die Wagen ſtießen gegeneinander, denn es ging bergab, und die Räder knirſchten unter den Bremſen.

Langſam ſchlängelte ſich der Zug um die Berghänge; der Einſchnitt, worin ihr Ort gelegen, war verſchwunden, immer neue Ausblicke eröffneten ſich. So vergingen zwei Stunden; dann hieß es umſteigen in den Schnellzug, der ſchon beſetzt ankam; aber ſie fand nach einigem Suchen einen Mittelplatz, während die Familien mit Kindern angſtvoll umherliefen, ſich auseinanderriſſen, um ſich rufend und ſchreiend wieder zu vereinigen.

Dann war der Bahnſteig endlich einigermaßen leer, und es ging weiter, in dem jetzt breiten Tale hinunter, durch das ſich der Fluß in großen Windungen ſchlängelte.

An den kleinen Stationen raſſelte der Zug vorbei, dann hielt er zweimal, und in einer Viertelſtunde kam der Knotenpunkt, wo Hans Buchwald tätig war.

Ihr ſchlug das Herz. Sie war im Widerſtreite, ob ſie ſich an das Fenſter ſtellen und ihn begrüßen ſollte; oder ob ſie ſich in die Kiſſen zurücklehnte, um ungeſehen vorbeizufahren.

Vorläufig legte ſie ſich ganz zurück und hatte eine Zeitung genommen, hinter der ſie ſich verſtecken konnte. Dann beſchloß ſie, ſie wollte es darauf ankommen laſſen.

Die Lokomotive pfiff. Im Nu waren die Minuten verflogen. Der Zug fuhr ganz langſam über die Weichen, dann kam ein Lokomotivſchuppen, dann der

Bahnſteig der Station, in die ſie ziemlich weit hineinfuhren.

Auf dem Nebengeleiſe ſtand ein Zug, und die Treppen herauf wälzte ſich ein Strom von neuen Reiſenden. Das drängte ſcheinbar planlos durcheinander, als könne in dieſes Chaos nie Ordnung kommen.

Die Türen wurden geöffnet, der Name der Halteſtelle gerufen und die Umſteigeſtationen. Der Zug ſtand und ſtand, und Fräulein Griſebach blieb feſt ſitzen. . . .

Jetzt wurden die Türen unter dem beſtändigen Rufe: Einſteigen! wieder geſchloſſen.

Da konnte ſie ſich doch nicht mehr halten, und erhob ſich. Der Herr am offenen Fenſter nahm ſeine Füße zur Seite, und ſie griff gerade nach dem Riemen des Fenſters, als ſie den Ruf hörte: Abfahren! und den Pfiff der Lokomotive.

Schon war der Zug in Bewegung, da ſah ſie hinaus — und dort, wenige Schritte von ihr ſtand er, ließ die Augen zugauf und ab gleiten, ob auch alles in Ordnung war; — ſtand da in ſeiner Uniform, mit der roten Mütze auf dem Kopfe, die ihn für alle kenntlich machen ſollte.

Jetzt ſah er ſie. Ihre Blicke trafen ſich.

Es ſchien, als wolle er eine Bewegung machen, um den Zug halten zu laſſen, — als wolle er auf den Wagen zueilen, — dann gab er ſich einen Ruck,

und blieb ſtehen auf ſeinem Poſten, völlig Beamter, und legte nur grüßend die Hand an die rote Mütze.

Sein Geſicht war ganz bleich geworden, und die Augen blickten ſtarr und maßlos verwundert — und dann ſah ſie nichts mehr, ſah immer nur das auffallende Rot der Mütze, wußte noch, daß ſie mit dem Taſchentuche einmal gewinkt hatte; dann war ſie bei der Kurve ein wenig rückwärts gefallen, und hatte ſtill ihren Platz wieder eingenommen. —

Das war das letzte, was ſie von ihm geſehen, wie er da auf dem Bahnſteige geſtanden hatte, ein ganz fremder Menſch, der die Hand erhob, um die Züge abzufertigen; und der ſie mit ſeinem totenhaften Ernſt groß angeſtarrt hatte, ohne die Miene zu verziehen.

Mit dieſem Bilde war ſie nach Berlin zurückgekommen, und in der altgewohnten Umgebung wirkte das alles ſo anders, ſo ernüchternd. —

Es kam kein Gruß mehr von ihm. Ein paarmal hatte ſie ihm eine Karte ſchicken wollen; dann hatte ſie es doch gelaſſen.

Nichts kam mehr von ihm. Er hatte wohl begriffen, — und ſo war es vorbei.

Das war ihr einziges Abenteuer geweſen und bisher geblieben. Und nichts erinnerte ſie mehr daran als die Gedichte, die wohlverwahrt in ihrem Schreibtiſche lagen.

X.

Als Fräulein Griſebach eines Tages zu Fräulein Antelmann ins Zimmer trat, um ihr eine Meldung zu machen, fand ſie dort einen Herrn, der ihr als Dr. Merker vorgeſtellt wurde. Er war gerade im Begriff, ſich zu empfehlen.

Fräulein Griſebach wunderte ſich, daß die Schulvorſteherin ſie bekannt gemacht hatte; aber kaum hatte der Fremde die Tür hinter ſich geſchloſſen, als die Aufklärung kam.

— Unſer neuer Kollege, der im Gymnaſialkurs Latein und Geſchichte geben wird.

— Ah, ſagte Fräulein Griſebach und ſuchte ſich vergebens vorzuſtellen, wie der Herr ausgeſehen hatte. Sie wußte nur, daß er ziemlich groß und ſchlank geweſen. Von ſeinem Geſichte hatte ſie keine Ahnung, denn er hatte ſich tief vor ihr verneigt, und dann, nach drei Worten mit Fräulein Antelmann war er mit einer erneuten, knappen Verbeugung gegangen.

Zu den Herren an der Schule hatten ſie alleſamt keine rechten Beziehungen. Die gingen ihrer Wege, wenn ſie auch im kollegialen Verkehr ſich tadellos

benahmen, und ſehr nett gaben. Aber es blieben doch immer zwei getrennte Lager, die ſich nicht recht finden konnten.

— Ach, liebes Fräulein Griſebach, nun iſt der Termin für den Prozeß Göricke feſtgeſetzt. Ich habe es geſtern erfahren. Ich habe alles getan, daß wir nicht als Zeugen dabei zu ſein brauchen, habe darauf hingewieſen, wie wenig es im Intereſſe einer gedeihlichen Erziehung liegen kann; aber vorläufig habe ich nichts erreicht. Wir ſtehen mit auf der Liſte und bleiben auch darauf. Nur iſt mir verſprochen worden, daß, wenn irgend möglich, auf uns in letzter Stunde verzichtet werden könnte.

— Was ſollen wir denn nur dabei? fragte Fräulein Griſebach ganz erſchreckt. Wir haben doch nicht das geringſte damit zu tun. Lediglich weil die Mädchen unſere Anſtalt beſucht haben? —

— Ja, ſehen Sie, wir ſollen als Leumundszeugen auftreten, ſollen das moraliſche Betragen der Kinder in der Schule klarlegen. Ich kann nicht das geringſte Nachteilige bekunden. Ich frage mich auch, wozu nur?

— Man hat mir geſagt, daß unſere Schülerinnen, mit Ausnahme von Elsbeth von Ortling, gar nicht mit in den Prozeß hineingezogen werden, da die Eltern keinen Strafantrag geſtellt haben, daß überhaupt bei all unſeren Schülerinnen kein Strafdelikt in juriſtiſchem Sinne vorliegt. Das hinge ganz von

der Auffaſſung des Staatsanwaltes ab, ob er uns und ſie als Zeugen vorladen laſſe, hat Rechtsanwalt Berthold Frau Winkler erklärt.

— Ja, Fräulein Griſebach, das habe ich auch gehört, aber es iſt ungewiß; und dann ſehen Sie, ein Staatsanwalt will doch das erſchwerende Moment nicht aufgeben, daß der Angeklagte über viele angeſehene Familien ſolch ein Unglück gebracht hat, und zählt gewiß alle Opfer auf, die ihm bekannt werden.

— Das kann ich mir wohl denken.

— Und ſo bleibt nur die einzige Hoffnung, daß er auf unſere Bitten vielleicht unſere Schule nicht erwähnt; aber kann man es wiſſen? Das allerſchlimmſte wiſſen Sie ja gar nicht. Denken Sie nur, — aber ich bitte Sie, mit niemandem darüber zu ſprechen, — Elsbeth Ortling wird ein Kind von dieſem Menſchen kriegen.— Es iſt nicht auszudenken!—

Fräulein Griſebach konnte kein Wort ſagen, ſo traf ſie dieſe Vorſtellung. Dieſes Kind ſollte Mutter werden. Und der Vater dieſes neuen Weſens war ein Menſch, der wahrſcheinlich ins Zuchthaus kam.

— Sehen Sie, Fräulein Griſebach, das kommt gewiß in der Verhandlung vor. Und dann hat dieſer Menſch ihnen immer auf dem Schulwege aufgelauert, und hat ſich da ſeine Opfer ausgeſucht.

— Es iſt zu ſchrecklich! Wenn es doch mit damals genug geweſen wäre. Sie ſind doch alle hart genug geſtraft.

— Und nun ſoll alles noch einmal aufgewühlt werden, und ſchlimmer als vorher mit allen Einzelheiten.

— Fräulein Antelmann, wir vergeſſen, es wird doch die Öffentlichkeit ausgeſchloſſen.

— Das iſt ſchon recht; aber gerade deshalb habe ich Sorge, daß man uns erwähnt. Da haben die Zeitungen nun ſo wenig zu erörtern, daß jede Gleichgültigkeit tatſächlicher Natur ihnen um ſo willkommener iſt. Denken Sie nur, wenn es heißen wird: In der Mehrzahl handelt es ſich um Schülerinnen der Antelmannſchen Privatſchule. — Vor allem die auswärtigen Penſionäre werden dann bald ausbleiben.

— Das glaube ich nicht, da ja merkwürdigerweiſe nur Ortsangeſeſſene und keine Penſionärin dabei beteiligt iſt.

— Ja, das iſt ein Glück. Auf die wird eben beſſer aufgepaßt, als es nur zu oft im Elternhauſe geſchieht. Übrigens, Fräulein Griſebach, wiſſen Sie etwas von Elſe Ahrens?

— Ich weiß nur, daß ſie in England in einer Penſion iſt, und damit wohl ganz ausgeſchaltet iſt aus dem Prozeſſe.

— Mir ſchien immer, daß die ein bißchen leichtfertig war, vor allem mit dem Munde, aber auch in ihrem ganzen Weſen. Schon wie die Mutter ſie angezogen hat, wie eine Puppe.

— Das wohl, aber nie hätte ich gedacht, daß ihre muntere Fröhlichkeit ſie auf ſolche Irrwege führen könne. Ich faſſe es noch immer nicht.

— Ja, Fräulein Griſebach, der Dichter hat doch wohl recht: Es liegen dunkle Abgründe in der menſchlichen Seele.

*

Das Wort kam ihr ſo bald nicht wieder aus dem Sinn. Dunkle Abgründe.

Ja, das war ein gutes Bild für eine böſe Sache.

Es gab Abgründe, ſchwarze Schluchten unter einem ſchneeigen, weißen Mantel, der alles deckte.

Das fühlte ſie ſtärker als zuvor.

Es war, als hätten jene Vorkommniſſe einen Schleier von ihren Augen geriſſen, und erſt jetzt zeigte ihr die Welt ihr richtiges Ausſehen.

Überall entdeckte ſie den geheimen Unterton, der alles begleitete. Wenn ſie vor ihrer Klaſſe ſaß, kam ihr in Erinnerung, was Betty Winkler ihr damals geſagt hatte. Sie ſah ſich all die Mädchen an, was für Gedanken ſie wohl hegen, welche Gefühle ſie beherrſchen mochten, ſobald ſie den Zwang der täglichen Schule abgeworfen hatten.

Wenn eine träumte, fuhr ſie die Unaufmerkſame hart an. An was konnte ſie anders gedacht haben, als an irgendein Abenteuer, das ſie erlebt, oder von dem ſie gehört hatte.

Sie ſuchte in den Augen der Kinder und forſchte in ihren Mienen, ob ſie ſchon Wiſſende ſein mochten. Feindlich ſaßen ſie ihr gegenüber, triumphierend vielleicht, daß ſie das Rätſel jedes Frauenlebens ſchon gelöſt hatten. Und wo zwei leiſe miteinander ſprachen, trat ſie hinzu, in der Gewißheit, daß ſie verbotene Dinge miteinander tuſchelten.

Überall glaubte ſie geheimnisvolle Beziehungen zu wittern. Dinge, an denen ſie bisher achtlos vorübergegangen war, erſchloſſen ihr jetzt ihre Rätſel. Sie ſah, was die Menſchen zueinander trieb, ſie fühlte es ſchaudernd an ſich ſelbſt, dieſe zwingende Gewalt, nicht allein ſein zu können, zu einem andern Weſen hinzuſtreben wie zu einer unerbittlichen Ergänzung, ohne die man nichts war und nichts bedeutete.

Überall entdeckte ſie verbotene Liebe und ſträfliche Leidenſchaften, die ihr bisher fremde Geſichte geweſen waren.

Wenn ſie abends auf ihrem Balkon ſaß, ſah ſie die Liebespaare den noch unbebauten Straßen langſam zuſchlendern. Sie gingen Arm in Arm, blieben von Zeit zu Zeit ſtehen, um ſich enger aneinander zu ſchmiegen. Wenn Fräulein Griſebach einmal nach Berlin fuhr, ſo drängte es ſich ihr ſchon auf der Fahrt im Coupé auf, wie die Geſchlechter zueinanderſtrebten; nun erſt, wenn ſie in der Stadt mit dem großen Strome trieb.

Schon an der Straße, die vom Bahnhofe zum

Potsdamer Platze führte, konnte ſie das Treiben nicht überſehen. Da lauerte es ſchon mit geſchminkten Wangen; und wenn ſie einen Blick in die Cafés am Platze tat, ſah ſie, was da hinein- und herausflutete.

Überall ein Suchen und Sichfinden. Nicht nur jene gemalten Mädchen ſuchten, dieſe oft armſeligen Geſchöpfe, die davon lebten; vielmehr war es der Mann, der ſtets auf der Suche ſchien. Im Großſtadttreiben der Straßen tagüber war es der Mann, der ſich keine Erſcheinung entgehen ließ, der ſeine gierigen Augen ausſchickte nach rechts und links, der plötzlich umkehrte, und hinter den raſchelnden Röcken einer Frau herlief, an ihr vorbeiging, ſie mit Blicken muſterte, die alles zu prüfen ſchienen; der dann nicht locker ließ, und wie ein Hund der Spur folgte, die er einmal aufgenommen.

All das hatte es immer gegeben, nur hatte ſie früher nicht acht darauf gegeben. Halb unbewußt, halb mit Abſicht hatte ſie darüber weggeſehen. Jetzt war ihr Intereſſe wach geworden. Wenn ſie jetzt ſo etwas ſah, bekam ſie Herzklopfen; eine ſtarke Spannung der Neugier trat ein, und ſie folgte zuweilen einem ſolchen Paare. Meiſt war es ein gut angezogener Herr — häufig eine elegante Dame, der man die Dame auf hundert Schritt anſah, was den Verfolger nicht abhielt, ſondern erſt recht zu reizen ſchien. Manchmal auch junge Mädchen, jedoch ſeltener, — oder ſie mußten ſchon durch irgend etwas auffallen, durch

ihren Hut, und wie ſie ihn trugen, die Art ihres Ganges, oder wie ſie den Rock raffſten. Am meiſten wurden die jungen Frauen verfolgt, die langſam gingen und an den Schaufenſtern ſtehen blieben, die ohne rechtes Ziel dahintrieben, als ob ſie zeigen wollten, daß ſie ſich langweilten, daß niemand daheim ſie erwartete.

Dieſe Typen kannte ſie jetzt ſchon, und hielt ſie auseinander beim erſten Blick.

Unauffällige Erſcheinungen wurden kaum einer Beachtung gewürdigt. Ein hübſches Geſicht allein fiel weniger auf, denn meiſt ließ der Hut es nicht auf den erſten Blick zur Geltung kommen. Was allein und zuerſt wirkte, war die Geſtalt, eine hübſche Figur, groß und ſchlank, und mit vollen runden Linien. Das war ein Köder, auf den alle ſofort anbiſſen. Da hatte das Geſicht nicht mehr viel zu bedeuten, ſelbſt ganz banale Geſichter, verwelkte Züge, wenn ſie nur geſchickt zurechtgemacht waren, ſtörten die Verfolger nicht; manchmal ſchien das ſogar einen erhöhten Reiz auszuüben.

Das widerte ſie ordentlich an.

Aber wenn ſie ſelbſt die Empfindung hatte, daß es ein hübſches Weſen war, dem die Aufmerkſamkeit galt, dann war ſie intereſſiert, und konnte oft ſtraßauf und ab mitgehen, um den Ausgang eines ſolchen Abenteuers abzuwarten. Selten ſah ſie einen Erfolg. Häufig geſchah es, daß die Dame eine elektriſche Bahn

beſtieg, der Verfolger aber zurückbleiben mußte, wenn der Schaffner ihm ſein energiſches: Beſetzt! entgegenrief.

Einzelne ſetzten es durch, noch mitgenommen zu werden; andere folgten in der nächſten Elektriſchen, immer auf der Lauer, ob da vorn nicht ein Platz frei wurde. Einige nahmen auch einen Wagen zur Verfolgung, und nur wenige ſtanden enttäuſcht ganz ab.

Zuweilen ſah ſie, wie ein Herr abgewieſen wurde, durch ein ſtolzes Nichtbeachten, faſt nie durch ein Wort. Wenn erſt einmal geſprochen wurde, ſo war damit die Anknüpfung auch ſchon gegeben, und auf die Rede mußte Gegenrede folgen, das hatte ſie gemerkt.

Aber wie gingen dieſe Sachen weiter?

Darüber zergrübelte ſich Fräulein Griſebach den Kopf, wenn ſie wieder daheim in ihrem ſtillen Zimmerchen ſaß. Dann gab ſie ihrer Phantaſie freien Lauf und ſpann die Intrige weiter und weiter.

Es waren meiſt anſtändige Frauen, denen dieſe Verfolgungen galten; die zweifelhaften kannte ſie ſchon ganz gut heraus. Was geſchah nun in der Folge in Wirklichkeit? Wie ging das alles weiter?

Das konnte ſie ſich nicht klar vorſtellen. Da verſagte ihre Einbildungskraft. —

Sie fand Gefallen an dieſem Spiele, alle Möglichkeiten ſtanden ja offen, auch die anſtändigen. Weshalb nicht? — Schließlich mußte ſie auch von dieſer Seite des menſchlichen Lebens Kenntnis nehmen, das war

ſie ſich als Lehrerin ſchuldig, das hatte ihr ja die Kataſtrophe mit ihren Schülerinnen deutlich gezeigt.

Damit beſchwichtigte ſie ihr Gewiſſen, wenn es ſich regen wollte. Denn daß ſie eigentlich auf verbotenen Wegen wandelte, konnte ſie ſich nicht verhehlen.

All das blieb völlig unperſönlich, und hatte mit ihr ſelbſt nichts zu tun; aber im Zuſchauen, in dieſem Mitgehen lag ein merkwürdig ſinnlicher Reiz. Das durfte ſie eigentlich nicht. Es hieß die Augen wieder ſchließen vor all dieſen gefährlichen Dingen.

Allein das ließ ſich nicht machen. Was ſie in den letzten Wochen erlebt hatte, konnte ſie nicht einfach mehr aus ihrem Gedächtnis tilgen. Die Eindrücke waren zu ſtark geweſen.

All dieſe Vorgänge waren und blieben in der Welt, ob ſie danach hinſah oder nicht; und meldeten ſich immer wieder, bald an dieſer, bald an jener Stelle.

Immer wieder ſtieß ſie darauf. Und dabei ſchien es ihre Beſtimmung zu ſein, daß ſie ſelbſt mit ihrer Perſon ganz aus dem Spiele blieb. Niemand begehrte ſie, kein Mann verfolgte ſie oder ſah ſie prüfend an, wie ſie in ihrer unſcheinbaren Tracht dahinſchritt. Und doch war es ein prickelnder Reiz, ob ſie nicht einmal einer anſprechen würde — Aber das tat keiner, daran ſchien keiner zu denken. Sie war eine unſcheinbare Motte, die niemand beachtete, die im Dunkel lebte, und im Dunklen auch ſterben würde, ohne je die Flamme gekannt zu haben.

Sie fiel nicht auf. Nach ihr sah sich niemand um.

Wenn sie sich vor den Spiegel stellte, sagte es ihr das Glas, daß sie ein regelmäßiges, ganz liebes Gesicht hatte, in dem nichts lag, nur eine selbstsichere Ruhe, die von dem inneren Gleichgewichte der Seele und dem Gefühle erfüllter Pflichten sprach.

Das war gewissermaßen ihre Amtsmiene. —

Aber sie hatte noch ein anderes Gesicht. Das war, wenn ihr Mund lachte. Dann bekam sie ein anderes Aussehen, dann wölbten sich die Lippen, die sonst blaß und flach im Gesicht lagen. Dann stieg das Blut hinein und straffte sie; und alles sah anders aus.

Die Augen, die so streng blicken konnten und mußten, die immer auf der Lauer über einer Ungehörigkeit der Kinder lagen, die meist kalt und leer schienen, blitzten und bekamen Glanz und Farbe.

Ein neues Gesicht blickte ihr aus dem Spiegel entgegen. — Wenn sie dann den Mund ein wenig öffnete und die Zähne zeigte, die so tadellos weiß und gleichmäßig waren, daß alle ihre Kolleginnen und alle Bekannten sie darum beneideten, so war sie nicht wiederzuerkennen; als ob sie sich in der einen Sekunde völlig verwandelt habe.

Ja, sie konnte anders aussehen, — wenn sie abends ihr Haar aufgemacht hatte, wenn es in leisen Wellen ihr über die weißen Schultern fiel, und nicht gestrafft und gezerrt am Kopfe lag, wie sie es für die Schule trug, damit die Fülle nur ja nicht auffiel.

Dazu der ſchlichte Scheitel, kein Härchen, das heraus-ſtehen durfte. So war ſie es von Jugend auf gewöhnt, und ſie preßte es eng und feſt an den Kopf.

Wenn ſie ſich eine moderne Friſur hätte machen laſſen, wie die Damen ſie jetzt trugen, mit all den Locken und Löckchen, dieſer unwahrſcheinliche Reichtum, der ſo viel Falſches barg, — wenn ſie die loſen Haare ein wenig in die Stirn wellte und breit über die Ohren nahm, — wie ſie da kokett ausſehen konnte.

So müßte ſie ſich einmal für einen Koſtümball zurechtmachen laſſen, dachte ſie, — aber leider hatte ſie keinerlei Gelegenheit dazu; vor allem fehlte ihr das Geld, denn all das koſtete Geld und nochmals Geld.

Einmal nur in ihrem Leben hatte ſie ein Alpen-feſt mitgemacht. Eine Freundin hatte ihr ein Koſtüm dazu geborgt, und ſie hatte ſich ſeidene Strümpfe und kleine Lackſchuhe dazu angeſchafft. Sie fand ſich überaus niedlich, aber dann genierte ſie ſich ganz erbärmlich, in den Saal hineinzugehen. Der Rock ließ die Füße ganz frei, und ſie hatte ſolche Angſt, daß alle Menſchen darauf blicken mußten. Nur mit Mühe ließ ſie ſich von der Freundin hineinziehen; dann ſetzte ſie ſich in eine Ecke, hinter einen Tiſch, daß man von ihrer ſchlanken Figur ja nichts ſehen konnte, und rührte ſich nicht fort, obwohl ſich manch ein Tänzer fand, der ſie auffordernd anrief.

Sie ſaß neben einer älteren Dame, die ſchwer aſthmatiſch war, in ſicherer Hut. Nur einer, ein

junger Burſche mit nackten Knieen, der auch ihr wohl gefiel, ließ ſich nicht abweiſen, ſetzte ſich mit an den Tiſch und redete auf ſie ein, unausgeſetzt mit dem kecken Du. Aber ſie war ſo verlegen, daß ſie über Ja! und Nein! nicht hinauskam, und am liebſten ſich irgendwo verſteckt hätte. Da, als er einſah, daß gar nichts mit ihr anzuſtellen war, ließ er endlich ab, ſtand auf und ſagte, keck verwegen:

— Geh zu! . . Hüt' deine Gänſ' weiter! —

Was hatte er damit ſagen wollen? — Wußte er, daß ſie Lehrerin war, fragte ſie ſich voller Angſt; oder wollte der freche Burſche ſie nur beleidigen?

Nun war es ganz aus mit ihrer Faſſung. Sie hätte gern geweint, aber das ging nicht; und in ihrem kurzen Koſtüm konnte ſie allein nicht nach Haus. Nie hätte ſie ſich ſo auf die Straße gewagt, und dann gar in die Bahn. So mußte ſie aushalten. Es war der ſchrecklichſte Abend ihres Lebens.

Wie dumm war ſie nicht geweſen, ſagte ſie ſich jetzt, wie furchtbar töricht. Sie hätte ſich ſo gut amüſieren können; denn ſie wurde viel angeblickt in ihrem kleidſamen Koſtüm, mit den ſchweren Flechten voll um den Kopf gelegt, was ihr gut und ſehr echt ſtand. Wie eine Dirne von Defregger ſah ſie aus.

Heute würde ſie ſchon anders ſein; ſie verſtand gar nicht, wie ſie ſo ängſtlich hatte tun können. Das war die prächtigſte Gelegenheit geweſen, einmal aus ſich herauszugehen. Jetzt kannte ſie auch die

Berge, und wußte, wie die Leute dort redeten. Damals hatte jedes Du auf sie wie ein Peitschenschlag gewirkt. Es hatte sich keiner was dabei gedacht, und allen war es wie selbstverständlich gewesen. Nur sie allein hatte sich nicht hineinfinden können. Wie schade war das gewesen, daß sie sich so um jede Fröhlichkeit an dem Abende gebracht hatte.

Sie suchte die Strümpfe wieder hervor, die sie nie wieder getragen hatte, und wie im Spiel zog sie sie über. Wie kokett die saßen, und dann die Lackschuhe mit den zierlichen Hacken. Drin sah ihr Fuß freilich ganz anders aus; das konnte niemand erwarten, wenn er sie in ihren festen, derben Schnürstiefeln dahingehen sah, die sie sonst trug, dicksohlig wegen der Sparsamkeit, und weil bei jedem Regenguße die ungepflasterten Wege hier draußen es so verlangten.

Sie hob den Rock und ging im Zimmer auf und ab. Dann nestelte sie die Haare los und machte sich einen großen Wuschelkopf, warf Rock und Bluse ab, und spazierte hin und her. Schade, daß sie keinen großen Spiegel hatte, in dem sie sich in all ihren Bewegungen hätte sehen können. In ihrem kleinen Glase sah sie sich immer nur halb.

Plötzlich fiel ihr ein: wenn eine ihrer Schülerinnen sie so sehen würde, oder gar Fräulein Antelmann. Aber dann schüttelte sie den Gedanken ab, und ein wenig rot geworden, hockte sie sich auf ihr Sofa

ſchlug die ſchlanken Beine übereinander, und wippte mit dem Fuße.

Das machten alle Romanheldinnen ſo. Sie wippten mit dem zierlichen Fuße. Und ſie hatte einen ſchmalen Fuß, nur, daß es niemand wußte, und ſchöne ſchlanke Beine, deren Formen in den ſtraffen, ſchwarzen Strümpfen ſo gefällig ſich zeigten.

Und dieſe ſchneeige Haut; aber von der bekam auch keiner je ein Zipfelchen zu ſehen. Nicht einmal im Sommer getraute ſie ſich, eine durchbrochene oder ausgeſchnittene Bluſe zu tragen; es hatte ja auch keinen Zweck. In der Schule tat es keine, ſelbſt die Werben nicht, nur die Schülerinnen. Bei denen war es Mode geworden, daß man darunter die bunten Schleifen der Hemden ſah. Sie aber machte alle ihre Anſchaffungen darauf hin, daß ſie die guten Sachen ſpäter, wenn ſie unanſehnlich geworden, auch in der Anſtalt tragen konnte.

Wenn ſie ſich einmal hätte anziehen können, wie man das jetzt in allen Wäſchegeſchäften ſehen konnte, dieſe feine Leibwäſche, all dieſe ſpitzenreichen, durchbrochenen Dinge, ſo ſpinnwebfein.

Das mußte ein köſtliches Gefühl ſein, ſo etwas auf der Haut zu fühlen. — Wie man ſich da vorkommen mußte! . .

Ihre groben Hemden dagegen; alle wie für die Ewigkeit gedacht. Die meiſten ſchon mit einem Stopf, kaum daß ein wenig banale Häkelſpitze daran war.

Seidene Unterröcke, die rauſchten und raſchelten, wenn man ging, wenn man mit den Knieen dagegen ſtieß. Mit den weißen, runden Knieen, ſo hatte ſie neulich einmal in einem Buche geleſen. Und aus allem ſtieg ein feines Parfüm auf, ganz fein und diskret, etwas berauſchendes mit exotiſchem Namen, das ungeheuer teuer war und niemand ſonſt beſaß; etwas ganz Fremdes, das allem, was man trug, anhaftete.

Sie hatte nur ihre ſcharfduftende Eau de Cologne, die immer an ein Krankenzimmer erinnerte; weiter hatte ſie es nie gebracht. Die hatte ſie ſich auch nur für die Reiſe gekauft, weil ſie den Eiſenbahnſtaub und Kohlengeruch nicht vertragen konnte.

Wie mußte das köſtlich ſein, wenn man viel Geld beſaß und ſich all ſolche Koſtbarkeiten erſtehen konnte, mit denen die hübſchen Frauen ſich ihr Leben elegant machten.

Das würde ſie nie kennen lernen. Sie lief immer in ihren nichtsſagenden, grauen Fähnchen herum, und was darunter war, war ebenſo praktiſch wie unſcheinbar. Sehen laſſen konnte ſie ſich damit nicht.

Es mußte eben auch ſo gehen; es konnten ſich nicht alle Leute in Seide und Spitzen kleiden. Aber hübſch war es, wenn man nett angezogen ging.

Und wie ſie jetzt daſaß, und noch immer mit den Füßen wippte, fiel ihr plötzlich der neue junge Lehrer ein, der ſich ſo auffallend adrett trug. Die

Kragen immer ſchneeweiß, was man von denen ſeiner Herren Kollegen, mit Ausnahme von Paul Gallat, nicht immer ſagen konnte. Bei ihnen mußten die bequemen Umlegekragen mehrere Tage reichen. Seine hohen Stehkragen, die ihm dabei doch nichts ſteifes gaben, waren dagegen tadellos.

Alles ſaß ihm wie angegoſſen; das winzige Schnurrbärtchen immer keck aufgebürſtet, und gewiß parfümiert. Darin hingen keine Schnupftabakkörner, wie manchmal in dem großen Barte des Dr. Leiffler.

Und eine Art zu grüßen hatte er, die ſtark abwich von dem noch ſo höflichen Gruße der anderen Herren, womit ſie bisher immer ſehr zufrieden geweſen war.

Immer ſtrich er ein paar Schritte zuvor ſich noch einmal raſch über den Mund, ehe er den Hut zog; manchmal war es ein blankgebügelter Zylinder, oder bei trübem Wetter ein kleiner ſchwarzer Hut. Auch beſaß er noch einen Strohhut, den er ſehr feſch aufzuſetzen verſtand. Zur Schule hatte er den noch nicht mitgebracht, er war ihm wohl nicht lehrerhaft genug, zu chik für die Schule.

Es mußte ihm gut gehen, denn er trug alles vom Beſten; engliſche Anzüge, wie Fräulein Werben behauptete, die nicht Worte genug finden konnte, ſeine äußere Erſcheinung zu preiſen.

Fräulein Simmel lachte hohnvoll darüber. Das war ſo was für die Werben. Sie ſollte ſich nur nicht bis über die Ohren in den Gecken verlieben.

Der würde ſie ſchon an der Naſe herumführen. Er ſah ganz danach aus, als ob er ſich bei dummen kleinen Frauenzimmern auskannte, denen das Herz aus den Augen guckte.

Die kleine Werben war ſehr rot geworden und hatte erklärt:

— Ach was! muß man denn immer gleich verliebt ſein? bloß weil man jemanden nett und gut angezogen findet? — Und was Sie auch ſagen, — er iſt nett, und ſehr fein gekleidet, überaus diſtinguiert, und ſieht nicht nach einem Schulmeiſter aus.

— Sieh einmal an, rief Fräulein Simmel, Schulmeiſter! Wie man nur ſo etwas ſagen kann.

— Ich tu es eben, und es iſt meine Meinung. Habe ich nicht recht, Fräulein Griſebach?

Sie hatte nur zuſtimmen können. Für einen Lehrer würde ihn ſo leicht keiner halten. Er ſah eher aus, als ob er auf einem Miniſterium arbeite, oder von der Botſchaft ſei.

Da hatte Fräulein Simmel hell aufgelacht.

— Na, da hat der Monſieur mit ſeinen Krawattenkünſten was ſchönes angerichtet.

Aber ſie konnte nicht weiterſprechen, denn Kellermann bimmelte wie toll, daß die Pauſe zu Ende war; und ſie gingen in ihre verſchiedenen Klaſſen, um an was anderes zu denken, als an Herrn Dr. Merker, der ihnen auf dem Korridor begegnete und mit einer tadelloſen Verbeugung zur Seite trat,

wobei Fräulein Werben ganz genau beobachtet haben wollte, daß Fräulein Simmel mit einem entzückten Kopfnicken ganz rot geworden ſei, über dieſe reſpektvolle Begrüßung. —

Fräulein Griſebach dachte an ihn, wie ſie träumend auf ihrem kleinen Sofa ſaß, und ob ſie ihm ſo, wie ſie jetzt war, wohl gefallen könne. Er war zu ihnen allen gleich höflich, nicht ein bißchen mehr wie zu Fräulein Simmel, die doch nach gar nichts ausſah, ohne Proportion, mit ihrem ewig geröteten Geſichte und der zu breiten Naſe; nur die klugen Augen verrieten, was an ihr ſein mochte.

Er hatte ſie ſelbſt nicht mehr beachtet wie jede andere. Er wußte ja auch nicht, wie hübſch ſie ſein konnte. Ja, wenn er ſie einmal hätte ſehen können, wie ſie jetzt war, — das wäre was anderes geweſen.

Da wurde ſie verlegen über dem Gedanken, und ſo ärgerlich über ſich ſelbſt, daß ſie Schuh und Strümpfe in Haſt abſtreifte und in ihre alten, bequemen Hauspantoffeln ſchlüpfte, die ſtark abgetragen waren, mit denen ſie ſich vor niemandem mehr ſehen laſſen konnte. Ihr Haar warf ſie energiſch zurück, kämmte es durch und flocht es für die Nacht in die gewohnten feſten Zöpfe, die ſie nun eng um den Kopf legte, damit ſie bequem darauf ſchlafen konnte.

Pfui! ſie mußte ſich ja ſchämen, ſo alberne Gedanken zu hegen, wie ſie das eben getan hatte. —

XI.

Ganz achtlos ging Dr. Merker nicht an ihr vorbei, das wußte ſie. Ein wenig mußte er ſich wohl mit ihr beſchäftigen, denn er hatte ſich bei Fräulein Werben nach ihr erkundigt. Die Kleine war ganz glückſelig, daß er ſich mit ihr über Fräulein Griſebach unterhalten hatte, und ſie konnte nicht genug davon erzählen. —

Eines Tages hatte Fräulein Griſebach die Aufſicht und ſtand im Garten in der Nähe des Tores, als Dr. Merker in den Schulhof kam, wo die Sonne ſo hell ſchien.

Er grüßte ſehr höflich; und da ſie dicht aneinander vorbei mußten, blieb er ſtehen, ſo daß ſie auch Halt machte, und dann fragte er ſie:

— Wie ich von Fräulein Werben höre, ſchreiben Sie Ihren Namen nur mit i, nicht mit i e, nicht wahr?

— Allerdings, ſagte ſie verlegen.

— Sie ſind gewiß über meine Neugier erſtaunt; aber ich will Ihnen gleich die Aufklärung geben, und Sie werden meine Frage begreiflicher finden.

— Oh, bitte ſehr, wehrte ſie ab.

— Ich befasse mich nämlich eingehend mit unseren deutschen Namen, und will ein dickes Buch darüber schreiben; über die Abstammung, ihre Verbreitung, die Häufigkeit ihres Vorkommens; deshalb interessiert es mich. Es klingt so einfach Grisebach, und doch kommt der Name ziemlich selten vor, selbst der mit ie ist nicht häufig. Ihr Name ist sogar selten in seiner Schreibform. Wissen Sie, daß es im ganzen Groß-Berlin nach dem Adreßbuch nur zwei Vertreter gibt, außer Ihnen? —

— Nein!

— Sehen Sie! Das wußten Sie nicht. Einen Architekten und den Konsul. Sind Sie vielleicht mit dem Dichter verwandt?

— Mit dem Dichter? — was für einen Dichter?

— Nun, mit Eduard Grisebach.

— Den kenne ich nicht.

— Sie kennen Grisebach nicht? —

Er sah sie an, anfangs fast erschreckt, und lachte dann, indem er sich an die Stirn schlug:

— Entschuldigen Sie, daß ich lache; aber unsereinem kommt so etwas seltsam vor, wenn man bedenkt, daß dieser Ihnen Unbekannte auf uns einmal mit den tiefsten Eindruck gemacht hat, nach Lord Byron.

— Das habe ich wirklich nicht gewußt.

— Ich glaube es Ihnen, auch ohne daß Sie es mir so feierlich versichern. Sie haben also nie vom Neuen Tanhäuser gehört?

— Vom Neuen Tanhäuſer? ja! . .

— Na alſo! Ich kam mir ſogar ſchon ganz erſchlagen vor. Na, nun werden Sie auch noch rot. Ich atme auf! Alſo auch geleſen, taxiere ich danach?

— Nein, ganz gewiß nicht.

— Aber, Fräulein Griſebach, ich examiniere Sie ja nicht; ich bin nicht der geſtrenge Herr Schulrat, der ſolche Lektüre mißbilligen würde. Alſo nicht geleſen, wirklich nicht? .. Aber man hat Ihnen erzählt?

— Ja.

— Daß es nicht immer ganz paſſende Gedichte ſind? —

— Ich glaube wohl.

— Na, dann iſt es gut. Bis zum Neuen Tanhäuſer geht natürlich unſere Schulliteraturgeſchichte nicht. Das iſt auch ganz recht. Und ich rate Ihnen ſogar, leſen Sie es lieber nicht. Es iſt mehr was für die reifere männliche Jugend, dieſe prachtvollen Verſe in all ihrer Saloppheit, bei einer Klangſchöne, die ihresgleichen nicht hat. Sagen Sie es bloß niemandem weiter, daß ich mit Ihnen über Ihren dichtenden Namensvetter geſprochen habe. Das könnte leicht falſch ausgelegt werden, und uns beiden ſchlecht bekommen. Aber zur Erweiterung Ihrer literarhiſtoriſchen Kenntniſſe muß ich Ihnen noch mitteilen, daß der dichtende Herr Legationsrat noch ein zweites, ebenſo köſtliches Buch geſchrieben hat: Tanhäuſer in Rom. Auch nichts für prüde Seelen. So, und

damit wollen wir dieſes Kapitel ſchließen, das einen kleinen Ausblick auf zwei Bücher geworfen hat, die auf dem Index ſittlich verfehmter Bücher ſtehen. Sie ſind mir doch nicht böſe über dieſen meinen Scherz?

— Aber, Herr Doktor, gewiß nicht.

— Na, das freut mich; aber wundern muß ich mich doch, daß Sie noch nie jemand gefragt hat, ob Sie mit Eduard dem Namensvetter verwandt ſind.

— Noch niemand.

— Da ſieht man, was die Menſchen für Banauſen ſind, wenn ſie nicht einmal die Namen ihrer beſten Dichter kennen. —

Damit ließ er ſie ſtehen, mit einem freundlichen Händedrucke; und nun wußte ſie nicht, ob er ſich bei ſeinem letzten Ausſpruche nichts gedacht hatte, da ſie ja doch den Namen auch nicht gekannt hatte. Aber dann fiel ihr ein, daß er ja ſo glücklich gelächelt hatte, als ſie ihm ſagen konnte, daß ſie wenigſtens vom Neuen Tanhäuſer ſchon gehört hatte. Da zählte er ſie gewiß nicht unter die Banauſen. Das wollte ſie doch nicht gern; und raſch entſchloſſen nahm ſie ſich vor, die Gedichte Griſebachs kennen zu lernen.

Das mußte ſie ihrem Namensvetter ſchon antun; und auch um Dr. Merkers willen gehörte es ſich ſo.

*

Drei Tage ſpäter fragte ſie in einer Leihbibliothek danach; aber das Fräulein ſagte ihr, die Bücher ſeien beide nicht da.

Sie hatte nicht den Mut zu fragen, ob ſie nur verliehen ſeien, oder ob ſie überhaupt nicht vorhanden waren, und verließ den Laden wieder, ohne zum Ziele gelangt zu ſein.

Dann ging ſie in eine Buchhandlung, und wollte ſich eins der Bücher kaufen. Sie waren nicht vorrätig. Man konnte ſie ihr aber bis morgen früh beſchaffen, wenn ſie ihre Adreſſe angeben wolle.

Dazu konnte ſie ſich nicht entſchließen und erklärte verlegen, es habe nicht ſolch eine Eile, ſie komme gelegentlich einmal wieder vorbei. Sie war froh, als ſie wieder draußen war. —

Na, ſo arg berühmt ſchien der Herr doch nicht zu ſein, als wie Herr Dr. Merker getan hatte; und ſie war ſchon im Begriff, ganz davon Abſtand zu nehmen. Nach dem, was ſie erlebt hatte, konnte es keine Schande mehr ſein, wenn ſie nichts von den Büchern wußte.

Aber da ſie einmal ihre Bedenken überwunden hatte, ſo war ſie zähe, und ließ von ihrem Entſchluſſe nicht ab, ſondern ging in eine ganz große Buchhandlung, erſtand ſich ein Bändlein Reclam und fragte wie beiläufig nach dem Neuen Tanhäuſer.

Der Verkäufer wollte einmal nachſehen, und kam wieder mit einem kleinen Büchlein in pergamentenem Umſchlag. Ja, ſie hatten dieſer Tage von der neueſten Auflage eine Sendung bekommen.

Was das Buch koſtete.

Drei Mark.

Es war für sie immerhin eine Ausgabe, einen Taler für ein paar Gedichte zu opfern, nur weil Herr Merker behauptete, daß der Verfasser nach Lord Byron für ihn der größte moderne Dichter sei; aber für gute Bücher gab sie gern ihr Geld aus, und knappte dafür an anderer Stelle wieder ab.

Sie ließ sich den Gedichtband mit dem Reclamheft einschlagen. Der Verkäufer verschnürte ihr das winzige Paket fest; und so ging sie beglückt mit ihrem Kaufe wieder hinaus auf die Straße.

Zu gern hätte sie einen Blick in das Büchlein geworfen, schon im Laden; aber sie hatte es nur in der Hand gehalten, hatte gesehen, daß mit roten altdeutschen Lettern Neuer Tanhäuser darauf stand, darunter: Von Eduard Grisebach, mit schwarzer Schrift auf dem gelblichen Pergamente.

Aufzuschlagen hatte sie das Buch nicht gewagt.

Jetzt wäre es ihr lieb gewesen, wenn die Schnur nicht darum gewesen wäre; aber ausnahmsweise war sie so fest verknüpft, wie das nur ein gewandter Buchhändler konnte, so daß das Paket nicht ohne weiteres zu öffnen war.

Sie hätte sonst auf der Heimfahrt schon darin blättern können. Dann dachte sie, daß es auch so gut war, und ihr der Genuß erst daheim zustand.

Es sollte ein Feiertag werden. —

Im Coupé, in einem verräucherten Abteil, unter den Augen der fremden Menſchen, ſollte man auch keine Gedichte leſen. Das war faſt eine Entweihung.

Alſo hieß es, ſich hübſch in Geduld faſſen und die Stunde der Freude hinausſchieben. —

Aber eiliger als ſonſt ſchritt ſie doch zum Bahnhofe: und es kam ihr endlos lang vor, bis der Zug ſich endlich in Bewegung ſetzte, aus der Halle glitt, und raſſelnd über die Brücke des Landwehrkanals fuhr.

Die Wagen ſchaukelten ſo angenehm; das war ganz anders als bei den gewöhnlichen Eiſenbahnwagen. Dieſe langen elektriſchen Wagen hatten andere Federn; und ſo war es ein gar angenehmes Wiegen, daß man faſt dabei einſchlafen konnte.

Aber Fräulein Griſebach war wach; ſie beobachtete, und ſah und hörte alles, was im Coupé und auch in den Nebenabteilen vorging.

Heute war Tanz in Südende, da waren die Züge gegen Abend mit tanzluſtigen Pärchen beſetzt; da die meiſten ſich ſchon kannten, flogen allerlei Fragen hin und her über Dinge und Vorgänge, die ſich ſeit dem letzten Donnerstag oder Sonntag ereignet hatten.

Da konnte man ſeltſame Sachen zu hören bekommen, in einer Ausdrucksweiſe, die nicht für jedermann verſtändlich war. —

Nun ſtiegen all dieſe Mädchen mit ihren Herren lachend aus, in dem tiefen Bahneinſchnitte, in dem die Station lag, und der Zug fuhr bald langſam

über die Notbrücke, die über den im Bau begriffenen Teltowkanal führte.

Vorsichtig rollte der Zug über die hohe hölzerne Brücke, unter der sich tief unten im weißen Sande der breite Graben für den Kanal vertiefte. Die Arbeit ruhte; nur ein paar Sandzüge dampften noch pfeifend zurück zu der Stelle, wo sie des Nachts liegen bleiben sollten. —

Nun war sie zu Hause angekommen, legte ihr kleines flaches Päckchen auf den Schreibtisch, zog sich um, richtete den Tisch zum Abendessen, und nahm erst die Zeitung, während sie ihr Butterbrot aß und ihr Glas kalter Milch dazu trank.

Dann räumte sie alles sauber fort, wusch sich die Hände, nachdem sie die Lampe angezündet und die Vorhänge zugezogen hatte, rückte sich ihren bequemsten Stuhl zurecht, und legte sich noch ein Stück Schokolade hin. Dann erst löste sie die Schnur von dem Pakete fürsorglich, damit sie ganz blieb, rollte sie zu einem Kreise, zog das Ende zu besserem Halt ein paarmal durch, und entnahm dem Papier endlich voller Andacht die beiden Bücher.

Das rötliche Reclamheft kam gleich auf das eine Regal, wo schon viele seiner Kollegen standen. Der Neue Tanhäuser lag auf ihren Knieen, und mit einem schmalen Elfenbeinfalzmesser schnitt sie die Bogen auf. Sie sah, daß der Band im Cottaschen Verlag erschienen war; da konnte doch gewiß nicht so arg Verfängliches darin stehen.

Sie wollte nicht leſen, aber unwillkürlich fielen ihr beim Aufſchneiden die Zeilen auf:

Feil hat ſie Rettig und Rapunzeln,
Das alte Weib, ich ſeh' ihr zu . . .

Und die Schlußverſe:

O Klara, gehn wir raſch vorüber,
Sonſt denk' ich: du wirſt einſt wie ſie . . .

Sie ließ das Buch ruhen, und die Verſe klangen in ihr nach. Die Zwiſchenſtrophen kannte ſie nicht. Nur den Anfang und das Ende hatten ihre Blicke ſich wider Willen geſtohlen, — und doch gaben ihr dieſe vier Zeilen alles, und ſie konnte nicht widerſtehen, weil das Bild ſo plaſtiſch vor ihr ſtand, ſchlug die Seite auf und las:

Feil hat ſie Rettig und Rapunzeln,
Das alte Weib, ich ſeh' ihr zu,
Ich ſehe unter ihren Runzeln
Die Schönheit — ſie war ſchön wie du.

Die Alte bläſt ins Kohlenbecken,
Es ſprühn die Funken, und ſie lacht:
Die kleinen Flammengeiſter wecken
Erinnrung mancher Liebesnacht.

Sie ſeufzt, ihr rotes Aug' wird trüber,
Es zittern ihre alten Knie —
O, Klara, gehn wir raſch vorüber,
Sonſt denk' ich: du wirſt einſt wie ſie.

Fräulein Griſebach ließ das Buch ſinken und blickte darüber hinaus; und plaſtiſch greifbar ſpielte ſich das alles vor ihr ab. Sie ſah die Alte mit den grauen Zotteln an der Ecke im Winde ſitzen, wie die Dämmerung ihre verſchwommenen Züge noch

grotesker erſcheinen ließen; ſie ſah die kleinen roten Funken im Winde ſpringen und tanzen, und ſah das Paar, wie der Mann das hübſche Mädchen, das an ſeinem Arme hing, mit ſich fort zog, raſch um die Ecke herum, wo man die Alte nicht mehr zu ſehen brauchte.

Freilich, das war ein Dichter! wer ſo malen konnte, wer mit ſo wenig Mitteln ſo viel erreichte. Dabei ſtießen ſich die Worte, ſchwere Worte, wie: Sie ſeufzt, ihr rotes Aug' . . .

Fräulein Antelmann würde gewiß finden, daß das keine guten Verſe ſeien, und gar keine Metrik.

Schon dieſer Anfang, der ganz falſch betonte:

Feil hat ſie.

Aber Leben war darin, und eine Kraft der Schilderung, die ſie ganz unmittelbar packte.

Und raſch, ohne mehr hinzuſehen, ſchnitt ſie den ganzen Band auf.

Dann fing ſie an, von vorn zu leſen:

Es war um Oſtern: in die Welt
Zog ich mit achtzehn Jahren . .

Und las fort, mit knappen Pauſen zwiſchen den einzelnen Gedichten, um das eigenartige Bild erſt einmal in ſich aufzunehmen; und wie ſie all dieſe leidenſchaftlichen Verſe mit durchlebte, wurde ihr fieberheiß, ihr Blut ging wild und wilder, bis ſie an das zwanzigſte Gedicht kam, an die Stelle:

Ach, welch ein Weib! In ihren Körper ſchienen
Verſchmolzen alle Weiber, die ich jemals
In einer ſchönen Nacht umarmt — o hätt' ich
Nun ſie umarmt! In Einer Liebesſtunde
Hätt' ich genoſſen hundertfache Luſt,
Umarmend hundert Weiber in der Einen;
Die Lippen alle, die ich je geküßt,
Die redenden, lebendigen Roſenblätter,
In deren Adern glühend ſchwillt das Blut,
Die Buſen, heiß wie Lava, weiß wie Schnee,
Wie Lilien oder Apfelſinenblüte,
Feſt wie ſmyrniotiſche Orangenfrucht,
Und doch erbebend unterm Druck der Finger,
Die ſüßen Brüſte alle, die ich je
Mit dieſer tollverliebten Hand geſtreichelt,
Und die noch ſüßern kühlen Walderdbeeren,
Die auf dem ſchneeigen Gipfelpaar errötend
Vor meiner Zungenſpitze ſchauerten —
Sie wüchſen hier auf einmal mir entgegen . . .

Da ſchauerte auch ſie zuſammen, ließ das Buch ſinken und konnte nicht weiterleſen.

Alles in ihr war in Aufruhr geraten, ſie fühlte ziehende Stiche in ihrer Bruſt, ſie hätte wild aufſchreien mögen. Denn ihr war, als ob alles, was ſie da las, mit ihr geſchah. Sie riß ſich das Kleid auf, weil ſie keine Luft bekam, und ſie ſah ſich, wie der Dichter die Frauen geſchildert, fühlte zum erſten Male ihren eignen Körper. Dann warf ſie den Fenſtervorhang zur Seite, riß die Tür zum Balkon weit auf, und trat raſch hinaus ins nächtliche Freie.

Da ſchwand der Traum. — —

Über ſich ſah ſie zu Tauſenden die Silberpunkte der Sterne. Um ſich her hörte ſie das dunkle, ge-

heimnisvolle Rauſchen der Bäume im weichen Nachtwinde; ſie achtete nicht darauf, daß ihr Kleid aufſtand. Ihr war es eine Wohltat, daß der kühlende Wind ihre Bruſt umwehte, die eben noch eine fieberheiße Hand hatte ſtreicheln, ein gieriger Mund hatte küſſen wollen.

Sie atmete tief die erfriſchende Kühle.

Das tat ihren wild pochenden Schläfen gut, und ihr Blut ging, langſam ebbend, wieder ruhiger. —

Aber ſie entging dem Traumbilde nicht. Der blaſſe Mond ſtand hinter einem weißen Wölkchen, und wob „grünſeidne Schleier feenhaften Duftes um der Pappeln langgeſtreckte Reihen", und alles „verſchwamm in weich-wollüſtige Formen, geſchmeidig wie die immerwillige Sünde".

Oh, wie dieſe Worte ſchmeichelten und betörten, — wie ſie ſich ins Ohr hingen und darin nachklangen und den gleichen Zauber immer aufs neue weckten.

Welch liſtiges Verſuchen lag in dieſen Verſen verborgen, wie das lockte und das Blut aufwühlte, daß man ſich ſelbſt nicht wiederkannte.

Es fröſtelte ſie plötzlich; und ſie raffte das Kleid eng am Halſe zuſammen, daß der Mond, „der mädchentolle Zauberer, der Vollmond", ſie nicht ſehen ſollte. Es zog ſie zu dem Buche zurück, obgleich ſie nicht wollte; und ſie las das Gedicht weiter, las es zu Ende — und die Spannung wich. Auch über ſie kam, wie in den Verſen, die ruhigere Nüchtern-

heit, und ſie fand ſich wieder. So hatte das Kunſtwerk auch in ihr geſiegt, wie es das ſollte, und gab ihr durch ſich ſelbſt die verloren gegangene Ruhe zurück.

Allein nun hatte ſie genug von dem Spukbuche, wickelte es ſorgſam in das Papier ein, und verſchloß es im hinterſten Fache ihres Schreibtiſches. Am Abend beim Mondenlichte ſollte man das beſſer nicht leſen. —

Als ſie ſich ſchlafen legte, ſah ſie im Dunkel vor ſich das triumphierend lächelnde Geſicht des Dr. Merker, der ſie zu fragen ſchien: Nun, kleines Fräulein, kennſt du jetzt die Gedichte deines Namensvetters? — Weißt du nun, was der Neue Tanhäuſer iſt? .. Verſtehſt du, daß er im Leben eines jungen Mannes ſeine Bedeutung haben kann? . . .

Im Halbſchlaf träumte ſie weiter; aber nun ſah ſein Geſicht ganz anders aus. Er ſtreckte die Hände begehrend nach ihr aus, daß ſie die Decke feſter um ſich zog, und die Arme ſchützend über der Bruſt verſchränkte, damit dieſer nächtliche Spuk ihr nichts antat, der ſie mit einem ſeltſam wohligen Gefühl erfüllte, das ſie nicht abſchütteln konnte und mochte.

Sie lag wachend in den Kiſſen und fühlte das Blut ſo ſtürmend raſch durch ihren Körper gehen, eine ſteigende Wärme durchflutete ſie, daß ſie ſich feſt und feſter einkuſchelte.

Und immer war es das Geſicht des Dr. Merker, das über ihr hing; nicht mehr die ſchreckende, grinſende

Maske, die früher ſo faunartig lüſtern wirkte, ſondern ſein überlegenes Lächeln, das wohl ein wenig ſpöttiſch war, ihr aber kein Grauen verurſachte. Nein! dieſes Geſicht ſchreckte ſie nicht, es ängſtigte ſie nicht mehr, denn es war nichts Fremdes, ſondern war ihr bekannt und ſympathiſch. Es tat ihr beinah gut.

Plötzlich fiel ihr ein, wie er mit Vornamen heißen mochte. Das wußte ſie nicht; nun zergrübelte ſie ſich den Kopf nach allen Möglichkeiten, wie er heißen könne. Es war gewiß ein romantiſch klingender Name. Etwas banales konnte es nicht ſein, vielleicht ein altdeutſcher Name, in dem ein paar volle Vokale tönten. Das ſchien ihr am geeignetſten für ihn, fiel auch in ſein Fach.

Sie mußte ſich mal danach erkundigen. Es lag im Vornamen immer eine gewiſſe Charakteriſtik. Oft war es das Gegenteil zum eigentlichen Menſchen; meiſt hatten die Leute ſich in den Namen, der ihnen von den Eltern zufällig gegeben war, im Laufe der Zeit hineingewachſen, daß er nun mit ihnen verſchmolzen ſchien.

Vielleicht hieß er Edgar! —

Wie ſie darauf kam, wußte ſie nicht.

Edgar Merker, das klang gut, und deckte ſich mit ſeiner Erſcheinung. Sie ſprach es vor ſich hin: Edgar! . .

Ein hübſcher Name ohne Frage; und von jetzt an nannte ſie ihn in ihren Träumereien nur noch Edgar.

Beſchäftigt mit dem Rätſel, wie er heißen mochte, ſchlief ſie ein; und wachte am nächſten Morgen ſo ſpät auf, daß ſie ſich beeilen mußte, um rechtzeitig zur Schule zu kommen, wo ſie gerade eintraf, als Kellermann zum Unterrichtsbeginne läutete.

In der Pauſe hatte Dr. Merker die Aufſicht im Hofe. Das machte er mit ſolch heiterer Ruhe ab, und die Mädchen folgten ihm ſo bedingungslos auf den leiſeſten Ruf hin, daß ſie ganz erſtaunt war.

Er mußte eine geheimnisvolle Macht über die Menſchen haben; denn ſo ſtrenge Zucht ſie ſelbſt innerhalb der Klaſſe zu halten verſtand, ſobald die Geſellſchaft draußen im Garten herumtollte, waren ſie ihrem Einfluſſe wie entriſſen.

Da konnte ſie ſchelten und rufen, — ſie hörten kaum darauf hin; nur die ſie am Arme packte, gehorchten einen Augenblick lang ihrem Befehle. Die anderen liefen und tollten weiter, als ob keine Lehrerin exiſtierte, die ihnen zu ſagen hatte. Sie hatte es längſt aufgegeben. —

Fräulein Griſebach ſtand am Fenſter und blickte in den Schulgarten hinunter. Sie ſtellte ſich ſo, daß er ſie nicht erblicken konnte, und nun beobachtete ſie ihn. Er verſchmähte es, wie die anderen Lehrer, an ſolchem Tage ſein Frühſtück zu eſſen. Er ging ſo ſelbſtſicher zwiſchen den durcheinander rennenden Mädchen einher; und ſie verſtanden es, ihm im letzten Moment auszuweichen, daß ſie ganz neidiſch wurde;

denn gegen ſie rannte die Geſellſchaft in blindem Eifer leicht einmal an.

Nun ſtand er vor Lu Berger; und die Kleine mit ihren flachsfarbenen Haaren ſah himmelnd zu ihm auf, während ſie Antwort gab; und gleich hatte ſich ihr links und rechts eine Freundin eingehängt, die genau hören mußten, was der Doktor mit ihr zu ſprechen hatte. Immer bildete ſich gleich ein Kreis um ihn, und alle ſahen ſie den Lehrer mit bewundernden Augen an, als ſei er was beſonderes.

Lu Berger machte ſich niedlich, und bog ſich in den ſchlanken Hüften, reckte ſich wieder und ſah mit Blicken zu ihm auf, daß Fräulein Griſebach ſich vornahm, die junge Dame einmal energiſcher aufs Korn zu nehmen. Das ſchien ja ein ganz raffiniert kokettes Ding zu ſein, das ſich nicht entblödete, ſelbſt dem Lehrer ſchöne Augen zu machen.

Die ſchien ja in die Kategorie der im Frühjahr von der Schule Verwieſenen zu gehören. Das wäre noch ſchöner. Und dieſer Herr Dr. Merker ſchämte ſich nicht, mit ihr zu ſcherzen. — Wie er lachen konnte! . . . Es war doch wohl kein guter Menſch, wie ſie bisher geglaubt hatte, wenn er ſo mit den Schülerinnen umging, ohne zu bedenken, wie ſie das auffaſſen konnten.

Ihr tat ordentlich das Herz weh, wenn ſie das mit anſehen mußte. Sie hätte ſich gern vom Fenſter abgewandt, aber das brachte ſie nicht fertig. Sie mußte bleiben und weiter zuſehen.

Nun ging Lu Berger weiter, als ob nichts geweſen ſei; und da fing er ein kleines Mädchen auf, das gerannt gekommen war und ſtolperte, und ſicherlich böſe hingeſchlagen wäre, wenn er nicht im letzten Augenblick zugeſprungen wäre, und es aufgefangen hätte. Hoch hob er es in die Luft.

Und nun lachte er das kleine ſechsjährige Ding genau ſo an wie das ſechzehnjährige Fräulein.

Er konnte wohl nicht anders. Er hatte eben ſolch ein nettes Geſicht, daß man leicht in die Verſuchung kommen konnte, ſich bei ſeiner Liebenswürdigkeit mehr zu denken, als ſich gehörte.

Da hatte ſie ihm vorher Unrecht getan, und bat es ihm bei ſich wieder ab. —

Als ſie ihm auf dem Korridor begegnete, fühlte ſie, daß ſie in Erinnerung daran rot wurde; zugleich fiel ihr ein, was er wohl ſagen würde, daß ſie geſtern den Anfang des Neuen Tanhäuſer geleſen hatte, und wenn er hörte, welch eine magiſche Wirkung die Verſe auf ſie ausgeübt hatten. Aber das konnte man nicht erzählen, überhaupt niemandem; das mußte ſie ſelber vergeſſen, um ſich nicht vor ſich zu ſchämen.

An das Buch mochte ſie gar nicht mehr denken, und doch lag es zu Hauſe in ihrem Schreibtiſche wie eine lockende Gefahr, der man ſich nicht entziehen konnte.

Ihre Gedanken kreiſten beſtändig um das Büchlein; und endlich beſchloß ſie, es wieder einmal zur Hand zu nehmen. Aber diesmal wollte ſie es anders anfangen.

Damals hatte die geheimnisvolle Stille der Nacht beängstigend auf sie gewirkt. Das wollte sie vermeiden, und die Verse am hellen lichten Tage lesen, da konnten sich die Spukerscheinungen nicht zeigen.

Einmal mußte sie es ja doch zu Ende lesen. Trotzdem schob sie die Lektüre von Tag zu Tag hinaus, damit möglichst viel Zeit dazwischen lag, und nicht derselbe Zustand wie damals eintrat. —

Eines Nachmittags, als sie zu träge war fortzugehen, trotzdem die Luft mild war, holte sie den Band wieder hervor und ging mit ihm hinaus auf ihren Balkon, wo die Bohnen schon hoch an den ausgespannten Fäden heraufgeklettert waren, wo die Winden sich rankten und die Kapuzinerkresse ihre Blüten über die Brüstung hängen ließ.

Im hellen Sonnenlichte des Nachmittags konnte der Zauber des Buches ihr gewiß nichts anhaben. Da war sie gegen jede Gefahr gefeit.

An jenes Nachtgesicht, an den Mondspuk, wagte sie sich nicht wieder heran. Das folgende Gedicht, eine Parallele dazu, wirkte gar nicht auf sie, und so las sie weiter, ein wenig enttäuscht, bis sie an die Kopenhagener Idylle kam. Aber sie wurde nicht warm dabei, und erst der Schluß gefiel ihr. Er war zwar sehr unmoralisch, aber das tat ihr nichts mehr; das nahm sie ruhig hin. Es war ja nur ein Gedicht, — und da konnte man ja denken, daß es dichterischer Phantasie entsprungen sei. Der frische Seewind blies

darin und ließ gar keine ſchwülen Gedanken aufkommen, die auch heute in der hellen Sommerſonne keinen Boden bei ihr gefunden hätten.

Bis ſie zu dem Gedichte kam:

O küſſe mich! ſo werden rein
Wie ehmals meine Lippen ſein . . .

Das griff ihr ans Herz, und ſie las es drei-, viermal, hatte das Gefühl, als ob ſie das auch von ſich ſagen konnte, weil jeder unlautere Gedanke wieder von ihr abgefallen war. — Aber als ſie an den ſonnigen Ausflug nach Schildhorn kam, da ſang und klang auch in ihrem Herzen alles wieder von Sehnſucht und Liebe; nichts mehr von nächtlicher Schwüle, ſondern wie eine große, von aller Welt gebilligte Leidenſchaft, die ſie heimlich erbeben ließ. Und dieſe Stimmung hielt an. Es kam nichts mehr, was ſie erſchreckte; ſondern eine feine und zarte Sinnlichkeit, auserleſen und raffiniert, ſprach zauberiſch zu ihr, daß ſie ſich dieſer ſchmeichleriſchen Art voll hingab und ſich gern betören ließ; ſodaß ſie als ſelbſtverſtändlich hinnahm, was ſie früher entſetzt hätte.

All die anerzogene Prüderie, die ſich bei ihr ſchon feſt eingeniſtet hatte, wurde aus ihrer Seele ſanft hinweggefegt; und eine dichteriſche Verklärung legte ſich um Vorgänge, an die ſie bisher kaum zu denken wagte.

Viel trug dazu bei, daß der Dichter Griſebach hieß, wie ſie; und ſie ſtellte ſich vor, daß Dr. Merker

vielleicht auf dem rechten Wege war, als er ſie fragte, ob ſie mit Eduard Griſebach verwandt ſei; es war wohl möglich. Das gab ihrer Lektüre einen beſonderen Reiz, der etwas unmittelbar Perſönliches an ſich hatte. —

Draußen klopfte es; ſie verbarg raſch das Buch, um hineinzugehen und die verſchloſſene Tür zu öffnen.

Vor ihr ſtand Frau Winkler, die ſich entſchuldigte:

— Habe ich Sie auch nicht geſtört? —

— Aber nein, Frau Winkler.

— Ich ſah Sie auf dem Balkon ſitzen und leſen, und da Sie ſo oft aufblickten, dachte ich, es ſei nichts ſo wichtiges, und da habe ich mich heraufgetraut.

— Sie ſtören mich wirklich nicht.

— Aber Fräulein Griſebach, ſagen Sie es ungeniert, wenn ich ungelegen komme. Vielleicht wollen Sie das Buch zu Ende leſen?

— Nein, nein, das eilt gar nicht.

— Ich habe nämlich einen Brief von Betty, der auch Sie intereſſiert. Ich habe ihn mitgebracht.

Damit neſtelte ſie den Brief aus der Taſche, und gab ihn Fräulein Griſebach, indem ſie ſagte:

— Sehen Sie nur, welch eine feſte, ſichere Handſchrift ſie jetzt bekommen hat. Es iſt ganz erſtaunlich.

— Ja, und viel hübſcher, als ſie je geſchrieben hat.

— Es hat ihr gut getan, daß ſie von hier fortgegangen iſt, auch daß ſie eine Zeitlang ohne mich geblieben iſt. Ich habe wohl nicht immer den rechten

Einfluß auf das Kind gehabt. Doch was rede ich viel. Leſen Sie nur mal, was ſie da ſchreibt.

Und Frau Winkler ſchwieg und ſetzte ſich zurück und beobachtete Fräulein Griſebach. Sie verfolgte, welche Stellen ſie las; denn ſie wußte genau, auf welcher Zeile einer Seite ein Satz ſtand, der von Wichtigkeit war, — ſo oft hatte ſie den Brief ſchon durchgeleſen.

Ihre Züge erhellten ſich, als ſie den Eindruck des Briefes im Geſicht der vor ihr Sitzenden las, die erſt die Brauen etwas zuſammenzog, gleichſam mißbilligend, bis ein Lächeln ſich auf ihren Lippen zeigte, als ſie die letzte Seite des Schreibens zu Ende las.

— Alſo ſie iſt nicht davon abzubringen, will durchaus Schauſpielerin werden? ſagte Fräulein Griſebach.

— Ja! das war ſchon früher ihr Plan.

— Sie aber wollen, daß ſie erſt fertig mit der Schule iſt, und ihr Abiturientenexamen macht?

— Ja, das ſoll ſie. Das ſind noch fünf Vierteljahre, die muß ſie aushalten. Bis dahin habe ich ihr erklärt, ſage ich weder ja noch nein.

— Das iſt ſehr vernünftig; und Betty ſieht ja das auch völlig ein. Und daß ſie ſich hat prüfen laſſen, wie haben Sie das aufgenommen?

— Ja, was kann ich dazu tun? Ich werde ihr ſchreiben, daß ich nicht ohne weiteres an ein Urteil glaube, das nach einer Prüfung von einer Viertelſtunde oder ſelbſt einer halben Stunde gefällt wird.

— Aber ein Fachmann kann das doch wohl, glaube ich, beurteilen.

— Nein, Fräulein Griſebach. Sehen Sie, der wittert in ſolch einer Novize leicht eine Schülerin, die ihm was einbringt. Er glaubt wohl, daß, wenn er gut urteilt, ſie dafür bei ihm Unterricht nehmen wird. Das iſt zu menſchlich, ſo daß man da nicht ganz objektiv urteilen kann.

— Das müßte aber ſein. Denken Sie, wenn es ſich ſpäter herausſtellt, daß kein Talent vorhanden iſt. Ich glaube, man würde die ganze Schuld dem Lehrer zuſchreiben, der aus einem urſprünglichen Talent nichts zu bilden verſteht.

— Das weiß ich nicht; jedenfalls habe ich ihr energiſch geſchrieben, damit ſie mir nicht doch eines Tages die Schulhefte hinwirft, und zur Bühne geht.

— Und ſpäter?

— Später werde ich ſelbſt ſchon nach dem Rechten ſehen. Mir ſind die Augen geöffnet, und es ſoll nicht noch mehr verdorben werden.

— Ach, Frau Winkler, vielleicht iſt ſie gar nicht verdorben.

— Fräulein Griſebach, Sie möchten ſie gern entſchuldigen, ich ja auch. Aber vorlügen wollen wir uns nichts; und nicht häßliche Dinge beſchönigen. Wir beide werden wohl nie über den altfränkiſchen Standpunkt hinwegkommen, daß es das größte

Unglück für ein junges Mädchen iſt, ſeinen guten Ruf nicht gewahrt zu haben.

— Die Welt ſpricht heute ſchon ſo anders . .

— Die Welt! was für eine Welt? — Eine winzige Schar angeblich moderner Frauen, die nicht wiſſen, was ſie reden. Worte! Worte ohne Inhalt, oder doch voll gefährlichen Inhalts, der verderblich auf junge Gemüter wirken muß. Die Jugend neigt nun einmal zu ſchrankenloſer Freiheit. Ihr ſcheint alles gut und berechtigt; aber wir leben in einem Kulturſtaate, wir haben unſere geſellſchaftlichen Geſetze. Ich habe es an mir erfahren müſſen, wie hart ſie gegen einen angewandt werden, auch wenn man nicht ſelbſt ſchuldig iſt, ſondern nur ein Kind hat, das in die Irre gegangen iſt.

— Ach, Frau Winkler, das können Sie doch nicht ſagen, daß man Sie etwas hätte büßen laſſen.

— Doch, man hat es getan! Oh nein, nicht offen ins Geſicht. Das hat niemand gewagt; aber in der ganzen Art, wie man mir begegnet. Vor allem die Mütter von Bettys Mitſchülerinnen, die ſind mir mit großem Bogen aus dem Wege gegangen, während ſie früher doch manchmal gegrüßt hatten, oder ſtehen blieben, um mit mir zu ſprechen. Das hat kaum eine mehr getan.

— Sie dürfen das nicht ſo auffaſſen. Sie waren gewiß nur verlegen, nach Betty zu fragen.

— Ach nein, Fräulein Griſebach. Das weiß ich

beſſer. Aber nicht darüber wollte ich mit Ihnen ſprechen, ſondern über Bettys Zukunft. Es bleibt ſchließlich das beſte, ſie ihren Plan ſpäter ausführen zu laſſen. Pekuniären Rückhalt hat ſie ja auch, ſo daß ſie nicht in Abhängigkeit zu geraten braucht. Das Häuschen behalte ich. Anfangs wollte ich es aufgeben. Jetzt ſage ich mir, wozu? — Vielleicht ſpäter einmal. Wenn es irgend geht, ſoll ſie ſich eine Stellung in Berlin ſuchen.

— Das wäre wohl das ſchönſte.

— Ja, und wenn ſie den Leuten zeigen würde, daß mehr an ihr iſt, als alle ſich gedacht haben. Wenn ſie es zu etwas bringen würde, das wäre herrlich! Damit ſie ſich die Achtung wieder erringt, die ſie jetzt verloren hat. Ach, wenn ich daran glauben könnte.

— Weshalb ſollten Sie nicht? — Ich glaube an Betty. Ich kenne ſie lange genug, um Grund dafür zu haben.

— Kennen wir denn einen Menſchen, mit dem wir Jahre lang zuſammenleben? — Ich glaube nicht mehr daran. Wir gehen alle aneinander vorüber, und bleiben uns fremd. Irgendwo in uns iſt eine geheimnisvolle Stelle, von der niemand etwas weiß noch je erfährt, niemand, — die uns am nächſten ſtehen, oft am letzten. Da können wir uns nicht einbilden, daß wir einander in Wahrheit kennen. —

XII.

Eine geheimnisvolle Stelle! Das klang in Fräulein Griſebach nach, auch als Frau Winkler längſt Abſchied genommen hatte.

Ja, darin hatte ſie recht. Auch in ihrem Innern fanden ſich geheimnisvolle Stellen, die ſie ſelbſt ihrer beſten Freundin nie geoffenbart, die ſie am liebſten vor ſich ſelbſt verheimlicht hätte.

Sie hatte ſelbſt nichts davon gewußt; das hatte Jahre hindurch verdeckt gelegen, wie der Sumpf unter der trügeriſchen Grasdecke eines Moores. Erſt wenn jemand ſich verirrend darauf trat, brach die täuſchende Oberfläche zuſammen, und das ſchwarze gurgelnde Waſſer trat gefahrbringend zutage, und offenbarte die wahre Natur der mit blühenden Blumen beſäten Wieſe. So war es ihr mit ihren Empfindungen ergangen.

Nie hätte ſie gedacht, daß ſie Anſchauungen ſo freier Natur ſich zu eigen machen konnte, wie das jetzt zu ihrem eigenen Erſtaunen der Fall war.

Früher hatte ſie über jede moraliſche Schwäche unnachſichtlich abgeurteilt, mit vernichtender Sicher-

heit. Da gab es kein Schwanken; alles ſtand unverrückbar feſt. Jetzt ſah ſie überall nur Entſchuldigungen. —

Vor kurzem war ſie in der Dampfbahn gefahren; ihr gegenüber hatte eine Schweſter geſeſſen mit einem der Mädchen aus dem Magdalenenſtifte.

Die Schweſter roſig, mit dunklen Haaren und runden, hübſchen Wangen; in ihrer dunklen Haube ſtrahlend vor Geſundheit, ein kluges Geſicht mit offenen hellen Augen; — daneben das Mädchen in der häßlichen, dünnen Anſtaltskleidung, mit verarbeiteten, rot aufgeſprungenen Händen, in denen ſie allerlei Pakete hielt, während neben ihr am Boden noch ein gefüllter Henkelkorb ſtand. Das Geſicht blöde, die niedere, gedrückte Stirn, merkwürdig blickende, kleine Äuglein, und ein breiter Mund mit zerriſſenen Lippen. Alles wies darauf hin, daß dieſes Geſchöpf erblich belaſtet war, gewiß durchaus minderwertig, das zeigte die ganze ſtupide Haltung.

Und dies arme Geſchöpf war nun in die ſtrenge Zwangserziehung geſteckt worden, war den Schweſtern überlaſſen, die es ſicher gut meinten, und ihre Seele zu retten gedachten, während es ſich mehr darum gehandelt hätte, daß ſich ein Arzt dieſes ungeſunden Körpers annahm, um das bißchen Verſtand, das in dem engen Hirnkaſten ſtecken mochte, ein wenig zu erhellen.

Dieſe Magdalenen hatten alle nichts ſinnlich Ver-

führeriſches an ſich. Sie hatte ſie häufig geſehen; denn zuweilen kamen ein paar aus dem roten Gefängniſſe heraus, wo ſie tagein, tagaus Wäſche zu waſchen hatten, voll des Unrats, der aus der Großſtadt hier herausgeſchafft wurde.

Einmal hatte Fräulein Griſebach eine Unterhaltung gehört, offenbar eines Paſtors, der einen anderen Herrn fragte, ob das richtig ſei, daß dieſen Geſchöpfen, die ſchon das Laſter kennen gelernt hatten, all die intimſten Kleidungsſtücke in die Hände kamen. Da ſollte es geſchehen ſein, daß ſie ihren Unfug damit trieben; da hatten ſie Zeichen mit den Augen und Händen, die die Schweſtern nicht verſtanden.

Draußen war ja das Laſter der einzige Lichtblick in ihrer kümmerlichen Jugend geweſen; das einzige, ihnen nun nicht mehr gegönnte Vergnügen, das ſich ihnen in ihrem Darben geboten hatte, weil es nichts koſtete, vielleicht ihnen noch Geld einbrachte.

Wenn ſie ſich aus dem roten Steinkaſten mit den ſchmalen, ſtark vergitterten Fenſtern und der hohen Mauer, über die immer wieder eine ihren Weg fand, wenn ihre alten Freunde da draußen ihr halfen, hinausſehnten, ſo war es nur, um ſofort das Treiben fortzuſetzen, deſſentwegen ſie hier eingeſperrt gehalten wurden.

Man ſah die ſchmalen Schlafzimmerzellen von der Chauſſee aus, bis hochhinauf mit blinden

Scheiben vermauert, daß ſie nicht herausſehen konnten; denn grade gegenüber war der Schützenplatz, wo es manchmal luſtig zuging. Aber das ging ſie nichts an. Sie mußten jede für ſich in ihrer einzelnen Zelle ſitzen, die des Nachts von den anderen doppelt abgeſperrt wurde.

Sie wären dabei gewiß vor Angſt vergangen, wenn ſie ſich nicht durch Pochen und Klopfen an der Wand hätten verſtändigen können. Sonſt hielten ſie es nicht aus, ſo allein zu liegen, ganz allein und verlaſſen. Manchmal ſollte es eine überkommen, dann ſchrie ſie wild in die Nacht hinaus, in der Verzweiflung ihrer leeren Einſamkeit, daß das ganze Haus wach wurde, und die Schweſter der Nachtwache kommen mußte, um wieder Ruhe zu ſtiften.

Das ſollte nicht immer leicht ſein, ſie wieder zu beruhigen; und Fräulein Griſebach hatte erzählen hören, welch ein Aufruhr einmal durch ſolch einen Vorfall entſtanden war.

Da hatten ſie wie die wilden Tiere in den Zellen getobt, hatten an den Gitterſtäben gerüttelt, an die eiſernen Türen gepocht, und die wüſteſten Flüche und ſinnloſeſten Begierden in die Nacht hinausgeſchrieen, indem ſie ſich, eine an den Worten der andern zu immer größeren Unflätigkeiten entzündeten. —

Solch ein armes eingeſperrtes Geſchöpf ſaß da vor ihr, ſtumpf und verblödet. Es mußte wohl eine harmloſere Kreatur ſein, daß man ſie ſo mit der

jungen Schweſter hinausließ in die Welt; aber in ihren Augen lag eine geheime Liſt. Dieſe Augen ſtahlen ſich auf der kurzen Reiſe alle Luſt der Welt, die ihr begegnete; die Blicke liefen wie die Wölfe gierig umher, ſobald die Schweſter ſich abwandte; ſie prüften jeden Menſchen, der in die Bahn ſtieg, taſteten an ihm herum, an ſeiner Kleidung, ſeinem Geſichte, an allem, was er ihr fremdes und gewinnbringendes bot.

Immer wieder kehrten ſie zu dem einen jungen Mann zurück, der elegant und läſſig zurückgelehnt in der Ecke ſaß, und ſeine Zeitung durchblätterte, ohne auch nur bisher ein einziges Mal aufgeſehen zu haben.

Da hatte er endlich den Kopf gehoben, und war dem Blicke dieſer verſteckt liegenden, und doch ſo glühenden Augen begegnet, nur eine Sekunde lang, — dann haftete ſeine Neugier an der hübſchen, roſigen Schweſter. Aber ſein Erſtaunen ging von der zurück zu dem unſcheinbaren Geſchöpfe, das in ſeiner blauweißen Anſtaltskleidung, ohne Hut oder Kopfbedeckung, faſt ſklaviſch daneben kauerte.

Als er ausſtieg, reckte ſich ihr Hals; aber der Herr ſtieg nach der anderen Seite aus; und die Schweſter ſah gerade her und ſagte etwas, wahrſcheinlich, daß ſie gut auf die Pakete aufpaſſen ſolle. Ein harter Zug grub ſich dem Mädchen zwiſchen die Augenbrauen, und man ſah, daß ſie am liebſten an

das Fenſter geſtürzt wäre; aber das durfte ſie nicht, und blieb ſitzen, ohne ſich zu rühren.

So ſchloß ſie die Augen, und nahm wohl das Bild von dieſem hübſchen jungen Menſchen mit ſich, trug es mit ſich herum bis in ihre kahle Zelle, wo es dann im Dunkel der Nacht wieder aufleben würde. —

Damals, als Fräulein Griſebach dieſe Szene beobachtet hatte, war ihr das alles nicht zum Bewußtſein gekommen. Jetzt erſt, ſeit ſie über ſich grübelte, ſeit ein paar ihrer Schülerinnen zu jenen Magdalenen gehörten — nur daß ſie nicht in ſolch ein vergittertes Haus geſteckt waren, weil ihre Eltern reich waren — begriff ſie das alles.

Seitdem beſchäftigte ſie ſich in Gedanken viel mit den Inſaſſen des Magdalenenheims, ſuchte darüber zu erfahren, und wäre gern mal zu einer Beſichtigung hineingelangt. Seitdem begriff ſie auch dieſe ſeltſamen, ſich feſtſaugenden Blicke jenes Geſchöpfes, das wochenlang von dieſer Begegnung zehren mochte, die ihr beſchränktes Denken ganz erfüllte.

Welch ein vergebliches Beginnen mußte das ſein, Leidenſchaften zu bekämpfen mit Worten der Religion. Eine äußerliche Tünche mochte damit erzielt werden, mehr nicht.

Im Innern mußte das weiter brennen und freſſen, und war nicht zu ertöten, ſondern ſtand in der Nacht immer wieder auf. Die erregte Phantaſie

trieb alles ins Gewaltige, und die ungeſtillte Sehnſucht machte alles nur ſchlimmer und toller.

Wenn jene Tore der Erziehungsanſtalt ſich öffneten, wenn die Peinigung des Gefängniſſes fortfiel, dann ſtürzten die meiſten von ihnen beſinnungslos dem harrenden Verderben für immer in die Arme. Da mußte man ſie anders behandeln und erziehen. In voller Freiheit, im Angeſichte der Gefahr ſie in ſich ſelber ſtärken.

Denn jeder mußte mit ſich kämpfen. Das blieb wohl niemandem erſpart. Fräulein Griſebach hatte immer geglaubt, ſie gehöre zu den wenigen Auserwählten, die ohne Anfechtung durchs Leben kamen; aber nun war auch ihr Tag und ihre Stunde gekommen; und alles wehren dagegen half nichts. Die Unruhe war über ſie gekommen und ließ ſie nicht wieder los.

Es hatte auch ſie gepackt und ſchüttelte ſie, und wühlte in ihr, die Sehnſucht nach dem Andern, der irgendwo auf der Welt für ſie beſtimmt war, die andere Hälfte ihrer Seele, die nach der ihren ſuchte als Ergänzung. — Wo war dieſer Andere? . .

Würde er ihr noch einmal in den Weg treten? Oder ſollte ſie verdammt ſein, allein zu gehen bis an ihr Ende? —

Das fragte ſie ſich oft, — und fand doch keine Antwort auf all ihre Fragen, die ſie nicht mehr ließen.

XIII.

Fräulein Griſebach hatte mit ihrer Kollegin Simmel einen großen Spaziergang gemacht. Sie waren in Seehof geweſen, hatten ſich unter den Weiden am Seeufer gelagert, und Fräulein Simmel hatte ein kleines Aquarell fertig gemacht, das ſie hier vor längerer Zeit angefangen hatte.

Fräulein Griſebach hatte daneben geſeſſen und ihr zugeſehen oder ihre Blicke hinaus auf den See geſchickt, wo am jenſeitigen Ufer, die leichtgewellten Hügel hinauf, das Getreide in ſeiner grünen, oder ſchon gelben Pracht ſo fein abſchattiert gegen den hellen Himmel ſtand.

Am oberen Ende des Sees ſah man die roten Gebäude der nahen Kadettenanſtalt aufragen, mit der weithin ſichtbaren runden Kuppel, auf der eine Viktoria mit ihren Engelsflügeln ſchwebte.

In der Nähe des Ufers lagen im See einzelne Boote, mit Stangen feſtgeſteckt, und in jedem war ein Mann mit einem komiſchen großen Strohhute, der ſeine langen Angelruten auslegte, die wie feine gelbe Strahlen ſich von dem dunklen Waſſer abhoben.

Ganz in ihrer Nähe lag ſolch ein Boot verankert, und ein alter Herr war eifrig bei der Arbeit. Er ließ keinen Blick von ſeinen Angelruten; wenn es ihm zu lange dauerte, zog er eine Angelſchnur ein, und überzeugte ſich, ob der Köder noch gut war. Meiſt hatten die kleinen Fiſche alles bis auf einen winzigen Reſt geſchickt abgefreſſen. Dann fluchte er offenbar, denn man ſah deutlich, wie er das braungebrannte Geſicht verzog, und wie ſeine Lippen ſich haſtig lautlos bewegten.

Zuweilen hatte er etwas gefangen, dann ruckte er zum Anhieb, um den Fiſch feſt zu haben, und zog ihn mit einem künſtleriſch geſchickten Schwunge heraus, daß er zu ſeinen Füßen fiel, während das ſonſt ſo ſtille Waſſer feine, immer größer werdende Kreiſe zog, und das Boot leiſe ſchwankte.

Fräulein Griſebach ſah deutlich, daß der Fang ſich nur ſelten lohnte; meiſt flog das winzige Fiſchlein mit einem empörten Schwunge wieder in das Waſſer zurück, oder es kam in einen der beiden Eimer, die am Boden des Kahnes ſtanden.

Jetzt hatte er einen großen ſilberglänzenden Fiſch herausgeholt, der ſich heftig ſträubte, als ihm der Widerhaken aus dem Maule gezogen wurde. Er ſchlug heftig mit dem Schwanze, und entglitt plötzlich den Händen des Alten. Jedoch fiel die Beute noch ins Boot, und einen Augenblick ſpäter plätſcherte der Fiſch in dem für ſeine Art beſtimmten Holzeimer.

Das mußte wohl ein Fang nach ſeinem Herzen geweſen ſein, denn der alte Herr ſchmunzelte vergnügt.

Fräulein Griſebach ſah jetzt auf die malende Kollegin, die einen Kneifer auf der ſtarken Naſe hatte, und an dem Bilde auf ihrem Schoße eifrig herumpinſelte. Sie war jetzt am Himmel, und ſetzte noch eine weiße Wolke an einen zu leeren blauen Fleck.

Da fragte Fräulein Griſebach in die helle Wärme des ſonnigen Nachmittags hinein, ohne Vorrede und Einleitung, ganz feſt:

— Sagen Sie mal, Simmel, waren Sie mal verliebt in Ihrem Leben? —

Die drehte ſich um, rückte den Kneifer mit ſolcher Haſt, daß ſie beinah das ganze Wolkenweiß ſich ins Haar geſchmiert hätte, und ſagte:

— Ach ſo, Sie haben Ihren Hut auf. Ich dachte ſchon, die Sonne wäre Ihnen zu heiß auf das Hirn geſchienen.

Fräulein Griſebach ſagte ganz ruhig:

— Muß man notgedrungen einen Sonnenſtich haben, um ſo was zu fragen?

Darauf bekam ſie keine Antwort.

Nach einer ganzen Weile erſt fragte Fräulein Simmel:

— Sagen Sie mal, Kleine, wie kommen Sie zu ſolch einer dummen Frage?

— Wie man zu was kommt. Es fiel mir im Moment ein, als ich Sie ſo vor mir ſah.

— Und da meinten Sie, ich müßte notwendigerweise mal verliebt gewesen sein? —

— Es wäre doch möglich . .

— Möglich ist alles.

— Na also.

— Was heißt das, na also?

— Aber gar nichts.

— Das ist auch man gut. —

Nach einer Pause, in der Fräulein Simmel an ihrer Malerei sich abmühte, und von Zeit zu Zeit was murmelte, daß die Geschichte ja doch nichts werden würde, sagte sie endlich in ziemlicher Verlegenheit:

— Das ist nämlich furchtbar komisch, daß Sie das grade in dem Augenblicke gefragt haben. Es muß doch wohl so etwas wie Gedankenübertragung geben, sonst wäre das nicht möglich. Ich habe nämlich in dem Augenblicke an dieselbe dumme Sache gedacht.

— Das habe ich Ihrem Gesichte angesehen. Deshalb habe ich ja gefragt.

— Nu hören Sie mal, Kleine, uzen laß ich mich denn doch nicht von Ihnen. Das ist Schwindel, verstehen Sie. Um aber auf Ihre Frage rechtschaffen zu antworten, so kann ich Ihnen nur sagen: Ja! ich bin auch mal so dämlich gewesen und habe mich verliebt; aber das ist so viele Jahre her, daß es nicht mehr wahr ist.

— Aber verliebt waren Sie alſo auch?

— Freilich! und das ſo gründlich, daß ich mir am liebſten das Leben genommen hätte, weil die Geſchichte nämlich ſehr einſeitig war, und nur von mir ausging, der andere Teil von mir aber offenbar nicht viel Notiz nahm.

— Alſo eine regelrechte, unglückliche Liebe.

— Ja, wie ſie nicht herzzerbrechender im Buche ſtehen kann.

— Ach, Simmel, erzählen Sie mir doch.

— Ich glaube, Sie ſind ſelber verliebt. Deshalb wollen Sie es wiſſen. Aber ich kann Ihnen wirklich nichts näheres erzählen. Mir ſcheint, Kleine, der Dr. Merker hat es Ihnen angetan. Finden Sie ihn denn wirklich ſo nett? Nee! ſo rot brauchen Sie deshalb nicht gleich zu werden. Schlimm, ſchlimm!.. Er iſt es entſchieden nicht wert. Nein, ſo dumm war ich nicht. Nur keinen Kollegen, das führt zu nichts. Da kennt man ſich zu gut in all ſeinen kleinen Schwächen des Berufes. Das läuft nie gut ab. Na, bei mir lief es nicht beſſer ab. Der Gegenſtand meiner Leidenſchaft war — aber erſt muß ich Ihr Ehrenwort haben, daß Sie keinem Menſchen ein Wort erzählen...

— Das gebe ich Ihnen hiermit.

— Er war alſo Zirkusreiter.

— Zirkusreiter? — Jetzt wollen Sie mich zur Strafe aufſitzen laſſen

— Sehen Sie mich an, Kleine, ob ich ausſehe, als ob ich ulken wollte. Nein, wahr und wahrhaftig, er war Zirkusreiter, und aß jeden Mittag im ſelben Gaſthauſe, wo ich auch hinging. Und da ſind wir einmal ins Geſpräch gekommen, und da war ich bald ſo in ihn verliebt, daß ich faſt alle Abende in den Zirkus gegangen bin, anfangs ſehr üppig, dann jedesmal auf einen billigeren Platz, und dadurch immer weiter von ihm weg, damit das Geld nur recht lange reichen ſollte. Auf den Gedanken, mir von ihm ein Freibillet geben zu laſſen, bin ich nicht gekommen, das wäre mir zu unwürdig erſchienen. Ich habe ſchließlich gar nicht mehr gewußt, was ich tat. — Es war ein ganz ungebildeter Menſch. Nur alle möglichen Sprachen konnte er, ſonſt war er rückſichtslos und roh. Aber das alles ſtörte mich nicht. Ich kann Ihnen auch noch Bilder von ihm zeigen. Eins ſogar, auf das ich mir von ihm etwas habe ſchreiben laſſen, zur Erinnerung. Dazu hat er ſich Engliſch gewählt, und zwei orthographiſche Fehler drin gemacht. Jetzt denke ich mir, daß er im Deutſchen *noch* mehr Fehler gemacht hätte, trotzdem Deutſch ſeine Mutterſprache geweſen iſt. Er behauptete zwar, er ſei ruſſiſcher Offizier und Adjutant des Kaiſers geweſen; aber manchmal vergaß er ſein zurechtgemachtes Kauderwelſch und ſprach den ſchönſten ſchleſiſchen Dialekt, den ich gut kannte, wie man ihn um Schweidnitz herum ſpricht. Aber es war ein hübſcher Menſch, in ſeinem

prallen Anzug wirklich ſchön, und ich war nicht allein in ihn verliebt. Eines Tages, mitten in meinen ſchönſten Träumen war er auf und davon, mit der Tochter eines ſehr reichen Hausbeſitzers, die all ihren und der Mutter Schmuck mit ſich genommen hatte. Na, das war das geeignetſte Mittel, mich zu kurieren; und dann ſtellte ſich auch noch heraus, daß die Kaſſiererin, die des Mittags nicht fort konnte, weshalb er ſeiner noblen Paſſion gemäß im Gaſthaus aß, ſeine Frau war. Die ſchimpfte nicht ſchlecht hinter ihm her, aber ſie war daran gewöhnt. Nach einer Zeit, wenn das Geld zu Ende war, erzählte ſie mir, kam er immer wieder zur ihr zurück. Ich hatte leider keinen Schmuck, ſonſt wäre es mir gewiß auch ſo ergangen.

— Hätten Sie denn das getan? —

— Gott, wenn man ſo verliebt iſt, wie ich das damals war. Wer kann da für ſich gut ſagen? . . Nu möchte ich aber wirklich mal die Wolke herauskriegen. Das kommt davon, wenn man ſich mit ſolch unbeſtändigen Dingen einläßt. Wandelbar wie ein Männerherz. Jeden Augenblick eine andere Geſtalt. Nun ſehen Sie nur mal, wie das Ding jetzt ausſieht. Es hat keine Spur von Ähnlichkeit mit meiner Kleckſerei; und da reden nun die Leute, Kunſt ſolle wie Natur ſein, — wo die Natur nicht zwei Minuten ſtille hält.

So brummelte ſie vor ſich hin, um den Eindruck zu verwiſchen, den ihr Geſtändnis auf Fräulein

Griſebach gemacht hatte, die ſtill im Graſe ſaß, einem Käferchen zuſah, und an der Riſpe eines Halmes zupfte.

Die Sonne ſank jetzt hinter den Hügeln, und Fräulein Simmel packte ihre Malerei zuſammen, alles in den großen Malkaſten, und ſagte:

— Das wäre auch mal wieder geweſen. Sehen Sie nur, wie mit einem Male die Nebel ſteigen, und wie das plötzlich kühl wird. Wir werden uns das ſchönſte Reißen holen, wenn wir nicht aufbrechen. Aber Kindchen, der Boden muß doch ſchon ganz feucht ſein. Nicht bloß alte Leute können ſich was holen.

— Aber gar nicht. Er iſt ja noch ganz warm von der Sonne.

— Das ſagen Sie ſo. Alſo los! . .

Und ſie gingen am Ufer hin, den ſchmalen Weg, der zwiſchen den Gärten der Villen und dem See, der gar bald dem Kanal zum Opfer fallen und eingedämmt werden ſollte, hinführte; unter hängenden Weiden hin, durch Röhricht, manchmal über ſumpfige Stellen, wo ſie vorſichtig gehen mußten.

Nun kam die Sonne wieder heraus, und die flachere Seite des Ufers lag noch voll in ihrem Scheine. Der Spiegel des Sees war ſilberglatt; und ſie kamen dicht an den Eiswerken vorbei, und ſahen drüben an der Badeanſtalt für die Kadetten die langen Reihen der nackten Jungen in der Sonne auf den Laufbrettern ſtehen. Nur die Badehoſen leuchteten

rot, und einer nach dem andern ſtiegen ſie die Leitern hinauf zum Sprungturm, eine endloſe Schar; und alle Augenblicke leuchtete ſolch ein ſchlanker Jünglingskörper in der Sonne hell fleiſchfarben auf, um dann in das hochaufſpritzende Waſſer zu ſtürzen.

Das war eine lange Kette, die nicht abzureißen ſchien. Sie wollten nicht hinſehen; ſie genierten ſich ein wenig vor einander, und taten es doch, weil das Bild ſie nicht ließ, wie da junges Leben im hellen Sonnenlichte aufblinkte.

Immer reckte ſich ſolch eine ſchlanke Geſtalt auf dem hohen Sprungbrette am Himmel empor, ſtreckte die Arme gen Himmel und ſchoß dann im Bogen durch die Luft, in das aufſchäumende Waſſer. Und kaum tauchte der Kopf über der Oberfläche auf, und ein paar kräftige Armſtöße hatten ihn aus dem Sprungbereich gebracht, als auch ſchon der nächſte hinterdrein ſprang.

Wie die Puppen fielen ſie da herab. Das ſah zu merkwürdig aus; und ſie konnten beide die Augen von dem eigenartigen Schauſpiele nicht abwenden.

Auf den Laufbrettern ſah man ſie hin und her eilen, dazwiſchen einzelne Uniformen, und ein paar Badewärter mit großen, breitrandigen Strohhüten, die Unterricht im Schwimmen gaben, ſo daß man die Kommandorufe bis herüber hörte. —

Jetzt mußten ſie von dem See abbiegen; denn nun begann die Sumpfwieſe, wo in der Tiefe der

Mulde zwei hohe Sandwälle aufgefahren wurden, die ſich in das Moor einſacken ſollten, damit dann in dem feſteren Erdreich der neue Kanal durchgeführt werden konnte.

Rieſige Bagger waren bei der Arbeit, den Moorſchlamm in die Lowrenzüge zu ſchaffen. Hunderte von Arbeitern waren dabei, die Schienenſtrecken herzuſtellen. Unterkunftshäuſer und Kantinen waren aus Holzbalken aufgerichtet, überall rauchte es von den Feuern, die ihren Qualm in die Luft ſchickten, und an manchen Stellen war ſchon hohes Mauerwerk errichtet, und man hörte das laute Hämmern, wo für die Kanalbrücken die Nieten in die Eiſenträger eingeſchlagen wurden.

Ein gewaltiges Kulturwerk ſollte hier geſchaffen werden, ein Umgehungskanal, damit die Schiffe nicht mehr durch die engen Waſſerſtraßen Berlins ſich zu quälen brauchten, nicht länger mit dem Umwege über Spandau nach Potsdam; ſondern der direkte Weg von der Spree zur Havel ward hier gegraben; und all die dumpfigen Niederungen, die das ehemalige völlig verſumpfte Flußtal unbrauchbar machten, dieſe Brutſtätten des Fiebers und der Mückenplage wurden trocken gelegt und urbar gemacht. Ein ungeheures Terrain ward der Bebauung und der Benutzung erſchloſſen.

Aber noch waren allerlei Unzuträglichkeiten damit verknüpft; viele hundert polniſcher Erdarbeiter waren

über die ganze Strecke verteilt, die hier die schwerste Arbeit zu verrichten hatten, und jetzt mit ihrer Anwesenheit die Gegend unsicher machten. Allerhand böse Dinge waren schon passiert.

Wo man hinkam, traf man sie, hörte man die harten polnischen Laute mit ihrem Singsang, sah diese schmutzigen, verwahrlosten Gesellen, die hergekommen waren, um das deutsche Geld, das sie sich sparten, in die Heimat zurückzubringen, wo Frau und Kind darauf lauerten.

Man hörte ihr Schelten und Streiten, man sah sie oft müssig herumlungern; und abends scholl aus den Kneipen lautes Gebrüll oder wilder Gesang; und das weinerliche Gedudel der Harmonika klang bis in die späten Abendstunden über die nebeligen Wiesen.

Es hieß vorsichtiger sein; man konnte nicht mehr allein die Feldwege abstreifen, wo sonst kein Mensch zu finden war. Fräulein Grisebach traute sich nicht mehr, ihre einsamen Radtouren zu machen.

Allerlei Verbrechen waren schon vorgekommen, Überfälle auf harmlose Spaziergänger, vor allem Belästigungen von Frauen; denn diese vielen Männer hatten ihre Weiber in der Heimat gelassen, oder die Frauen und Mädchen hatten sich ihrerseits in die Rübengegenden als Sachsengänger verdungen.

Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß sie zu Exzessen aller Art neigten, und ihr Temperament nicht im Zaume halten konnten. —

Die beiden Lehrerinnen waren jetzt ganz in die Nähe solch einer Wohn- und Schlafstelle gekommen und sahen, wie drei Polen ein Mädchen anhielten, das einen Korb am Arme, hier vorübergekommen war.

Anfangs hörten sie nur die polnischen Laute, und die Abwehrrufe des Mädchens; plötzlich sahen sie die Szene vor sich. Da ließen die Männer ab, und waren wie die Wiesel im Bau, in der Kantine verschwunden, während das Mädchen auf die beiden Lehrerinnen zueilte und ihnen sein Leid klagte.

Sie hatte alle Tage Brot hier heraus zu bringen; jedesmal fast wurde sie so behelligt. Die Leute ließen sie nicht in Frieden, und es nutzte nichts, daß sie sich beschwerte. Ihr Meister wollte sich auch auf nichts einlassen. Sie solle sich nur ihrer Haut wehren, die Leute täten ihr schon nichts. Allein sie hatte Angst bekommen und traute ihnen nicht. Jedesmal wurden sie frecher; und dabei wußte sie gar nicht einmal, ob es immer dieselben Leute waren, oder jedesmal andere. Diese Polacken sahen sich ja alle zum verwechseln ähnlich. Sie war froh, daß sie heute die beiden Damen getroffen hatte, mit denen sie nun ein Stück mitgehen konnte. Das schlimmste war, daß sie die Kerle nicht verstand. Die schwatzten drauf los, und sie wußte nicht, was sie von ihr wollten. Das war das allerunangenehmste.

Der Feldweg teilte sich, und das Mädchen nahm mit vielen Danksagungen von ihnen Abschied, und

ſchlug den ſchmalen Pfad nach rechts ein, während ſie nach links weitergingen, und bald auf die große Landſtraße kamen, die ſie heimführte.

Dieſe Begegnung hing Fräulein Griſebach den ganzen Abend nach. Immer ſah ſie, wie die drei das Mädchen hielten, der eine am Arm, ein anderer hielt ſie von hinten umfaßt; aber wie das böſe Gewiſſen waren ſie verſchwunden, als hätten ſie ſich wie die Mäuſe in ihre Erdlöcher verkrochen.

Nein, das ging nicht, ſie konnte nicht mehr allein in der Gegend herumſtreifen. Wie oft hatte ſie ſich ſonſt an die einſamſten Stellen gewagt, hatte im Graſe an dem träg dahinſchleichenden Fluſſe geſeſſen, und den Fiſchen und Waſſerkäfern zugeſehen.

Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß ihr etwas geſchehen könne. Jetzt aber fürchtete ſie ſich. Dieſe ſchmutzigen Geſellen flößten ihr Abſcheu ein, und ſie ſtellte ſich alle Möglichkeiten vor, daß es ihr auch ergehen könne, wie heute dem Mädchen; und dann war vielleicht niemand da, der die Kerle verſcheuchte.

Der Gedanke daran ließ ſie im tiefſten erſchaudern.

XIV.

— Fräulein Griſebach! — Fräulein Griſebach!

Sie ſtand am Fenſter und hatte ſich ihre von Tinte beſchmutzten Finger mit Bimsſtein gereinigt, und war an das Licht getreten, um ſie zu beſehen.

Drunten ſtand Frau Winkler, formte die Hand zum Sprachrohr und rief leiſe herauf:

— Morgen kommt Betty.

Das ganze Glück der Mutter lag auf ihrem Geſichte, ſie lachte zu der Lehrerin herauf und winkte noch einmal. Dann eilte ſie raſch in ihr Häuschen nebenan.

Alſo Betty Winkler ſollte morgen zurückkommen. Das intereſſierte ſie doch ſehr. Wie mochte das Mädchen ſich entwickelt haben? — Wie hatte die Fremde auf ihr ganzes Weſen gewirkt?

Ob das alles vergeſſen war, was ihr paſſiert war? ob es nachwirkte auf ihr Leben und beſtimmend ſich erwieſen hatte fern von der Heimat.

Oder war es nur eine Epiſode, die überwunden war, und keine Bedeutung mehr beſaß, die überflutet wurde von den neuen Eindrücken, die eine fremde Umgebung auf ſie ausübte?

Darauf war ſie unendlich neugierig; denn nun ſtand ſie der einſtigen Schülerin ganz anders gegenüber. Sie hatte verſchiedene Briefe von Betty erhalten, nie war darin ein Wort über jenen Vorfall, der ſie aus der Heimat vertrieben hatte. Auch nicht die leiſeſte Andeutung in den Briefen, die ihr Frau Winkler zuweilen gezeigt hatte. —

Es war ein trüber und regneriſcher Tag, und Fräulein Griſebach hatte ihre Hefte eben fertig korrigiert, und das Häuflein in einen Riemen eingeſchnallt, als es leiſe an ihrer Tür klopfte.

Betty Winkler ſtand vor ihr, groß und ſchlank, mit ihren hellen, lichten Augen. Alles an ihr atmete Jugend und Anmut; ſie war viel hübſcher geworden, deutlich zeichnete ſich in der loſen Bluſe ihr feſter Mädchenkörper ab; ihre Hände waren ſo fein und ſchlank, und es lag über der ganzen Erſcheinung nichts von einem Schulmädel, ſondern eine junge Dame ſtand vor ihr, die ſehr fein, und ſehr ariſtokratiſch ausſah.

Fräulein Griſebach war im erſten Augenblick ſo verblüfft geweſen, daß ſie ſie gar nicht erkannt hatte.

— Komme ich Ihnen ungelegen? hatte die Beſucherin gefragt, und erſt an der vollklingenden Altſtimme merkte ſie, daß es Betty Winkler war.

— Nein, Betty, wie Sie ſich zu Ihrem Vorteil verändert haben!

— Habe ich das? — Es muß wohl ſein, denn

alle Welt ſagt es mir. Selbſt Mama tut ganz erſtaunt, als ob ich ganz wer anders ſei. Und doch bin ich nur ein bißchen größer und ſtärker geworden, das iſt alles. Wirklich.

— Und haben Sie nie Heimweh gehabt?

— Doch, Fräulein Griſebach. Manchmal ganz furchtbar; aber das will auch überwunden werden. Das iſt eine ganz gute Schule, und vielleicht lernt man dabei mehr, wenn man von zu Hauſe fort iſt, als in einem ganzen Jahre in der Schule ſelbſt. Ich ſehe die Welt nun mit anderen Augen an. Ich glaube, es wäre gut, wenn wir alle früh aus dem gewohnten Milieu auf eine Zeit herauskämen. Es gibt doch wohl größere Charakterſtärke, und man hört ſo mancherlei, daß einem die Augen aufgehen.

— Und es bleibt dabei, daß Sie Schauſpielerin werden wollen?

— Mehr denn je. Es ſteckt, meine ich, in mir viel Temperament und Leidenſchaft, mehr als für einen bürgerlichen Beruf ſonſt nötig und gut iſt. Das alles braucht eine Ablenkung, wenn es nicht in die Irre führen ſoll, und da iſt gewiß die Kunſt, die ich mir auserwählen will, am geeignetſten.

— Meinen Sie?

— Ja, Fräulein Griſebach, das iſt gewiß; und Mama hat ſich auch damit abgefunden. Wenn ſie es nicht getan hätte, würde es ihr nicht viel geholfen haben, dann wäre ich eines Tages einfach aus-

gerückt. Aber das möchte ich nicht. Denn Dummheiten führen zu nichts Gutem; das weiß ich.

— Ja, darin ſehe ich ja auch einen Gewinn, daß Ihre Mutter ſich Ihren Wünſchen fügt.

— Und ſehen Sie, Fräulein Griſebach, ich glaube an mich. In irgendeinem anderen Berufe wäre mir nicht wohl geworden. Dafür paſſe ich nicht. Ich hatte ja mal gedacht, Lehrerin zu werden. Nun, das iſt ja doch unmöglich geworden. Vielleicht kann man von der Bühne herab auch bildend und erzieheriſch wirken auf Seelen, die ſich wandeln laſſen wollen und ſich nicht ſchwerfällig verſtecken, wie das in der Schule nur zu oft der Fall iſt.

— Alſo das iſt in der Schule der Fall?

— Ja, Fräulein Griſebach. Das wiſſen Sie beſſer als ich, daß es geſchieht. Der Eifer, neues zu lernen, iſt nicht ſo arg groß, und ſchließlich lernen wir ja doch nur, was wir lernen wollen. Alles andere taucht nach kurzer Zeit wieder unter. —

Und nun erzählte Betty Winkler, wie ſie ſich ihr künftiges Leben dachte; und ſie zeigte dabei eine ſolche Selbſtſicherheit, hatte ſich ihren Plan ſo feſt vorgezeichnet, daß Fräulein Griſebach ganz erſtaunte.

Das war freilich kein dummes kleines Mädchen mehr, das war eine, ihrer Anlagen und Fähigkeiten ſehr gewiſſe Frau, ganz im Gegenſatze zu ihr ſelbſt, wie ſich die Lehrerin geſtehen mußte.

Sie ſelber war und blieb ewig Fräulein Griſebach,

ein Neutrum, das nichts von der Welt kannte, das ſich aus ſeinem verpuppten Zuſtande nicht befreit hatte, das noch in all ſeinen Schalen drinſteckte.

Und vor ihr ſaß ein junges Weſen, das ſich freigemacht hatte von allen Geſetzen der Geſellſchaft, von allen Vorurteilen; das ſchon hätte Mutter ſein können, wenn die Natur es gewollt; eine, die das ganze Rätſel des Lebens gelöſt hatte in kindlicher Unerfahrenheit, jenes große Rätſel, mit dem ſie ſich noch herumſchlug, und das ſich jeden Tag aufs neue drohend vor ihr erhob. Wie die große Sphinx lag es da, und alle theoretiſchen Erörterungen halfen nichts, alle Bücher gaben ihr keine Aufklärung. Wie ein wallender Nebel brauſte es vor ihr auf und ab, quirlte wüſt durcheinander. Hier und da hob ſich ein Eckchen des Schleiers, den ein oder andern Blick ließ es ſie tun hinter dieſe deckende Wolkenwand, aber das Ganze erfaßte ſie nicht. Keine Erzählung hätte ihr geben können, wonach ſie im Innerſten verlangte. Sich ſelbſt mußte man zum Opfer bringen. Aber wer ſollte das Opfer annehmen? Es war niemand da, der es verlangte. Niemand war, der nach ihr verlangte.

Es ſchien, als ob ſie unangefochten durch das Leben gehen ſollte, als ob für ſie die Verſuchung nicht exiſtierte, als ob der Beruf der Lehrerin ſie vor jeder Gefahr ſchütze.

Wenn ſie in anderer Gegend war, im fremden Lande? Das war ſie geweſen, in jedem Jahre, —

aber nicht das harmloſeſte Abenteuer, neben jener einen, erſten Liebesepiſode, war ihr begegnet.

Als trüge ſie in ſich und um ſich einen Zaubermantel, der allem Begehren wehrte, ſo ſchien es. Kein Wunſch drängte ſich an ſie heran; um ſo ſehnſüchtiger wuchſen die wilden Wünſche in ihrem Innern.

Sie hätte dieſes Kind fragen mögen, dieſe Wiſſende, die da ſo unſchuldsvoll vor ihr ſaß. Die konnte ihr Auskunft geben von dem eignen Erleben. Sie quälte ſich mit dem Gedanken ſie auszuforſchen, aber es ging nicht. Es wäre ja ein Frevel ohnegleichen geweſen, wenn ſie das gewagt hätte.

Und doch ſah ſie mit einer krankhaften Neugier auf dieſes junge Ding, ſuchte in ihren Augen, forſchte in jeder Regung des Geſichtes, ob ihr nichts verraten wurde, — aber ſie fand nichts.

Sie fragte ſich, ob Betty Winkler nun wunſchlos durchs Leben gegangen ſein mochte, oder was inzwiſchen geſchehen war. Denn ſie hatte ja nichts mehr zu verlieren.

Allein was ſie vor ſich ſah, war ein junges Mädchen wie jedes andere, nur ein wenig ſicherer, faſt ſelbſtbewußt, als ob ſie eine Überlegenheit beſitze über all die anderen.

Dies Gefühl wurde Fräulein Griſebach ihr gegenüber nicht los, wenn ſie ſie anſah. —

Und ſo ging Betty Winkler wieder; und wie ſie ihr vom Fenſter nachblickte, erſtaunte ſie mit welch

ruhiger Sicherheit ſie über die Straße ſchritt, den Kopf erhoben, indem ſie den Menſchen feſt in die Augen ſah. Und ſie hatte geglaubt, jene müſſe ſich ſcheu verſtecken und könne ſich nur mit geſenkten Augen unter die Menſchen wagen; eine büßende Sünderin, der jeder das Kainszeichen des Verderbens von der Stirne ableſen könne.

Nichts, rein gar nichts war davon zu ſehen!

Aber auch die Menſchen waren anders, als ſie gedacht. Sie ſagten von Betty Winkler höchſtens: Was für ein hübſches Mädchen das geworden iſt; wie ſchade iſt es doch mit dem Unglück von damals. Jammerſchade!

Nur ein leiſes Mitleid; kein Verdammen mehr. Die Zeit war ſchon darüber fortgeſchritten, und die Entrüſtung war eingeſchlafen.

So raſch vergaßen alſo die Menſchen? . .

Woher nahmen ſie dann das Recht, zu Anfang ſo hart und mitleidslos zu urteilen? . .

Fräulein Griſebach fragte es ſich vergebens.

XV.

Der letzte Schultag vor den großen Sommerferien.

Die Gedanken waren längst draußen und ließen sich in der engen Schulstube nicht halten.

Manche Lücken waren schon in der Klasse gerissen, denn trotz aller Verbote bekamen einzelne doch einen oder zwei Tage früher Urlaub.

Nun war die letzte Stunde gekommen, und die Zeugnisse waren verteilt. Es ging nicht mit dem Lesen und Übersetzen. Das Geraune und Gerutsche nahm kein Ende; da hatte Fräulein Grisebach denn, um die letzten zwanzig Minuten hinzubringen, zu dem einzigen Mittel gegriffen, das ihr dienlich schien, und ließ sie singen.

Der Mai ist gekommen, und dann: Hinaus in die Ferne! und zuletzt: Muß i denn zum Städtle hinaus!

Mit welcher Inbrunst sie das sangen. Plötzlich bimmelte Kellermann draußen, gewiß fünf Minuten zu früh, und wie mit einem Schlage brach der Gesang ab, und Fräulein Grisebach klappte ihr Buch zu, — und es war ihr zumute, daß sie am liebsten hell

aufgejauchzt hätte, daß nun fünf lange Wochen der Freiheit vor ihr lagen; fünf Wochen für ein fernes, fremdes Land. Diesmal wollte sie mit der kleinen Werben nach Schweden, die das Land kannte, weil ihre Mutter in Stockholm geboren war.

Ein kleines Nest an der Klippenküste Schwedens war es, wo die Verpflegung einfach und billig war, und wohin sich schon einzelne Deutsche verirrt hatten; vor allem Maler, für die es dort reiche Ausbeute gab.

Fräulein Werben war schon zweimal dort gewesen und kannte alle Verhältnisse auf das genaueste; konnte auch selbst ein bißchen Schwedisch, um sich durchhelfen zu können. —

Wie getrieben eilte Fräulein Grisebach nach Hause, um noch das letzte in Ordnung zu bringen, damit sie um drei Uhr auf dem Stettiner Bahnhofe sein konnte, wo der Zug sie nach Saßnitz brachte. Das Gepäck war schon am Tage zuvor fortgeschickt und besorgt. —

Und nun waren sie endlich im Coupé und fuhren der geheimnisvollen Ferne zu, nach Norden.

Am Abend saßen sie am Kreidestrande von Saßnitz; und als es dunkel geworden, gingen sie auf das Schiff, das gegen Mitternacht abfahren sollte, und bekamen eine kleine Kabine zu zweien. Im Dunkel der Nacht führte sie das große, stampfende Schiff über das Wasser zu der fremden Küste, wo sie im Morgengrauen an Land kamen und, nachdem

ihre Koffer auf dem Zollamte durchgeſehen waren, fröſtelnd mit der Eiſenbahn weiter mußten. Zuletzt bei hellem, warmen Sonnenſcheine ging es im Wagen über Land; und alles wirkte ſo fremdartig, obgleich die Menſchen genau ſo ausſahen wie zu Hauſe.

Nun hob ſich das Meer wieder vor ihnen; und an der ſteilen Küſte hin ging es hinunter durch die kleine Ortſchaft Arild, bis ſie unten am ſteinigen Strande ankamen.

Da hatten ſie ſich in einem der kleinen Fiſcherhäuſer zwei Zimmer beſtellt. Die waren ſo ſchmal, ſo niedrig und primitiv, daß Fräulein Griſebach ſich zuerſt ein wenig entſetzte; aber als ſie dann zum Fenſter hinausſah, war ſie ganz beruhigt, denn da breitete ſich das unendliche Meer vor ihr aus, und ſie brauchten nur aus der kleinen Gartenpforte zu treten, dann ſtanden ſie ſchon an dem Geröll, das die Wogen hier aufgetürmt hatten; und mit ein wenig Kletterei waren ſie unten am Waſſer.

Alle Tage ſchwammen ſie hinaus in das Meer. Zwiſchen den hohen Klippen ſtand eine Badehütte, von der ſteile Treppen bis hinunter ins Waſſer führten. Sie konnten nie ſo recht lange im Meere bleiben, denn andere Deutſche warteten ſchon darauf, daß ſie nach ihnen in das kleine Häuschen konnten, das nur für zwei Perſonen Platz bot.

Die Schweden kümmerten ſich nicht darum; die verſchmähten die Badehütten. — Wenn man ein

Stückchen weiterging, wo die Felsen höher und steiler waren, und der alte Buchenwald dicht herantrat an die Klippen, dann konnte man sie sehen, wie sie sich im Freien ungeniert auskleideten und ohne jede Hülle hineinkletterten in das Wasser.

Auch Frauen und junge Mädchen sahen sie hier, die ohne Badeanzug hinausschwammen, und sich ohne jede Scheu im Wasser mit den Herren trafen. Irgendein Buschwerk oder ein Felsstück genügte ihnen, um sich an- und auszuziehen; und bald hatten sich die beiden Lehrerinnen an diesen Anblick gewöhnt, und sahen kaum mehr danach hin, wenn sie auf ihren Morgenspaziergängen und bei den Klettereien in den Klippen auf Badende stießen. Alles war hier selbstverständlich und natürlich; und sie fanden selbst bald, daß der naßanklatschende Badeanzug weder schön aussah noch praktisch war; aber doch hätten sie sich nie entschließen können, es den anderen nachzumachen. —

Frohe Tage verlebten sie in dem Häuschen, in das nach den ersten beiden Wochen noch ein Maler mit seiner jungen Frau einzog; aber sie merkten alle gar bald, daß es nur sein Modell war, und daß sie sich noch nicht lange kannten; denn sie waren sehr verliebt ineinander, und taten sich bald keinerlei Zwang mehr an.

Sie hatten das Zimmer neben Fräulein Grisebach, und die Wand war nicht stark. Man konnte in der tiefen Stille der Nacht jedes Wort hören; und das

war ein Wiſpern und Raunen und Lachen alle Abende, vor dem ſie vergebens ihre Ohren verſtopfte. Es ging nicht; ſie mußte alles mit anhören; und ſo wurde ſie unfreiwilliger Zeuge manch einer Liebesnacht, und ging immer mit dem Gedanken um, es der Wirtin zu ſagen, denn das Paar nebenan ſchien gar nicht zu ahnen, daß man jedes leiſeſte Geräuſch deutlich hören konnte.

Von Fräulein Griſebachs Seele war alles abgefallen geweſen, was ſie beunruhigt und erregt hatte. Ihr war ganz wie früher geweſen in dieſer Natur, die keine unlauteren Gedanken aufkommen ließ. Da waren nun dieſe beiden Menſchen gekommen und raubten ihr all ihre Selbſtſicherheit. Sie wollte nichts wiſſen, nichts hören; aber jedes noch ſo törichte Koſewort drang zu ihr.

Sie lag ſchlaflos, auch wenn es längſt ſtill geworden war; die alte Unruhe und Angſt überkam ſie, und es ward eine unertragbare Qual.

Sie begriff nicht, wie die beiden Menſchen, die ſie ganz anders kannte, tagsüber harmlos mit allen Leuten verkehren konnten, nach allem, was ſie an den Abenden von ihnen zu hören bekam.

Sie getraute ſich nicht einmal es Fräulein Werben zu ſagen.

Umziehen konnte ſie nicht; denn es gab keine Wohnung ſonſt mehr im ganzen Orte; ſelbſt die unſcheinbarſten Stuben waren beſetzt; und Fräulein

Griſebach atmete auf und ſchlief erſt wieder, als das Malerpaar endlich auf ein paar Tage verreiſte. —

Eines Abends, der Vollmond lag auf den Waſſern, hatten ſie bis ſpät auf den rieſigen Steinen geſeſſen, die wild aufgeſchichtet den kleinen Fiſcherhafen ſchützen ſollten, wo die ganze Badegeſellſchaft ſich eingefunden hatte. Sie hatten ſich nachher noch verleiten laſſen, ſchwediſchen Punſch zu trinken; — und da, in der Nacht, hörte Fräulein Griſebach, die nicht einſchlafen konnte und in den Vollmond ſtarrte, der das kleine Zimmerchen ganz mit ſeinem Lichte erfüllte, wie nebenan die kleine Werben leiſe in die Kiſſen weinte. Die Tür ließen ſie immer angelehnt; ganz deutlich hörte ſie, wie ſie ſeufzte und bitterlich ſchluchzte.

Endlich entſchloß ſie ſich, und rief leiſe:

— Aber, Kind, Sie weinen ja . . . Was iſt Ihnen denn? —

Es war ſofort ſtill, als ob nichts geweſen.

Aber ſie rief noch einmal leiſe, und da hörte ſie, wie es nebenan raſchelte, dann ging die Tür auf, und ſie ſah eine weiße Geſtalt im Mondenlichte. Die kleine Werben kam auf bloßen Füßen an ihr Bett, ſetzte ſich an den Rand und ſagte leiſe:

— Ja, ich bin plötzlich ſo traurig geworden. Ach, Griſebächchen, das verſtehen Sie nicht.

— Sie werden ſich erkälten, Kleine, ſagte ſie.

Und da ſchlüpfte ſie ohne ein Wort zu ihr ins

Bett und umfaßte ſie, kuſchelte ſich ganz eng an und fing aufs neue an, erbärmlich zu weinen.

— Aber was iſt Ihnen denn? fragte Fräulein Griſebach.

Fräulein Werben konnte nicht ſprechen, ſondern ſchluchzte ſich erſt aus, indem ſie ganz nahe herankam und ſie eng umfaßt hielt.

Endlich beruhigte ſie ſich ein wenig, und dann erzählte ſie ihr, wie ſie vor zwei Jahren hier an der See einen jungen ſchwediſchen Offizier kennen gelernt hatte, mit dem ſie oft geſegelt und gerudert war. Den hatte ſie geliebt; aber er hatte eine alte Mutter und eine Schweſter und konnte nicht an Heiraten denken. Das hatte er ihr erzählt, ehe ſie noch ein Wort von Liebe zueinander geſprochen hatten. Sie wußten es beide, daß ſie ſich liebten, und mußten doch wieder voneinandergehen.

Später hatte ſie ihn nur noch einmal wiedergeſehen, mit Fräulein Griſebach zuſammen. Da waren ſie im Künſtlerhaus in der Bellevueſtraße geweſen, ſich die Ausſtellung anzuſehen; und als ſie in den erſten Saal traten, ſtanden ſie vor einem ungeheuren Bilde, das die ganze große Wandfläche bedeckte, ein Bild mit zehn, zwölf nackten Reitern, die ihre ſich bäumenden Pferde vom flachen Strande in die Meereswellen trieben. Es waren ſchwediſche Offiziere, und dieſe nackten Männer ſollten alle getreu nach dem Leben gemalt ſein. Von dem einen wußte es Fräu-

lein Werben, wie ähnlich er ſeinem Bilde war. Sie war ſo erſchreckt geweſen, daß ſie ſich hatte ſetzen müſſen, und einen Schwächeanfall vorſchützte. Der ſchlanke in der Mitte, das war der Mann, den ſie liebte, und den ſie nicht vergeſſen konnte. —

Heute geſtand ſie es Fräulein Griſebach ein, die gar nicht gewagt hatte, das Bild, das ſie damals ſchrecklich unpaſſend fand, anzuſehen, und ſich nicht mehr an all das erinnern konnte, wovon Fräulein Werben ſprach.

Heute abend, als ſie im Mondſchein auf den Steinen geſeſſen hatten, und das dumpfe Anſchlagen der langen, ſchweren Wogen im Ohre gehabt, dazu das halblaute Geplauder der Menſchen, die maleriſch gruppiert auf den Felsblöcken umherſaßen, — da hatte die Erinnerung ſie wieder einmal mit aller Gewalt gepackt, daß ſie ihre Tränen nicht halten konnte.

— Arme Kleine, armes Ding! ſagte Fräulein Griſebach und ſtreichelte ihr Kopf und Wangen, dieſes wundervolle, aſchblonde Haar. Und die kleine Werben hatte ihr voller Dank für ihr Mitgefühl die Hand geküßt, und hatte ſich wie ein Kind an ihre Bruſt geneſtelt, hatte noch ein paarmal wie ein geſcholtenes Kind geſchluckt und geſchluchzt, und dann war ſie eingeſchlafen.

Fräulein Griſebach hatte ſich nicht zu rühren gewagt. Sie hörte die leiſen Atemzüge der Schlafenden,

fühlte an ihrer Schulter das Heben und Senken ihrer Bruſt, und hatte wie im Traum gelegen, in der vom Mondlicht geſpenſterhaft erhellten Kammer. —

Nach ein paar Stunden war die Schlafende erwacht, hatte ſich erſtaunt umgeſehen, war ein wenig verlegen geworden, hatte Fräulein Griſebach auf beide Backen geküßt, und war ohne ein Wort im Nebenzimmer verſchwunden, lautlos wie ſie gekommen war. —

Nie hatten ſie von dieſem nächtlichen Vorgange wieder geſprochen. Es war wie ein Traumgebilde; aber es war ganz ſeltſam geweſen, ein beſtrickendes Gefühl, wie ſie das weiche, atmende Leben ſo nah in ihren Armen gefühlt hatte.

Einmal nur fragte Fräulein Griſebach:

— Ich dachte immer, Sie intereſſierten ſich für Dr. Merker.

— Nein, Bächlein, ſagte ſie. Der mag, glaube ich, die ganz Flachsblonden nicht; nicht mal fürs Auge, noch weniger fürs Herze. Der iſt mehr fürs Kaſtanienbraune. Den nehme ich Ihnen ſchon nicht weg.

— Wieſo mir? —

— Na, Griſebachchen, Sie haben mehr für ihn übrig als ich. Ich überlaſſe Ihnen den ſchönen Mann. Er bildet ſich, glaube ich, zuviel auf ſich ein. Den ſchenk' ich Ihnen.

Fräulein Griſebach war ſehr rot geworden und ſagte haſtig abwehrend:

— Wie können Sie nur so was denken und sagen.

— Ach Gott, wir haben alle unsere kleinen Schwächen. Und schließlich gibt es nichts Schöneres und Herzzerreißenderes als ein bißchen verliebt zu sein. —

Dann sprachen sie nicht mehr davon.

Aber Fräulein Grisebach dachte wirklich zuweilen an ihn, und es tat ihr leid, daß sie ihm nie gesagt hatte, wie sie den Neuen Tanhäuser nun gelesen.

Einmal war sie ihm in Uniform begegnet, und war seltsam erschrocken, denn davon hatte niemand gewußt. Er war in Helm und Schärpe gewesen. Das konnte sie nicht vergessen, wie gut er ausgesehen hatte.

Ob sie wirklich ein wenig in ihn verliebt war, wie die Werben meinte? . .

Vielleicht war sie es; aber nie hätte sie es der Kollegin eingestehen mögen.

Schließlich war es ja auch nur Dummheit. —

Über Kopenhagen waren sie zurückgekommen; und da war ihnen vor allem das Bild aus dem Tivoli geblieben, wie die Paare da getanzt hatten. Ein wildes Leben war das gewesen.

In einem großen, ganz umgitterten Rondell wie für wilde Tiere rasten da die Leute im Kreise herum, ein großes menschliches Karussell schien es zu sein. Zu fünfen und sechsen hatten sie eine Kette gebildet, und warfen die Beine cakewalkartig nach vorn, und

machten merkwürdig wilde Bewegungen mit dem ganzen Leibe. Das Leben und Treiben machte sie ganz wirr; aus einer Vergnügungsstätte wanderten sie zur andern; aber immer wieder kehrten sie zum Tanz zurück, und sahen zu, wie die Leute durch das Tourniquet in den abgegrenzten, eingegitterten Raum eintraten, wo sie sich gleich in den Kreislauf der Tanzenden hineinstürzten und untertauchten.

Dieses seltsame Bild blieb ihnen, auch als sie wieder in ihr gewöhnliches Leben zurückgekehrt waren.

Zuweilen tauchte es vor ihr auf; einmal mitten in der Stunde, als die Mädchen über ihre Hefte gebückt saßen und eine Klassenarbeit machten.

Der Dunst und der Staub schienen ihr entgegenzuwehen; und ihr war, als ob die ganze Menschheit in diesen sinnlosen Tanzwirbel mit hineingezogen wurde.

*

Dann kam der schreckliche Tag, wo der Termin für den Prozeß Göricke bevorstand; und eines Morgens früh mußte Fräulein Grisebach mit der Schulvorsteherin und dem Dr. Leiffler in Moabit erscheinen.

Die Nacht vorher schlief sie nicht. Bis zum letzten Augenblicke hofften sie noch, daß auf ihr Zeugnis verzichtet würde; aber es schien nicht so; und so fuhren sie gemeinsam nach Berlin hinein und mit der Elektrischen hinaus nach dem Kriminalgericht. Für Fräulein Grisebach war das alles beängstigend, ihr Herz klopfte

zum zerſpringen, und ſie hatte am meiſten Sorge davor, daß ſie ſchwören mußte.

Die Verhandlung fand im kleinen Schwurgerichtsſaale ſtatt; in der großen Vorhalle ſtanden und ſaßen auf den Bänken an der Wand alle möglichen Menſchen herum; Zeugen und Neugierige, die da hofften, der Verhandlung beiwohnen zu können. Dazwiſchen halbwüchſige Mädchen, dürftig unanſehnliche, und hübſche kleine Dinger, die frech um ſich blickten, oder aber ſich ſcheu und angſtvoll an ihre Mutter drückten. —

Nun wurden die Türen geöffnet. Im Nu war der Zuſchauerraum gefüllt, und im Saale ſelbſt drängten ſich die Zeugen.

Dort, hinter der Barriere ſaß der Angeklagte; vor ihm ſeine zwei Verteidiger, die in den Akten blätterten.

Fräulein Griſebach war von Fräulein Antelmann getrennt, im Augenblicke, da alles in den Zeugenraum gedrängt hatte. Nun ſtand ſie ganz in der Nähe des Angeklagten, konnte ihn deutlich ſehen, wie er da all die Leute muſterte, die ſeinetwegen gekommen waren, um die Schandtaten mit anzuhören, die er begangen hatte. Er ſah bleich aus, aber ganz anders, als ſie ihn in Erinnerung hatte, anders, als wie er ihr in ihren Träumen erſchienen war. Seine Augen gingen unruhig hin und her. Er ſuchte die Mädchen, die hier jetzt vor Gericht treten ſollten, um gegen ihn

auszusagen. Jetzt lächelte er leise auf. Ein größeres, schwarzhaariges Mädchen hatte ihm einen Blick zugeworfen; nun wurde sie rot, und stand verlegen da.

Das Tageslicht fiel matt von oben durch die bunten Glasscheiben, und bildete mit den gelben Lichtpunkten der Glühbirnen ein seltsames Zwielicht, das gespenstisch auf allen Gesichtern lag.

Endlich kam der Gerichtshof. Der Angeklagte erhob sich ein wenig, machte eine halbe Verbeugung, und die Verhandlung begann. Die Zeugen wurden aufgerufen, und jedem wurde ein Tag festgesetzt, an dem er wiederzuerscheinen hatte.

Von den Schülerinnen der Antelmannschen Schule war keine anwesend. Zwei waren im Auslande, eine war nicht imstande zu erscheinen, da ihre Niederkunft bevorstand, und Betty Winkler hatte ein Schreiben gesandt, darin sie erklärte, daß sie jede Aussage über Dinge, die sie nur ganz allein angingen, verweigern müsse. Der eine Rechtsanwalt hatte es Fräulein Antelmann schon lächelnd vorher mitgeteilt. Der Gerichtshof hatte noch keinen Beschluß gefaßt, was daraufhin geschehen sollte. —

Fräulein Grisebach hatte mit der Vorsteherin am Donnerstag wiederzukommen. Dann waren sie vorläufig entlassen, und die Öffentlichkeit wurde ausgeschlossen.

Widerwillig gingen die Zuschauer, zögernd, daß die Gerichtsdiener sie treiben mußten.

Draußen ſtießen ſie alle wieder zuſammen, und blieben in dem großen halbdunklen Treppenhauſe ſtehen, warteten, ob nicht doch noch irgend etwas geſchah; und die Zeugen für heute ſetzten ſich ſchon müde in das Wartezimmer oder draußen auf die Bänke.

Fräulein Griſebach geriet grade in eine Gruppe jener Mädchen hinein, die aufgeregt, aber leiſe miteinander ſprachen. Eine, ein kleines, frech ausſehendes Ding, das alle Leute triumphierend anſah, war die Hauptbelaſtungszeugin. Darauf ſchien ſie offenbar ſehr ſtolz zu ſein.

Fräulein Griſebach war froh, als ſie den Dr. Leiffler fand; aber erſt vor dem Portale, als ſie die Sonne wieder über ſich hatte, atmete ſie auf, als ob ſie von einem ſchweren Verbrechen freigeſprochen worden ſei.

Dieſe kurzen zwei Stunden aber gingen ihr Tag und Nacht nicht aus dem Sinn. Sie vergaß das Geſicht des Angeklagten nicht, ſah beſtändig ſeine unruhigen, geröteten Augen. Die brannten von ſchlafloſen Nächten und unterdrückter Begierde, und ſuchten die Mädchen, die er ſeit Monaten nicht geſehen hatte, all ſeine Opfer, die heute als Zeugen gegen ihn auftreten mußten. —

Am Donnerstag mußten ſie wieder nach Moabit hinaus. Über eine Stunde ſaßen ſie da, und hörten und ſahen Dinge, daß ihnen ganz angſt ward. Dann

wurden sie alle drei zu gleicher Zeit aufgerufen, und wurden entlassen. Der Staatsanwalt hatte auf die Zeugenaussagen der Schülerinnen der Antelmannschen Privatschule verzichtet; und somit bedurfte es auch nicht des Zeugnisses der Lehrer. —

Wieder trieben sich allerlei fragwürdige Gestalten in dem Vorraum herum. Der Angeklagte saß müde und gebrochen auf der Anklagebank. Der Gerichtshof schien ihnen allen strenger als je; sie aber waren so dankbar, daß sie nicht zu schwören hatten, daß Fräulein Antelmann sagte:

— Gott sei Dank! Nun ist die Sache nur noch halb so schlimm. Nun werden wir hoffentlich auch von der Presse aus dem Spiele gelassen.

Fräulein Grisebach hingen diese Tage schwer nach. Im Orte selbst wurde viel gesprochen und herumgetragen. Frau Gruber erzählte ihr schreckliche Einzelheiten, wie der Angeklagte es getrieben hatte. Früher hätte sie die Frau damit abgewiesen. Jetzt war ihr Interesse zu rege, daß sie es für ihre Pflicht hielt, auf alles zu hören, was sie ihr Neues berichtete, wenn es auch ihre überreizten Nerven nicht eben beruhigte.

Der Prozeß nahm eine seltsame Wendung. Die Sachverständigen hatten erklärt, daß der Angeklagte sich zur Zeit der Tat in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden habe, und so wurde er vom Gericht freigesprochen.

Eine allgemeine Verblüffung entstand. In der Schule wurde das Thema beständig wieder verhandelt, und man begriff nicht, wie das hatte geschehen können. Man wußte nichts näheres über die, hinter verschlossenen Türen stattgehabte Verhandlung; aber es war festgestellt, daß der Angeklagte seine Opfer mit aller Raffiniertheit an sich gelockt hatte, mit Süßigkeiten hatte er sie verführt, und sie bei sich mit schweren Weinen trunken gemacht. In alldem lag jedesmal ein wohldurchdachter Plan. Niemand hatte eine Störung seiner Willenstätigkeit beobachtet, er hatte seinen Willen zum Leben im Gegenteil sehr energisch betätigt. Und es trat auch keine Beruhigung der Gemüter ein, als es hieß, daß er einer Anstalt überwiesen war. —

XVI.

Die ganze Schule war in der größten Aufregung, aber diesmal war es eine bevorstehende große Freude, um die es sich handelte.

Das alljährliche Schulfest nahte heran; und es war eine alte Tradition, daß dieser Tag der schönste des ganzen Jahres wurde.

Der Sonnabend war schon festgesetzt, an dem der Ausflug stattfinden sollte, und nun war die Sorge, ob sich das gute Wetter bis dahin auch halten würde. Wenn es nicht der Fall war, wurde aus der ersehnten Feier, wie das vor zwei Jahren gewesen, ein klägliches Fiasko. Da hatten sie alle in ihren hellen Kleidern wie die Hühner im Regen in einem vollgepferchten engen Saale gestanden, denn die wenigen Sitzplätze kamen nicht in Betracht. Fröstelnd und melancholisch hatten sie durch die beschlagenen Scheiben in den Garten hinausgestarrt, wo der Regen ohne Aufhören vom Himmel fiel.

Und die Heimfahrt erst war das traurigste gewesen, was man sich denken konnte.

Mit Gesichtern wie von einem Begräbnisse kamen

ſie zurück, ſchon mit Einbruch der Dämmerung waren ſie zu Hauſe, und viele Tränen der Enttäuſchung floſſen an dem Tage.

Das Feuerwerk, dieſe Haupt- und Staatsaktion aller Feſtlichkeit, war völlig durchnäßt und verdorben, und all die ſchön geſtickten, hellen Sommerkleider hingen feucht und unanſehnlich um die meiſt noch mageren Glieder der enttäuſchten Kinder.

Es war eben alles zu Waſſer geworden. Überall ſtanden die Pfützen und Lachen, und man hatte Mühe und Not, in den leichten Schuhen wieder bis zur Bahn zu gelangen; und der Heimweg von der Station war das allertraurigſte.

So blickten denn jeden Morgen ein paar hundert Augen nach dem Himmel, ob er mit Wolken bezogen war, oder noch immer in ſeiner unwahrſcheinlichen Bläue ſich wölbte.

Wenn es doch lieber jetzt regnen wollte, ein tüchtiger Gewitterregen, damit man hoffen konnte, daß am kommenden Sonnabend das Wetter gut war.

Aber kein Wölkchen zeigte ſich, und ſo klopften denn die Herzen gar bang dem Feſte entgegen.

In allen Familien wurde die wichtige Frage des Anzugs erörtert. Neue Kleider waren angeſchafft, oder doch die alten wieder wie neu hergerichtet; und auch die Großen erwogen, was ſie tragen ſollten.

Auch für die Lehrerinnen war es der einzige Tag, an dem ſie ſich jugendlich feſtlich anzogen; denn

da fiel die ſtarre Schranke, die zwiſchen ihnen und den Schülerinnen ſonſt beſtand; da ſah das Ganze aus wie eine große Familie, die einen vergnügten Ausflug machte; da galten ſogar die ſchlechteſten Schüler etwas, und bei den Spielen und Wettkämpfen konnten ſie leicht einen Preis vor den Beſten der Klaſſe erringen.

Fräulein Griſebach war in großem Zweifel, ob ſie wie immer gehen ſollte, oder die Gelegenheit benutzen und ſich ein wenig herausmachen.

Es lockte ſie, einmal das Aſchenputtel zu ſpielen, das ſich zum Feſte putzt, und zeigt, daß mehr an ihr iſt, als die Menſchen im allgemeinen glauben.

Warum ſollte ſie es nicht einmal tun? Sie würden ſich gewiß wundern; das ſollten ſie auch. Alle, ſelbſt die kleinſten Mädchen machten ſich zu dieſem Feſte ſchön. Alſo wollte ſie es auch verſuchen.

Sie hatte einen großen Sommerhut, den ſie ſich zur Reiſe gekauft hatte, aber ſie war kaum dazu gekommen, ihn zu tragen. Die Garnierung war vielleicht ſchon ein wenig verblaßt, aber ſie verſtand ſich darauf, ihn aufzufriſchen. So fuhr ſie in die Stadt, und kaufte ſich große, helle Roſen. Es ſollte ganz einfach werden, und damit garnierte ſie ihn auf. Anfangs wollte es ihr nicht recht gelingen; mit einem Male lagen die Blumen wie ſelbſtverſtändlich, und ſie brauchte ſie nur anzuheften. Er ſtand ihr

gut, beſchattete ihr Geſicht ſo fein, daß Mund und Naſe dadurch in ein ganz anderes Verhältnis kamen, und die Augen wirkten auch ſo eigenartig. Sie ſah vortrefflich darunter aus und war ſehr mit ſich zufrieden.

Das Kleid machte ihr Sorge. Sie hatte ein helles Geſellſchaftskleid; wenn ſie das ein wenig vereinfachte, ging es, aber es war ſchließlich für ein Sommerfeſt doch wohl nicht recht paſſend. Dann hatte ſie noch ihr Batiſtkleid. Das ſchien ihr wieder zu jugendlich. Sie mußte eine farbige Schärpe dazu tragen, und das gab ihr etwas ſo Jungmädchenhaftes, wenn man ihr Geſicht nicht ſah, vor allem da das Kleid nur kurz war, daß man ſie von hinten leicht für eine ihrer Schülerinnen halten konnte.

Aus dem Fähnchen war ſie ein wenig herausgewachſen, wenn das Kleid auch noch tadellos war, und nur ein wenig aufgefriſcht und geplättet zu werden brauchte.

Nach langem Erwägen entſchloß ſie ſich endlich, dieſes loſe Sommerkleidchen zu tragen. Sie hatte ja doch hin und her zu laufen, da paßte ein kurzer Rock beſſer; und wenn es ſo warm blieb, wie in den letzten Tagen, eignete ſich ihr Anzug auch dafür am beſten.

Sie probierte beides an. In dem Geſellſchaftskleide ſah ſie zu würdig aus. Das ging nicht für

die freie Natur. Da mochte ſie lieber ein wenig zu jugendlich erſcheinen. —

Die letzten beiden Tage wurde gar nicht mehr recht gearbeitet in der Schule. Sie ertappte ſich ſelbſt dabei, daß ſie mitten in der Stunde einen Blick hinauswarf nach dem Himmel, ob der Regen ihnen nicht in letzter Minute einen Strich durch ihre Feſtesfreude machen würde.

Es blieb ſchön; und am Freitag ſchien es noch ſchöner zu ſein, als alle Tage zuvor, daß die Blicke gar nicht vom blauen Himmel fortkommen wollten.

Kellermann hatte geläutet. Heute ſtürmten ſie nicht davon, ſondern umringten ſie und kamen ihr mit hundert Fragen. Wann ſie ſich einfinden ſollten? und an welchem Platze ihre Klaſſe ſtehen ſollte? und jede hatte etwas beſonderes. Ob ſie ihren kleinen Bruder mitbringen durfte, ob eine andere ihre Schweſter aus einer andern Schule mitnehmen konnte? Ob die Eltern mit zur Schule kommen, oder ſie am Bahnhofe treffen ſollten?

Ein paar kamen um Erlaubnis fragen, weil ſie mit eigenem Fuhrwerk hinaus wollten. Obgleich Fräulein Antelmann anfangs erklärt hatte, daß ſie alle gemeinſam mit den beſtellten Zügen der Dampfbahn die Fahrt machen ſollten, wurde doch die Einwilligung gegeben.

Noch einmal wurden die Lieder beſprochen, die geſungen werden ſollten, ein paar gute Lehren und

Ermahnungen für morgen gegeben, dann ſtürmte alles wild hinaus. Sie ließen ſie heute laufen, und hatten doch Sorge, ſie könnten ſich in ihrer Haſt überrennen und ſich was tun.

Fräulein Griſebach ging als letzte fort.

Sie hatte keine Eile; alles war fertig, und ſie erwartete ſich nicht viel von dem morgigen Feſte. Sie hatte nur aufzupaſſen; ſie war trotz allem auch morgen die verantwortliche Lehrerin, die für die andern zu denken und zu ſorgen hatte.

Sie ſelbſt kam nicht in Betracht. Für ſie wurden keine Feſte gefeiert; ſie ſtand nur dabei und ſah zu, wenn die andern fröhlich waren. Aber ſie war nicht traurig oder reſigniert. Das war ja nun einmal ihr Beruf, den ſie ſich erwählt hatte; und ſo freute ſie ſich für all ihre Schülerinnen, deren leuchtende Geſichter ihr heute ſchon ſo feſtfreudig zugelächelt hatten.

Für die andern ſorgen und ſich mit den andern freuen, das war auch wert, zu leben.

Und ſo ging ſie langſam von der Schule nach Hauſe, ſogar mit einem kleinen Umwege, um den ſonnigen Vormittag voll auszukoſten.

Als ſie in eine der großen Alleen einbog, wo neben dem Fahrwege auch ein Radfahr- und ein Reitweg war, hörte ſie das helle, ſo ſeltſam durch die Luft zitternde Wiehern eines Pferdes, beinah wie der Schrei eines Eſels. So hatte ſie es einmal

des Nachts im Gebirge gehört, und hatte nicht drüber einschlafen können.

In der einsamen Straße sah sie einen Wagen stehen, und ein paar neugierige Kinder daneben auf dem Fußsteige unter den Bäumen.

Jetzt sprang das Pferd in die Höhe und schlug wild nach hinten aus. Dabei stieß es wieder den angstvollen, langgezogenen Schrei aus, daß die Kinder vor Vergnügen hell auflachten über die Bocksprünge, die das Tier vor dem Wagen machte.

Wahrscheinlich ist das Gefährt schon lange ohne Aufsicht, dachte sie; das arme Tier wird sich in den Strängen verfangen haben, und kann sich nicht wieder losmachen. Und sie beschleunigte ihre Schritte, um wenn notwendig, für seine Befreiung zu sorgen und den Kutscher herbeizuholen.

Aber als sie näher gekommen war, sah sie, daß mit dem Tiere nichts besonderes war. Der eine Strang hing herunter, und am Riemenzeuge war nichts zu entdecken. Das Pferd stand stumpfsinnig zwischen den Scherbäumen und ließ den Kopf hängen.

Nun lief ein Zittern durch alle Glieder, die Haut faltete sich und vibrierte, und das ganze Fell geriet in zitternde Bewegung. Da blähte es die Nüstern, und hob den Schweif, keilte wie toll nach hinten aus, und stieß plötzlich das Wiehern von vorhin wieder aus, so daß Fräulein Grisebach erschreckt ein paar Schritte zurücktrat.

Was mochte dem Tiere sein? . . Es war entschieden krank, und nun ließ man es hier draußen vor dem Gemüsewagen vielleicht stundenlang stehen; oder es hatte nichts zu fressen bekommen, und der Hunger plagte das arme Vieh.

Fräulein Grisebach bückte sich und rupfte ein paar Hände voll Gras ab, und hielt es ihm unter die Nase.

Es schnoberte daran herum, aber dann schüttelte sich das Pferd und wieherte aufs neue so kläglich, und schlug nach hinten aus, daß der ganze Wagen erzitterte.

Es war also doch wohl krank; denn es zog sich wie in Schmerzen zusammen und reckte sich dann wieder, und dann erloschen seine Augen, und es ließ den Hals bis auf den Boden hängen, als wolle es zur Erde stürzen.

Sie sah sich nach dem Kutscher um, der offenbar in einer der Villen verschwunden war; und sie war im Begriff, ihn zu suchen, als er zurückkam, gerade als das Pferd seinen schlimmsten Anfall hatte; es gebärdete sich wie wahnsinnig, daß er rasch herbeikam, den Zügel faßte und ihm den Hals klopfte. Als es bockte, riß er es am Kopfe herum.

— Aber das Tier ist ja krank, sagte sie, und wäre ihm am liebsten in den Arm gefallen.

Der Mann sah sie groß an und lachte.

— Nee, Fräulein, det is 'ne Stute, die is nich

krank; die hat man bloß mal widder ihren Koller. Det verjeht.

Die Kinder ſtanden dabei und lachten; nun blieben noch ein paar Leute ſtehen, und es bildete ſich ein kleiner Kreis.

— Aber da muß man doch was gegen tun, hatte ſie geſagt.

Der Kutſcher lachte laut auf:

— Nee, Freilein, dazu is det Aas zu alt, aber wat hilft da alle Ält? Nanu! man ſachte, Liſeken!..

Er klatſchte dem Tiere die Flanken, während er es wieder anſträngte. Dann ſtieg er auf und wollte losfahren, aber das Pferd drängte rückwärts, und trotz ein paar Peitſchenhieben, die Fräulein Griſebach ins Herz ſchnitten, ging es nicht von der Stelle. Es bockte und ſchlug aus, ſtreckte den Schwanz hoch und wieherte, indem ihm die Augen dabei aus dem Kopfe quollen.

— Na, da hilft das niſcht, ſagte der Kutſcher, bremſte den Wagen und ſtieg wieder ab. Dann nahm er eine Wolldecke und ſah ſich um. Drüben war ein Gartenlokal. Der Wirt ſtand in der Tür und rief:

— Warte, Willem! ich bring dir ſchon.

Und kam mit einem Eimer voll Waſſer; dahinein tauchten ſie die Decke, und ſchlugen ſie dem Pferde über den Kopf, das nun zitternd unter der naſſen Wolldecke ſtand, und keinen Laut mehr von ſich gab.

— Warte, ick wer dir die Jefühle austreiben,

ſagte der Wirt und ſchüttete den Reſt aus dem Eimer von hinten mit geſchicktem Schwunge dem Gaul in die Flanken, daß das Waſſer die ſchwarzen Strähnen des Schweifes herablief.

Da erſt begriff Fräulein Griſebach; und verzog ſich aus der Zuſchauermenge, und dankte Gott, daß ſie ſich nicht noch weiter eingemengt hatte.

Ganz ſtill ſchlich ſie ſich davon; und erſt als ſie weit fort und um die Ecke war, ſah ſie, daß ſie dem Pferde die naſſe Decke vom Halſe genommen hatten, und daß es nun beruhigt mit dem Gemüſewagen davonzog. —

Das arme Vieh hatte den Koller gehabt, ſagte der Kutſcher. Das ging nun ſeit Jahren vor dem Wagen, eingezwängt in die enge Deichſel, kannte nichts anderes, als früh beim erſten Morgengrauen hinaus, und abends todmüde im Stalle auf ſein Bund Stroh zu fallen; knappes Futter und keine Freiheit. Einmal aber im Jahre regte es ſich ſelbſt in dieſem alten Leibe. Da ſchrie es in ihm auf. Da war es krank. Die Kinder ſtanden dumm grinſend um das Tier herum, und die Großen lachten verſtändnisinnig, und kurierten ſeine Gefühle mit kalten Waſſergüſſen. Und auch ſie ſtand dabei und hatte nicht einmal gewußt, was das bedeutete, und hätte ſich bald durch ihr Einmiſchen in die größte Verlegenheit gebracht. —

Das Bild dieſes Pferdes ging ihr nicht aus dem

Sinne. Dieſes arme Tier mußte unfruchtbar bleiben. Sonſt wäre es ja für ein paar Monate im Jahre nicht für den Wagen zu gebrauchen geweſen. Was hätte man zudem mit der Nachkommenſchaft anfangen ſollen?

Dieſe arme Stute durfte ſich nicht fortpflanzen. Die äußeren Umſtände ließen es nicht zu. Das Tier war gewiß als ganz junges Pferd ſchon vor den Wagen geſpannt; und wenn es ſeine Arbeitszeit abgedient hatte, würde es eines Tages in den Sielen zuſammenbrechen und vielleicht auf der Straße ſterben.

Aber jener Trieb, der es heute hatte aufſchreien laſſen, wurde nie befriedigt; nie lernte das Tier das kennen. Höchſtens, daß die Leute, die es umſtanden, drüber ulkten und ihre gemeinen Bemerkungen dazu machten.

So komiſch es ſein mochte, — dieſe arme Kreatur ſchien ihr ein Symbol für ſo viele Frauen, die auch eingepfercht und eingezwängt waren, die nie die Freiheit und die grüne Weide kennen lernten, ſondern immer nur auf dem harten Pflaſter der Pflicht dahintrotten mußten, ohne Abwechſlung, ohne Ausſicht auf Glück, bis ſie elend zuſammenbrachen.

Alles, was in ihnen lag, war verkümmert und verdorrt; denn die Welt hatte ihnen nicht geſtattet, daß ſie ihre Beſtimmung erfüllten.

Sie ſtanden an der großen Landſtraße des Lebens, aber ſie durften nicht laut hinaus ſchreien,

dazu waren ſie zu kultiviert; ſie vergrämten das alles ſtill und lautlos in ihrem Innern; und niemand durfte ahnen, wie ihnen zumute war.

Denn die Gaſſenjungen ſtanden an jeder Ecke bereit, herbeizulaufen, wenn ſie es wagen wollten, über die Stränge zu ſchlagen; all der Pöbel lag auf der Lauer, um in ſein wüſtes Hallo auszubrechen. —

Sie mußte an eine arme kleine Kollegin denken, mit der ſie früher zuſammen geweſen war.

Die hatte ſich verliebt und hatte geglaubt, ſie könne glücklich werden. Aber eines Tages ſaß ſie da in ihrer beginnenden Schande; und der Mann konnte ſie nicht heiraten. In ihrer Verzweiflung blieb ihr nichts, als daß ſie ſich eines Tages aufhing, um allem ein Ende zu machen. Dahin hatte die Angſt vor der Geſellſchaft ſie gebracht; das war der einzige und letzte Notbehelf, der ihr geblieben war.

Die Mutter war ja den Menſchen ebenſowenig heilig, wie ſie keine Rückſicht nahmen auf das einſame Elend des Mädchens, dem die Ehe verſchloſſen blieb. So zwang man ſie zur Eheloſigkeit, zum Verzicht auf ihre Menſchenrechte, oder zum Verzicht auf ihr Amt als Lehrerin.

Und ſie ſollten die Kinder lehren, wahre und wahrhafte Menſchen zu werden, — und ſie mußten ihr eignes, beſtes Menſchentum bekämpfen und unterdrücken, wenn ſie ſich nicht unglücklich machen wollten.

Den Kindern gegenüber fing dieſe Heuchelei ſchon im erſten Schuljahre an, ein ängſtliches Verſteckenſpiel, ein ſtetes Verbergen der Wahrheit, als ob ſie Gift ſei.

In den Schulbüchern war alles ausgemerzt, was auf die Liebe Bezug hatte, mit Ausnahme der Eltern- und Geſchwiſterliebe; keinerlei Beziehung der Geſchlechter zueinander wurde zugegeben, alles wurde verhüllt. Und alles wurde unſauber und ſchmutzig in der unklaren Vorſtellungswelt, die ſie ſich notgedrungen durch Dienſtbotengeſchwätz machen mußten.

Erſt ſeit dem Frühjahre hatte Fräulein Griſebach darüber nachgedacht. Jetzt ſpürte ſie das alles an ſich ſelber und ſah ein, wie recht jene hatten, die für eine naturgemäße Aufklärung kämpften.

Sie ſelber wußte ja ſo wenig, ſie kannte ſo wenig die Entſtehung der Lebeweſen, daß ſie ſich heute der größten Unannehmlichkeiten ausgeſetzt hätte, wenn ſie gehandelt, wie ſie anfangs wollte, als ſie das arme Pferd da ſtehen ſah, das die Not ſeiner nie geſtillten Mutterſchaft in den ſonnigen Morgen ſo kläglich angſtvoll hinausgeſchrieen hatte. —

XVII.

Als Fräulein Griſebach an dem Sonnabend früh erwachte und einen Blick nach dem noch verhängten Fenſter warf, ſah ſie an dem Lichtſchimmer, daß ſich nichts im Wetter geändert hatte. Sie blieb liegen; denn heute fiel der Vormittagsunterricht aus, damit alle ſchon die rechte Vorfreude haben ſollten, auch wenn man erſt mittags um halb ein Uhr mit der Dampfbahn hinausfuhr.

Das war von der Schule ſo angeordnet, damit ſie noch zu Hauſe Mittag eſſen konnten, zwar ein oder zwei Stunden früher als gewöhnlich, aber das ließ ſich ſchon einrichten.

So dehnte und reckte ſich denn Fräulein Griſebach, und beſchloß noch ein wenig liegen zu bleiben, damit ſie für den Nachmittag friſch war. Da drüben, über einem Stuhle hing ihr helles Kleid, es ſchimmerte ſo weiß in der leiſen Dämmerung des Zimmers.

Draußen auf dem Balkon hüpften die Spatzen herum, und piepten und jagten ſich mit lautem Geprieſter. Sonſt herrſchte feiertägliche Stille.

Da ließ es ſich wunderbar träumen.

Sie fühlte ihren Körper ſo weich in den leichten Kiſſen, jedes Glied ruhte aus, und ſie verſchränkte die Arme unter dem Kopfe und koſtete den Genuß des Augenblickes wohlig aus.

Manchmal hatte dieſes Alleinſein etwas berauſchend angenehmes, da genügte ihr alles; aber dann überfiel die Angſt ſie wieder, und es ſchien ihr unnatürlich, daß ihr Leben ſo nutzlos verging.

Wie die Sekunden ſich zu Minuten ſchloſſen, wie Minute nach Minute ins Nichts floß und unwiederbringlich verloren war. Die Zeit kam nie wieder; mit jedem Schlage der Uhr wurde ſie älter und älter, kam ſie ihrem Ende näher, und hatte vom Leben nichts gehabt als Arbeit und Arbeit.

Dann hätte ſie aufſchreien mögen, — dann überfiel ſie eine ſinnloſe Furcht vor dem Tode; und in ihrer Not verging ſie vor Sehnſucht nach einem anderen Menſchen, dann faßte ſie ihr Kopfkiſſen und preßte es in ihren Arm, um die Leere an ihrer Bruſt auszufüllen. Nur einen Menſchen haben, an deſſen Schulter man den Kopf legen konnte, nur eine Stimme hören, die lieb und freundlich zu einem ſprach. —

Sie mußte an jene Nacht in Arild denken, wo die kleine Werben ſo eng an ihrem Körper gelegen hatte. Aber nie wieder war das geſchehen; nie hatten ſie das mit einem Worte berührt. Es war vergeſſen. —

Sie hatte niemand, der ſie je in ſeine Arme nahm. Es gab keinen Menſchen, der einen Koſe-

namen für ſie gebrauchte, es gab keinen Menſchen, der ſie je bei ihrem Vornamen anredete.

Sie war für alle nur: Fräulein Griſebach.

Ihren Vornamen wußten die Menſchen nicht; und es war keiner, der ſie danach fragte.

Allein und abſeits von allen ſtand ſie in der Welt.

Zuweilen hatte ſie gedacht, eine ihrer Schülerinnen könne ſich einmal zur Freundin eignen; aber kaum daß ſie fort von der Schule waren, kannten ſie die ehemalige Lehrerin nicht mehr.

Zwei ihrer erſten Schülerinnen waren bereits verheiratet und hatten Kinder. Die meiſten waren ihr völlig aus dem Geſichtskreiſe gekommen; ſie waren verzogen, und ſie hatte nie wieder von ihnen gehört.

Betty Winkler wäre vielleicht ihre Freundin geworden, aber die war fort. Es ging auch nicht, daß ſie ſich allzu vertraut mit ihr zeigte. Das hätte Fräulein Antelmann gewiß nicht richtig gefunden.

Ob irgend jemand ſonſt ſo allein war wie ſie?

Wenn ſie am Sonntag ausging, ſah ſie eigentlich alle Menſchen zu zweien. Selten, daß einmal einer ganz allein blieb. Und die Frauen, die allein gingen, machten den Eindruck, als ob ſie es nicht lange bleiben würden, als hätten ſie ein Ziel, und wüßten ſchon die Stunde, in der ſie ſich mit einem andern Menſchen treffen würden.

Sie hatte ein paar Familien, denen ſie ſich an-

ſchließen konnte, aber das waren ältere Leute, die ihr nicht geben konnten, wonach ſie verlangte. Danach ſtand ihr der Sinn nicht, ſich mit Philiſtern zum Kaffeeklatſch zu ſetzen.

Da waren die Bücher noch ihre beſten Freunde. Sie hatte angefangen, Romane zu leſen. Ihre Phantaſie verlangte jetzt nach dieſer Koſt, ſie wollte Beſchäftigung haben für ihre Mußeſtunden; und ſo las ſie, was ihr in die Finger kam. und überſpannte ihr Denken mit all dem ſüßlich Romanhaften, das auf ſie am meiſten wirkte.

Allerhand Möglichkeiten klügelte ſie für ſich aus, ſah ſich in den verſchiedenen Phaſen der Liebesromane und ſpann den Faden ihrer Einbildung weiter, immer mit Beziehung auf ihre eigene Perſon.

So verlor ſie manchmal das reale Verhältnis zu ihrer Umgebung und wartete auf das Wunderbare, das da kommen mußte, auf eine Wendung in ihrem gleichförmigen Daſein, das ihm Glanz und Farbe verleihen ſollte.

Vielleicht ſtand ihr bei dem heutigen Feſte eine Überraſchung bevor? irgend etwas, das anders war als der gewöhnliche Tageslauf.

Das gab ihr plötzlich eine ungewohnte Energie. Sie ſchüttelte den traumhaften Halbſchlaf ab und war munter und friſch wie ſelten. Mit einem Schwunge war ſie aus dem Bett und fuhr in die Kleidungsſtücke, die ſie ſich zurechtgelegt hatte. Ihre allerbeſten

Sachen waren es, die ſie ſonſt ſchonte. Für gewöhnlich war es ganz gleichgültig, was ſie trug. Niemand hatte Intereſſe daran, ſelbſt kein anderes weibliches Weſen bekam es zu ſehen, nicht einmal auf der Reiſe. Welchen Wert ſollte ſie alſo darauf legen, wie ſie unter ihren Kleidern ausſah?

Aber heute ſollte alles in Übereinſtimmung ſein mit ihrer äußeren Erſcheinung. Sie hatte ſich ein paar hübſche graue Halbſchuhe gekauft. Das ſah doch anders aus als ihre derben Schnürſtiefel, die ſie ſich bei einem kleinen Schuſter hier draußen anfertigen ließ, wobei es ihr mehr auf Billigkeit als auf Eleganz ankam.

Nun fiel ihr ſchwer auf das Herz, ob ihr Hut auch nicht zu elegant war. Er ſaß ihr ſo keck verwegen auf dem Kopfe, ſchon ohne daß ſie ſich dazu friſiert hatte. Aber was ſollte ſie ſonſt aufſetzen? Mit ihrem alten kleinen Strohhute, den ſie bei Wind und Wetter zur Schule trug, konnte ſie nicht gehen. Der war zu ſehr von den Nadeln zerpiekt; und der andere Gute war viel zu dunkel, und ſtand zu dem hellen Kleide ſchon gar nicht.

Sie mußte notgedrungen den großen Roſenhut nehmen. Es blieb ihr keine andere Wahl.

Sie hatte ihr Haar aufgemacht, in reichen Wellen floß es ihr über Hals, Schulter und Rücken.

Wenn ſie es nicht von Zeit zu Zeit abſchnitt, hätte ſie ſich ganz in den Mantel ihrer Haare ein-

hüllen können, da hätte ſie leicht die Lady Godiva ſpielen dürfen, ohne daß ein fremdes Auge viel von ihrer weißen Haut zu ſehen bekam.

Sie hielt inne und malte ſich das Bild aus, indem ſie ſich dabei im Spiegel betrachtete. Auf einem großen weißen Zelter ſaß ſie, und hielt in der Linken den breiten goldenen Zügel, unter dem der ſchwere Gaul langſam durch die menſchenverlaſſenen Straßen ſchritt, daß ſeine ſilbernen Hufe auf den harten Steinflieſen klirrten. Mit der andern Hand hielt ſie den flutenden Mantel ihrer Haare über der Bruſt zuſammen und ſah um ſich, ob denn niemand da war, ihre Schönheit zu bewundern. Aber alle Fenſterläden in der ganzen Stadt waren geſchloſſen.

Was galt alle Schönheit und Pracht des menſchlichen Leibes, wenn niemand ſie zu Geſicht bekam?

Wozu hatte die Natur den tadelloſen Körper geſchaffen? —

Daß er verhüllt ward unter deckenden Gewändern? daß er hinſiechte und welk ward, und eines Tages in Moder zerfiel, zwecklos und ohne Wert? ohne daß je eines andern Menſchen Auge darauf geruht hatte?

Wozu der heiße Trieb, der darauf hinwies, daß es nicht zu Ende ſein durfte? ſondern daß ein Neues entſtehen mußte, eine Fortſetzung, ein Ewiges, das ſich immer wieder erneuern und fortpflanzen ſollte.

Aber Lady Godiva ritt ſtill und ſtumm durch die ſchlafende Stadt, und keiner hatte den Mut, ſein

Fenſter zu öffnen, um ihre Schönheit zu trinken. In der Sage war es ein armſeliger Geſelle, deſſen kraftloſe Augen erblindeten vor dem ungewohnten Glanze von ſo viel Schönheit, der freudig darum ſein Leben ließ.

Aber niemand ſah nach ihr, niemand! . .

Nun flocht ſie die ſchwere Maſſe ihres braunen Haares wieder in die bergenden Zöpfe. Aber loſer als ſonſt ließ ſie die Haarflut um Stirn und Wangen fallen, allen Überfluß ſperrte ſie ein, daß niemand eine Ahnung haben konnte, wie reich ſie in der Pracht ihrer gelöſten Haare ſein konnte.

So in der Fülle ihrer Haare hätte ſie einmal unter die Menſchen gehen ſollen.

Wenn ſie in einem lebenden Bilde hätte mitwirken können. Gewiß würde der eine oder andere ſich für ſie intereſſiert haben; nun lief ſie als Aſchenputtel umher, und kein Menſch ahnte, daß in ihr eine Königstochter ſchlummerte, die nur darauf harrte, erweckt zu werden.

Sie zog eine alte Hausbluſe über, und wartete, daß Frau Gruber ihr das Eſſen heraufſchickte, das ſie ſich früh beſtellt hatte, weil ſie als die Erſte an der Station ſein wollte. Sie kannte das, wie einzelne Mädchen ſchon eine halbe Stunde und früher ſich einfanden, im Gegenſatze zu den wenigen, die im letzten Momente angehetzt, oder gar zu ſpät kamen. —

Nun war es Mittag geworden. Ihr hatte es geſchienen, als ob die Zeit nicht vorwärts kam. So würde es wohl den andern auch vorkommen, deren Ungeduld noch viel reger ſein mußte als die ihre.

Sie zog ſich an; und als ſie ſich nun mit ihrem großen Hute im Spiegel betrachtete, fand ſie ſich ſo gut ausſehend, daß ſie vor ſich hin ſagte: ſehr feſch!

Ja, feſch war das richtige Wort.

Frau Gruber ſchlug die Hände zuſammen:

— Nee, Fräulein, wie Sie aber ausſehen können, wenn Sie man blos wollen. Ich habe es ja immer geſagt, daß Sie ſich mit Ihren Alltagskleidern verunſtalten. Aber piekfein.

— Finden Sie, Frau Gruber?

— Na, paſſen Sie mal auf. Das werden heute gewiß noch viele finden. Nee, was Sie für eine Taille haben; und da hängen Sie nun immer was drüber; und der Hut zu den Haaren! Ich habe es ja immer zur Mieze geſagt: wenn unſer Fräulein ſich mal richtig friſieren ließe! — ich verſtehe mir darauf — wenn ſie nicht mit den dicht angeklatſchten Haaren ginge, die könnte es mit allen aufnehmen. Da hat blos die rechte Aufmachung gefehlt, es könnte ruhig noch ein bißchen loſer ſein, mit den Haaren. Es is ja alles da, was der Menſch gern ſieht.

— Aber Frau Gruber!

— Nee Fräulein, was recht is, muß recht bleiben; und Sie ſtellen Ihr Licht gar zu tief unter den

Scheffel. Aber, Fräulein, nehmen Sie ſich denn niſcht mit, keine Stullen? kein Kuchen?

— Nein, Frau Gruber, erſtens muß ich die Hände frei haben, und dann, was denken Sie nur, wie ich gequält werde. Da kommt eine jede und bringt mir von ihrem Kuchen; und wenn ich da nicht wenigſtens ein Koſthäppchen probiere, iſt ſolch ein Ding unglücklich und glaubt, ich will ſie zurückſetzen. Das kenne ich von früher. Ich täte unrecht, wenn ich mich da noch ſelber ſchleppen wollte.

— Na, dann is es recht. Ich meinte es man gut.

— Ja, Frau Gruber, aber die Kinder meinen es noch viel beſſer mit mir; da muß man ſich eben fügen, wenn man nicht ein Unglück heraufbeſchwören will. Alſo verhungern werde ich ſchon nicht. Ich muß mir im Gegenteil den Magen im allgemeinen Intereſſe vollſtopfen und überladen.

— Morgen is ja Sonntag, da kann alles wieder eingerenkt werden.

— Darauf freue ich mich auch ſchon. Da kann man ausſchlafen, und alles wieder ins Gleis bringen.

— Das ſollen Sie auch, Fräulein Griſebach. Wir werden ſchon dafür ſorgen, daß niemand Sie ſtört. Und nu viel Vergnügen, Fräulein. Viel Vergnügen! —

XVIII.

Als Fräulein Griſebach am Treffpunkte der Station ankam, ſtanden ſchon drei kleine Mädchen da, die angſtvoll und in Erwartung ſich an ihre Mütter krampften.

Eins davon ſtürzte ihr entgegen und fragte faſt weinend, ob ſchon alle fort ſeien, und ob ſie nicht mehr zur rechten Zeit ankämen. Die mußte ſie erſt beruhigen und ihr erklären, daß ſie noch über eine halbe Stunde Zeit hatte. — Noch war niemand abgefahren, aber ſchon kamen ſie von allen Seiten in ihren hellen Kleidern, mit den bunten Hüten und den verſchiedenfarbigſten Schärpen. Da leuchtete es rot und roſa, blau, grün und gelb, und viel violett war darunter; und all dieſe Kleidchen ſtanden ſteif und ſauber von den kleinen Körpern ab, daß die meiſten ausſahen wie kleine Balletteuſen, mit ihren weißen Strümpfen und den weißen Schuhen, die heute abend weniger ſauber ſein würden.

Da kam auch Fräulein Simmel in einem hellgelben Kleide, ſo daß ſie wie ein großer Kanarienvogel erſchien, der ſich einen ganzen Blumengarten als Futter auf dem eigenen Kopfe mitgebracht hatte.

Fräulein Werben war ganz in Blau, und hatte einen großen Kornblumenkranz mit abſtehenden Weizenähren auf ihrem Hute. Sie ſah wie immer ſehr niedlich aus, und ihre blauen Augen harmonierten ſo hübſch mit ihrem ganzen Anzuge. Niemand, der ſie ſah, hätte ſie für eine Erzieherin der Jugend gehalten. Sie ſah eher aus, als ob ſie ſelbſt noch der leitenden Hand bedürfe.

Nun kam auch Fräulein Antelmann. Sie allein hatte nichts Helles an ſich. Sie trug ein braunſeidenes Kleid, und nur Kragen und Manſchetten waren weiß. Auch das Geſicht zeigte wie immer die ſtrengen Falten der Verantwortung; die ganze Laſt des heutigen Tages ruhte ſichtlich auf ihren ſchmalen Schultern. Das dokumentierte ſich in jeder Bewegung. Nur als ſie ihre Lehrerinnen begrüßte, flog ein freundliches Lächeln über ihr Geſicht.

Sie wollte offenbar erſt etwas über den Anzug von Fräulein Werben ſagen, der ihr gefiel, als ſie Fräulein Griſebachs helles Fähnchen ſah. Die ſah ja heute ganz anders aus, wirklich hübſch, daß ſie ganz erſtaunt war; aber ehe ſie noch ihrer Verwunderung Ausdruck geben konnte, kamen ein paar Eltern auf ſie zu, und dadurch kam ſie wieder davon ab. Schließlich paßte es ſich ja auch nicht, daß ſie ihren Lehrerinnen Komplimente ſagte, — und das hatte ſie eben tun wollen.

Eine Dampfbahn kam rangierend an, und wenige

Minuten ſpäter waren die Wagen bis auf das letzte Plätzchen beſetzt. An die Ein- und Ausgänge wurden die größten und verſtändigſten geſtellt, damit niemand die Türen öffnete, auch keine ſich zu ſehr dagegen lehnte; dann ging der erſte Zug mit Verſpätung von fünf Minuten endlich ab. Nun hieß es, die anderen unterbringen.

Das war gar nicht leicht, denn die aufgeregten Mädchen kletterten aus einem in den andern Wagen. Jede wollte mit irgendeiner Freundin zuſammen ſein; und da dieſe meiſt wieder eine andere Neigung hatte, die oft erſt ein paar Tage alt war, gab es ein aufgeregtes Hin und Her, ein Schreien und Rufen, und eine Unordnung, der weder Fräulein Griſebach noch Dr. Merker Herr werden konnte, der raſch zu ihrer Hilfe herbeigeeilt war.

Er trug einen hellen grauen Jackettanzug, eine wunderbar ſitzende Krawatte, und ganz neue braune Stiefel. Trotz der Wärme hatte er Handſchuhe an, graue Glacées, konſtatierte Fräulein Griſebach, und einen Stock mit ſilberner Krücke, den er noch nie mit in die Schule gebracht hatte.

Den ſchwang er jetzt wie einen Feldherrnſtab über dem Kopfe, und kraft ſeiner Stimme gelang es ihm, Ruhe und Ordnung in das Chaos zu bringen.

Es mußte vor allem feſtgeſtellt werden, wer da war, und wer etwa noch fehlte, damit nicht nachher Fräulein Antelmann die Sorge hatte, ein Küchlein

zu vermiſſen, das aus irgendeinem Grunde im letzten Augenblicke nicht hatte mitkommen können.

Drei Schülerinnen fehlten noch. Von Käte Schreiner wußten ſie, daß ſie gleich kommen mußte. Die war mit ihrer älteren Schweſter raſch noch mal nach Hauſe gelaufen, weil ihr der Strumpfhalter geriſſen war. Da ſah man ſie ſchon um die Ecke ſtürzen, mit hochroten Geſichtern, Käte mit dicken Tränen der Angſt in den Augen, daß ſie zu ſpät kommen würden.

Jetzt kam noch eine der Fehlenden, und nun handelte es ſich nur noch um ein einziges Mädchen; aber die wollte mit Vater und Mutter fahren und konnte mit dem nächſten fahrplanmäßigen Zuge nachkommen. Um die brauchte man ſich nicht zu ſorgen.

So ſagte denn Dr. Merker dem Zugführer, daß er abfahren könne; allein ſie mußten noch ein paar Minuten warten. Der einkommende Zug war noch nicht gemeldet, und es hatte keinen Zweck, jetzt abzufahren, da man ihn ſonſt an der nächſten Weiche erwarten mußte; und dort waren die Kinder noch ſchwerer im Wagen zu halten als hier an der Abfahrtsſtelle.

Endlich war es ſo weit; und mit Schnauben und Stöhnen und einer ungeheuren Entwicklung von weißen Dampfwolken, die dem Schornſteine des altmodiſchen Fahrzeuges entſtiegen, ſetzte ſich der Zug

ſchwerfällig in Bewegung. Zuerſt an den Ferngleiſen der Eiſenbahn hin, dann über eine Straße und nun die ehemalige Dorfſtraße entlang. Eine Zeit zwiſchen niederen Häuſern, die mit ihren Strohdächern noch dörflichen Charakter bewahrt hatten, dann kam freies Feld zu beiden Seiten der mit Kaſtanien beſtandenen Landſtraße, und der Zug fuhr über Seehof ſchnaubend und klingelnd ziemlich raſch dahin, daß der graue Staub hinter ihm hoch aufwirbelte.

Aber das ſchadete heute alles nichts, es traf auch die Inſaſſen nicht zu ſehr, die das bißchen Staub von den hellen Kleidern raſch abſchüttelten.

Bei Teltow führte die Straße der Bahn mitten durch den Ort, hart an den Staketenzäunen der Gärten vorbei, dicht heran an die Fenſter der kleinen märkiſchen Häuſer. Dann kam wieder die breite, ſchattige Chauſſee, die ſie nun in kurzer Zeit nach Klein-Machnow führte.

Hier ſtrömte alles ins Freie, und überſchwemmte die breite Straße bis zu dem großen, viereckigen Dorfteiche, an deſſen grasbeſtandenem Ufer ein paar Ziegen angepflockt waren, die mit halbgeſenkten Hörnern der augenſcheinlich drohenden Gefahr ſich entgegenſtellten.

Die Kinder liefen ihnen ängſtlich aus dem Wege, und alles ſtrömte in den großen Garten, wo die erſten ſchon warteten, um mit den Spielen ſofort zu beginnen.

Durch die hintere Pforte des Lokals kam man auf eine große Wieſe, die für heute gemäht war. Am äußerſten Ende waren die Heuhaufen aufgeſchichtet, die morgen noch einmal ausgebreitet werden ſollten, weil die Feuchtigkeit, die von dem nahen Mühlenfließ am Abend aufſtieg, das Gras nicht genug gedörrt hatte.

Das Wirtshaus ſelbſt war umgebaut und vergrößert, ein hochgiebeliger Bau, wie ein altes Gewerkſchaftshaus, mit ſeinem Unterbau aus Findlingen, ſeinen dunkelbraunen Holzlauben, und den grünen Fenſterläden, die ſich ſo freundlich von dem Weiß der Wände abhoben.

Aber der Garten war unverändert geblieben mit ſeinen alten Baumrieſen, mit der großen Tanzhalle, wo ſich ſchon die Muſikanten eingefunden hatten, die dann gegen Abend zum Tanz aufſpielen ſollten.

Jetzt galt es erſt, auf der Wieſe ſich herumzutollen. Auf ein Trompetenſignal ſtrömten alle die Mädchen herbei, nachdem ſie Hüte, Taſchen und Pakete abgegeben oder auf die Stühle der langen Kaffeetafeln gelegt hatten.

Erſt kam die Arbeit. Zuerſt ein Lied.

Der lange Geſangslehrer hatte in früheren Jahren verſucht, die Muſikanten dabei aufſpielen zu laſſen, aber das war kläglich mißglückt. Die konnten bloß ihre paar Märſche mit lautem Tſchingdara und ihre gewohnten Tänze. Ein Lied, ſelbſt das einfachſte,

verſtanden ſie nicht zu begleiten. Die Mädchen waren auch nicht daran gewöhnt. So verſammelte er denn ſeine Scharen um ſich, wies den einzelnen Klaſſen und Stimmen ihren Platz und dann, als genügend Ruhe eingetreten war, hob er den Taktſtock, und hell und klar klang es über die Wieſen bis zum nahen Walde.

Ein tiefes Schweigen war eingetreten, und alles lauſchte den friſchen Mädchenſtimmen, und als ſie geendet, da brach bei den Eltern und all den andern Zuhörern, — denn auch aus dem Dorfe hatten ſich die Leute eingefunden, und viele Ausflügler waren zufällig zu dem Feſte gekommen, — lauter Beifall aus, der ſich jedesmal wiederholte; und am liebſten hätte man eine Zugabe erzwungen.

Aber nun mußte geſpielt werden. Die einzelnen Klaſſen verteilten ſich über den großen Wieſenplan, und überall wurde abwechſelnd etwas anderes geſpielt. Zeck und Dritten abſchlagen, Katze und Maus und Plumpſack; und es war ein luſtiges Rennen, Rufen und Kreiſchen. Die kurzen Röckchen flogen, und die ſchwarzen und weißen Beinchen wirbelten nur ſo durch die Luft; die ſo ſchön ſorgfältig friſierten Haare und Zöpfe löſten ſich, und flatterten um erhitzte Geſichter, daß es eine Freude war zuzuſehen.

Dann rief eine andere Fanfare zum Kaffee, und im Nu waren die langen Tafeln beſetzt, und die großen Kannen mit Milch und Kaffee kreiſten, die

Größeren halfen den Kleinen, und Lehrer und Lehrerinnen beteiligten ſich an dem Hilfswerke. Trotzdem bekam manch ein Kleid ſeinen braunen Fleck, und die Finger klebten von Kuchen und dem Zuckerguß der Torten. Das war ein eifriges Kauen und Trinken, als hätten ſie alle einen ganzen Tag lang nichts genoſſen. Richtig zu Mittag gegeſſen hatten die wenigſten vor lauter Aufregung. Dafür holten ſie nun das Verſäumte um ſo eifriger nach.

Die Muſik ſpielte dazu ihre luſtigſten Weiſen, lockende Tanzmuſik, daß es in den kleinen Beinen prickelte; aber noch war es nicht an der Zeit dazu.

Jetzt kamen erſt die Preisſpiele an die Reihe.

Und wieder ſtellte man ſich auf der Wieſe auf, wo verſchiedene Tiſche mit allerhand Gaben ſtanden, die man ſich im Wettſtreite erringen ſollte. Da wurden Wettläufe veranſtaltet, Weitſpringen, und allerlei Ulkſpiele.

Herr Dr. Merker hatte ſich wieder zu der Klaſſe von Fräulein Griſebach geſellt, die ſelbſt mit Wette gelaufen war, daß ihre Röcke nur ſo geflogen waren.

Die ſchien ihm heute ganz anders; nichts Lehrerinnenhaftes war mehr an ihr. So gefiel ſie ihm in ihren friſchen Farben und den kraftvollen, und doch ſo mädchenhaften Bewegungen.

Allein ſchon wie ſie laufen konnte, ohne daß es ungraziös ausſah. Wirklich ſehr nett! . .

Nun half er ihr bei dem luſtigen Eierlaufen.

Zu fünfen wurden sie angestellt, jede einen Eßlöffel in der Hand, darin ein Porzellanei lag. Damit mußten sie nun zwanzig Meter weit laufen, ohne daß das Ei zur Erde fiel; aber nur den wenigsten gelang es, so weit zu kommen. Sie stießen sich gegenseitig an, gerieten ins Stolpern, und alle Augenblicke kugelten die weißen Eier über den Rasen.

Herr Dr. Merker stellte die Mädchen in einer Reihe auf, und gab das Zeichen zum Ablauf, und Fräulein Grisebach verteilte dann am Ziele die Preise.

Die ganze Schule nahm an diesem Wettstreite teil; und es gab zum Schlusse eine Menge Trostpreise für die Unglücklichen, die vorher gar nichts bekommen hatten. —

So war der Nachmittag vorbeigegangen, und Fräulein Grisebach hatte ganz rote Backen. Herr Dr. Merker hatte sich beständig in ihrer Nähe gehalten, und hatte mehr mit ihr gesprochen als in der ganzen Zeit, seit er an der Schule war. Sie gefiel ihm heute, sah so nett aus in ihrem hellen Kleide, und wie sie durch das Gras geeilt war, da hatte er ihre schlanken Füße gesehen, und wie behende sie sein konnte. Das hatte ihm einen kleinen Ruck gegeben; denn im Grunde langweilte er sich, und fand die ganze Festlichkeit ein wenig dumm und seiner unwürdig; aber um Fräulein Grisebachs willen, die so voll heiligen Eifers war, machte es ihm Spaß mitzutun.

Nun waren die Spiele auf der Wieſe zu Ende. Alle Welt war müde und abgeſpannt, und man ſetzte ſich an die Tiſche, und die mitgebrachten Pakete wurden ausgewickelt. Es wurde zu Abend gegeſſen, und die hohen Gläſer mit friſcher Milch und zahlloſe Flaſchen mit bunter Limonade, gelb und rot, ſtanden vor allen Plätzen.

Auf der Wieſe vor dem Garten, wo man über die Hecken hinüberſehen konnte in die Parkanlagen des Machnower Schloſſes, deſſen alter, halbzerfallener Turm über die abbröckelnden grauen Mauern herausragte, waren ſchon alle Vorbereitungen zum Aufſteigen der Luftballons getroffen.

Ein erſter Ballon aus buntem Papier flog jetzt auf. Er erhob ſich unter dem Jubel der Kinder langſam, ſchwankte ein wenig hin und her, und dann zog er dem Walde zu, und ſtieg höher und höher, bis er kaum mehr zu ſehen war.

Nun ſollte ein Elefant aus Seidenpapier drankommen, aber das wollte nicht recht gelingen. Das Ungetüm hatte kein Gleichgewicht, es drohte immer nach vorn zu kippen. Die Luft darin wurde offenbar nicht gleichmäßig warm. Endlich wurde er abgelaſſen, aber er befand ſich kaum zehn oder zwölf Meter hoch, da kippte er zur Seite, und die Flamme leckte an dem einen Beine herauf, und er brannte hell, während er noch immer ſtieg; dann legte er ſich ganz um, und nun waren es nur ein paar flammende

Papierfetzen, die unter den Beifallsrufen der Kinder auftrieben, und der Drahtkranz mit der brennenden Watte fiel aus der Luft herunter, und flammte noch einmal matt auf der Wiese auf. Dann war es vorbei.

Ein allgemeines bedauerndes Oh! klang jetzt hinterher. Dann kam ein Clown daran, der in seiner behäbigen Rundung prachtvoll aufstieg, ebenso wie sein folgender Zwillingsbruder. Ein Ballon ging noch im Feuer auf, als er schon ziemlich hoch war, und bang verfolgte man seinen Fall, ob die Flamme auch erlosch, ehe er die Erde berührte, damit nicht etwa bei der Trockenheit der letzten Tage ein Waldbrand entstehen konnte.

Nun war auch diese Programmnummer erledigt, und die Musik rief zum Tanze. Alles strömte der großen, offenen Tanzhalle zu, von woher die Klänge einer Polonaise drangen.

Die Lehrer und Lehrerinnen versuchten ihre Mädchen aufzustellen, und zwar klassenweise, aber das ging nicht, ein solch wirres Durcheinander herrschte schon, und da rief Dr. Merker einfach mit seiner Kommandostimme:

— Antreten zur Polonaise! . .

Und da Fräulein Grisebach in seiner Nähe stand, ging er rasch auf sie zu, ergriff sie bei der Hand, und führte die Errötende, der das alles unerwartet kam, an die Spitze des Zuges. Er klatschte in die

Hände und ſah ſich beſtändig um, ob die Schlange, die er hinter ſich herzog, auch in Ordnung kam. So ſchritt er mit Fräulein Griſebach an der Spitze der Kinderſchar, und hatte ſo viel damit zu tun, ſeine Blicke herumzuſchicken; er ging ſo ganz in ſeinem Amte auf, daß er es nicht merkte, wie die kleine Lehrerin an ſeiner Seite vor Aufregung fieberte, weil ſie neben ihm, zu dem ſie bewundernd aufſah, einhergehen durfte, und er gerade ſie unter allen ſich zur Partnerin erwählt hatte.

Ein ſeltſames Hochgefühl erfüllte ſie, und ihre Hand faßte ſeine Finger feſter; und als er ihr jetzt den Arm bot, hing ſie ſich hinein, und ſchmiegte ſich einen Augenblick lang an ſeine Seite, und koſtete das angenehme Gefühl aus, die Nähe eines Mannes zu genießen, der ihr mehr war, — der jedesmal, wenn ſie ihm begegnete, ihr Herz höher ſchlagen ließ.

Sie war wie berauſcht in ihrer Seligkeit, daß ſie es gar nicht merkte, wie Dr. Merker für ſie ſelbſt kaum ein Auge hatte, ſondern nur daran dachte, wie er am kunſtvollſten die Schlange all der vielen großen und kleinen Mädchen, die nun langſam Form und Geſtalt bekommen hatte, in angemeſſenen Windungen durch den Park brachte, um all die alten, knorrigen Eichbäume herum, zwiſchen den Tiſchen durch und wieder in das Tanzzelt zurück.

Das nahm eine ganze Weile in Anſpruch, und dabei galt es, allerhand verzwickte Dinge auszuführen,

ſich loszulaſſen und hinter einem Rondell ſich wieder zu treffen, unter den hochgehobenen Händen die ganze Geſellſchaft durchkriechen zu laſſen, und dann ſelber durch den endloſen Tunnel durchzukommen, der für ſie ſo niedrig war, daß ſie immer die Hände der Haltenden auseinanderriſſen, die ſich ein Vergnügen daraus machten, ihre Lehrer auf den Rücken zu tupfen. Und Dr. Merker zog Fräulein Griſebach ſehr geſchickt hinter ſich her, und kommandierte dann in dem Tanzzelte ſo ſicher, als ſie zu vieren und zu achten dahinſchritten und allerlei Schwenkungen ausführten; und ſie faßte ſeine Hand immer feſter, bis er es endlich genug ſein ließ, und auf ſeinen Ruf hin ein Walzer einſetzte. Da lag ſie nun an ſeiner Bruſt und ſchwebte dahin, daß ſie den Boden nicht mehr unter den Füßen ſpürte.

Sie wußte gar nicht, wie ihr geſchah; ſie meinte, das alles müſſe ein Traum ſein, und als er ein paarmal mit ihr im Kreiſe herumgewalzt war, und ſie endlich zu einem in der Nähe der Muſik ſtehenden Stuhle geführt hatte, da drehte ſich alles um ſie; und ihr war ſo ſchwindelig, daß ſie die Kinder abwies, die zu ihr gelaufen kamen und baten:

— Ach, Fräulein! tanzen Sie doch mal mit mir!..

Sie konnte jetzt nicht, ſie mußten ſich erſt eine Weile gedulden.

Und um dem Anſturm zu entgehen, erhob ſie ſich und trat hinaus unter die Bäume. Die Däm-

merung war eingebrochen. Sie ſchritt immer weiter in den Garten hinein, wo keine Lichter mehr waren, ohne an ihre Zöglinge zu denken.

Sie hatte nur den einen Gedanken, daß Dr. Merker unter allen gerade ſie aufgefordert hatte. Nicht irgendeine Schülerin, und auch keine andere Lehrerin, ſondern gerade ſie, und mit ihr den Tanz eröffnet hatte. Wie die Augen all der Feſtteilnehmer ſich auf ihn und ſie gerichtet hatten, als ſie an ſeinem Arm einhergegangen war.

Ein faſſungsloſer Schreck hatte ſie durchzuckt, als er ſich ſo unerwartet vor ihr verbeugt hatte. Der Atem war ihr vergangen, und ſie wäre nicht imſtande geweſen, auch nur ein Wort zu äußern.

Von fernher tönte die Muſik, und ſie blieb ſtehen und beſann ſich, daß ſie nicht immer weiter fortlaufen durfte; denn ſchon war ſie auf den vom Nachttau feuchten Wieſen, und ſie beſann ſich auf ihre Pflichten, und daß ſie wieder umkehren mußte.

Ganz dunkel war es geworden, und ſie hatte jeden Weg verloren, ſtolperte über die Baumwurzeln, und wußte gar nicht, wo ſie ſich eigentlich befand, denn die Muſik ſchwieg gerade.

Aber die einſetzende Polka wies ihr wieder die Richtung, und nun ſah ſie auch bald die Lichter und die Lampions, die in die Zweige der Bäume gehängt waren, und buntfarbig in der Luft ſchaukelten.

Bald war ſie wieder zwiſchen den Tiſchen, wo die Eltern und Angehörigen ſich aufhielten. Und dann trat ſie in das Tanzzelt; gleich kamen ſie alle aufs neue auf ſie zugeſtürzt, und ſie mußte mit all ihren Schülerinnen tanzen, auch mit all den Großen, die ihr ſchon entwachſen waren, aber ſich jetzt voller Freude an ſie hängten.

Sie war wieder ganz außer Atem, ſo ließen ſie ihr keinen Augenblick Ruhe; und ſie wollte ſich auf einen Stuhl fallen laſſen, als Dr. Merker vor ihr ſtand, um den eben beginnenden Walzer bat, und ſagte:

— Sie tanzen ſo wunderbar leicht, Fräulein Griſebach, daß es ein wahres Vergnügen iſt.

Über dieſes Lob errötete ſie über und über. Es war ihr auch früher als Mädchen geſagt, aber ſie hatte kaum je Gelegenheit zu tanzen, und es mochten wohl zwei oder drei Jahre her ſein, daß ſie mit einem Herrn getanzt hatte.

Und dann war es ihr auch ſtets ganz gleichgültig geweſen, ſie hatte nichts dabei empfunden. Einmal mit Dr. Leiffler, der nicht vom Fleck kam, und auch nicht richtig Takt hielt. Das war kein Vergnügen geweſen, mit dem ſich abzumühen.

Heute war das was anderes.

Sie flog nur ſo dahin; und ſie machte ſich ſo leicht als möglich, und tanzte links herum, und ließ ſich nach rechts ſchwenken, und folgte jedem leiſeſten

Drucke ſeiner Hand, die wie ſchmeichelnd um ihrer Taille lag. Das ſchien ihr eine taſtende Liebkoſung, und ſie hätte am liebſten die Augen geſchloſſen; aber dann fürchtete ſie, ſie könne ſchwindelig werden, und ſich nicht halten; denn der Atem ging ihr aus, ſo war ſie im Wirbel des Tanzes drin.

— Soll ich aufhören? fragte er leiſe.

Sie ſchüttelte nur den Kopf, ſie fühlte, wie ſeine Blicke auf ihren Haaren ruhten; ſie war davon überzeugt, daß er den Reichtum anſtaunte, und jetzt ſagte er auch:

— Was Sie für wundervolle Haare haben. Das iſt ja eine wahre Pracht.

Sie hatte das Gefühl, als müſſe ſie ihm ſagen, wie lang und voll ihre Haare ſeien, das konnte er ſich doch nicht vorſtellen, wie ſie mit ihren offenen Haaren ausſah. Das hätte er einmal ſehen müſſen.

— Es tanzt ſich gut hier, nicht wahr? fragte er ſie.

Am liebſten hätte ſie ihm geantwortet: Himmliſch! — Aber das konnte ſie nicht gut ſagen, und ſo antwortete ſie nur:

— Ja, ſehr gut! . .

Und dann koſtete ſie den Genuß weiter aus, in ſeinem Arme dahinzufliegen. Es ſchien ihr, als ob alle ihre Träume erfüllt ſeien. Sie konnte ſich nicht entſinnen, köſtlichere Augenblicke durchlebt zu haben.

Aber auch das mußte ein Ende haben. Er hörte auf, weil die Muſik abbrach, bot ihr den Arm, und

ſie ging neben ihm her, und er fing an mit ihr zu plaudern.

Sie gab nur knappe Antworten, denn ſie ſah, wie Fräulein Werben ſowohl wie Fräulein Antelmann herſahen, da er ihren Arm nicht freigab, ſondern ſo mit ihr durch das Tanzzelt ſchritt. Und ſie traute ſich nicht, ihre Hand aus ſeinem Arm zu ziehen, und wenn ſie noch ſo ſehr herblickten.

Aber da wurde er abgerufen, denn nun ſollte das Feuerwerk beginnen, und dabei mußte er aufpaſſen, und ſo entſchuldigte er ſich haſtig bei ihr und verſchwand in dem dunklen Teile des Gartens, und ließ ſie im beſten wieder allein.

Sie fühlte ſich nicht mehr einſam und verlaſſen; ganz plötzlich hatte alles ein anderes Geſicht bekommen, und ſie konnte ſich nicht erinnern, daß ſie ſich je ſo froh und glücklich gefühlt hatte.

In ihr war alles wie in Erwartung, — dieſelbe geſpannte Erwartung, die die Kinder ergriff, die nun zu dem geplanten Feuerwerke ſtrömten, mit einem Gefühl, gemiſcht aus Neugier und Bangigkeit, ob das Schießen und Knallen ſie auch nicht zu ſehr erſchrecken würde.

Deshalb trauten ſich die meiſten nicht allzu nah heran, ſondern hielten ſich in reſpektvoller Entfernung.

Die drei erſten Kanonenſchläge erſchreckten und erſchütterten ſchon die ängſtlicheren, aber dann beruhigten ſich die wildklopfenden Herzen, als die

Raketen in die Luft ſchoſſen und ihren bunten Kugelregen herabwarfen oder große feurige Ähren mit ihrer Flammenſchrift an den Himmel zeichneten.

Auf den Wieſen und in den Gebüſchen flammten die bengaliſchen Lichter auf, warfen ihren blutroten oder lichtgrünen Schein auf Baum und Strauch, und ließen die alten Mauern und Türme des Gutshofes wie in flackerndem Feuer erſcheinen.

Dann ſchoß es wieder in die Luft, ein Feuertopf zerknatterte und zerſprang in der Höhe, ein wildes Durcheinander wie von Hunderten von Feuermäuſen.

Nun war es ganz dunkel geworden, eine ſchwarze Nacht, daß man nichts ſah, nur auf der Wieſe im aufſteigenden Nebel ein paar gelbe Feuerpunkte, wie rote Leuchtkäfer, die da ſuchten.

Dann ziſchte es, und einzelne Funken ſprühten auf, ein paar Feuerfontainen ſchoſſen in die Höhe und warfen ihren Goldregen in großen Büſcheln nach allen Seiten.

Fräulein Griſebach ſtand eingekeilt zwiſchen ihren Schülerinnen. Die hatten ſich alle um ſie herumgedrängt, hielten ſie bei der Hand, einzelne krampften ſich in ihr Kleid, und zuckten jedesmal zuſammen, wenn etwas Neues kam, in der Sorge, daß es einen großen Knall geben würde.

Fräulein Griſebach ſtand ſtumm und ſtill in der kleinen ängſtlichen Schar. Ihretwegen hätte es um ſie herum krachen und donnern können, ſo laut es

wollte, das furchtbarſte Unwetter hätte toſen dürfen, es wäre ihr gering erſchienen gegen den Sturm in ihrem Innern. Da flammte und praſſelte auch ein Feuerwerk. Da ſchoſſen die Leuchtkugeln der Gedanken hin und her. Die Raketen ihrer Gefühle ſtiegen zum Himmel auf, und Feuerräder drehten ſich und kreiſten, und warfen ihre jubelnden Funkengarben nach allen Seiten, ganz wie die richtigen Feuerräder, die ſich jetzt über dem Wieſenplan drehten, und ihre goldenen Funken ineinander warfen, daß ein jubelndes Oh! losbrach und all die kleinen Hände zum Beifall zuſammenſchlugen.

Dann aber verunglückten ein paar Figuren, ein Reckturner, der ſich nicht überſchlagen wollte, und als er zur Nachhilfe einen Stoß bekam, beim erſten Male, daß er ſich umſchwang, gleich das eine leuchtende Bein verlor, zum größten Jubel aller Zuſchauer. Dann löſte er ſich unter Ziſchen, Sprühen und Knattern in Nichts auf, und nur noch ein paar glimmende Papierhülſen drehten ſich eindruckslos um die Reckſtange.

Wieder krachten wie zu Anfang drei Böllerſchüſſe, das war das Ende. Nun hieß es an den Heimweg denken.

Aber erſt kam noch die große Fackelpolonaiſe. All die Stocklaternen wurden entzündet, die Muſik marſchierte voran, und in einem regelloſen Zuge ſetzten ſich all die Mädchen dahinter, erſt durch den Garten,

dann hinaus auf die Landſtraße, und an der Mühle vorbei die Chauſſee hin bis zum Schloſſe, und um die ſtille kleine Kirche, die wie verſchlafen unter den rieſigen Linden und Kaſtanienbäumen dalag. Zurück zum Dorfplatze und zur nahen Halteſtelle der Dampfbahn, wo die Züge ſchon ſchnaubend und dampfend auf all die vielen Paſſagiere warteten.

Fräulein Griſebach hatte auch eine Laterne in die Hand genommen, und hatte ſich von den Kindern fortziehen laſſen. Sie ſah ſich nach Dr. Merker um, ob der nicht kam; aber der hatte wohl noch mit dem Aufräumen des Feuerwerks zu ſchaffen. —

Wie ein aufgeſtörter Bienenſchwarm ſurrte das jetzt durcheinander. Eltern riefen, und die Kleinen irrten ratlos umher, überall ein Suchen nach Streichhölzern, ein beſtändiges Ermahnen und Zurufen, daß ſie die Lampions gerade hielten. Trotzdem brannte der eine oder andre auf, aber es geſchah nichts weiter.

Die bunten Lichter tanzten über den Köpfen und warfen ſeltſame Schatten auf die Geſichter, zitternde Farbenflecke, daß alles wie verzerrt war, und das Auge, geblendet nichts mehr unterſcheiden konnte.

Und die Muſik ſpielte ununterbrochen: Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus! —

An der Station riefen Lehrer und Lehrerinnen beſtändig ihr: Lichter auslöſchen! — aber ſie mußten ſelbſt dafür ſorgen, daß es geſchah; denn die Mädchen

wollten mit den brennenden Laternen in die Wagen ſteigen. Sie drängten ſich an den Eingangstüren, und eine heilloſe Unordnung herrſchte. Es ging alles drunter und drüber, niemand wußte, wohin er gehörte.

Einzelne fingen an zu weinen, die ihre Angehörigen nicht finden konnten; angſtvolle Mütter ſuchten nach ihren Kindern, und riefen gedankenlos den Vornamen, aber niemand hörte darauf, denn es wußte ja keiner, wem es eigentlich galt.

Da nahm ſich Dr. Merker mit den andern Lehrern der Ordnung an. Sie kommandierten Ruhe und ließen die Klaſſen antreten; und nach ein paar Minuten war ein wenig Sinn in die aufgeregte Geſellſchaft gebracht.

Die Ordinarien ließen wieder ihre Zöglinge antreten, aber es ging doch nicht. Überall fehlten Nachzügler. Einige waren auch ſchon vorher beim Feuerwerk mit den Eltern mit einem früheren Zuge gefahren.

Da erklärte Dr. Merker, daß er zurückbleiben werde und dafür ſorgen, daß alles in Ordnung kam, falls ſich noch die eine oder andere nicht zurechtgefunden hatte.

Der erſte Zug fuhr ab, mit ihm auch Fräulein Griſebach. Sie atmete auf, als die Maſchine ſich endlich in Bewegung ſetzte. Denn niemand wußte mehr recht, wo ihm eigentlich der Kopf ſtand in dieſem Wirrwarr des Getümmels.

Der einzige, der ganz ruhig geweſen war, war Herr Dr. Merker. Fräulein Antelmann hatte überhaupt nicht mehr gewußt, was ſie anfangen ſollte. Sie hatte ſich einfach auf eine Bank geſetzt und es aufgegeben, und alles dem Dr. Merker überlaſſen. Mochte der die Verantwortung übernehmen; ſie wußte nicht mehr ein und aus. Die andern Herren drückten ſich von der Sache, die waren zu läſſig, als daß ſie ſich ſonderlich angeſtrengt hätten, hatten auch den ganzen Abend beim Bier geſeſſen und ſich nicht viel um was anderes gekümmert. —

Nun war er zurückgeblieben, um auch für die andern zu ſorgen. Den Eindruck hatte er nie gemacht, daß er ſich ſo für das allgemeine Intereſſe aufopfern würde. Er war ſonſt ſo reſerviert, und es ſchien, als ob ihm alles ein wenig zuwider ſei, ſo zurückhaltend tat er. Und nun war er der Eifrigſte, hatte ſich mit hellem Eifer an allen Spielen beteiligt und ſich überhaupt um alles gekümmert. Und er hatte es doch am wenigſten von ihnen allen nötig, ſich ſo zu bemühen.

Fräulein Griſebach ſaß eingekeilt in dem engen Wagen, zwei Kinder hatte ſie auf dem Schoße. Es kam nicht mehr darauf an, ob ihr Kleid gedrückt oder zerknittert wurde, niemand ſah mehr darauf, es mußte doch gereinigt werden.

Die Mädchen lehnten aneinander, legten die müden Köpfe zuſammen und waren nahe am ein-

ſchlafen. Nur im Nebenabteil ging es noch laut zu. Da plapperten ein paar Aufgeregte unausgeſetzt, und wenn die Maſchine und das Rollen der Räder nicht zu ſehr lärmten, hörte man aus dem hinteren Wagen Geſang. Da ſaßen die Größeren ohne Aufſicht und ſangen: Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten. —

Der Mond war aufgegangen, und ſeltſam ſtand die helle Klarheit, die über den verlaſſenen Feldern lag, zu dem Dämmerlichte, das in den Wagen herrſchte.

Nur zwei Kerzen, und im vorderen Abteil eine unangenehm riechende Petroleumlampe warfen einen flackernden Dämmerſchein über all die müden Köpfe, die ſich nicht mehr aufrechthalten konnten.

Man näherte ſich jetzt der Endhalteſtelle, aber ſchon vorher ſtiegen viele an den Haltepunkten aus, die es näher nach Hauſe hatten. Und wieder war es ein Rufen und lautes Abſchiednehmen. Alle waren munter geworden, und ſahen zu den Fenſtern hinaus; und der Zug konnte nicht abfahren, ſoviel hatten ſie ſich noch zu ſagen; oder ſie hatten was im Wagen vergeſſen und mußten umkehren.

Endlich war man an der Endſtation; und nun gab es ein Händeſchütteln mit Fräulein Griſebach. Alle drängten ſich an ſie heran, und ſie konnte ſich ihrer nicht wehren.

Sie wollte eigentlich noch die folgenden Züge erwarten; aber dann fiel ihr ein, daß Dr. Merker

gewiß nicht bis hierher fahren, ſondern ſchon an der Poſt ausſteigen würde; und Fräulein Antelmann hatte beſtimmt, daß jeder auf der Heimfahrt ſich nur um ſeinen Transport kümmern ſollte, ſo daß Fräulein Griſebach ſich entſchloß, beſſer nicht zu warten, ſondern mit einer kleinen Geſellſchaft mitzugehen, die an ihrem Hauſe vorbei mußte und die ſie heimgeleiten wollte.

Die Stocklaternen waren wieder angezündet, und durch alle Straßen tanzten jetzt die kleinen bunten Lichtflecke und ſtrebten nach Hauſe.

Die Kinder wollten ihr durchaus die Treppe hinaufleuchten; aber das gab ſie nicht zu, ſondern ſchloß ſich die Haustür auf und zündete ihr Licht an, und dann rief ſie ihnen noch ein fröhliches: Gute Nacht! zu, und ſtieg langſam die Treppe hinauf.

Als die Lampe brannte, warf ſie den Hut ab, und zog raſch das Kleid aus. Dann tauchte ſie das Geſicht tief in die Waſchſchüſſel, um ihre brennenden Backen zu kühlen, und ſich den läſtigen Staub vom ganzen Tage abzuſpülen. Darauf löſte ſie ihr Haar, kämmte es durch und ging nun in dem kleinen Wohnzimmer auf und ab.

Schlafengehen konnte ſie noch nicht. Dazu war ſie zu erregt, und es war auch noch vor Mitternacht. So ſetzte ſie ſich denn in einen bequemen Seſſel, und ließ noch einmal alle Ereigniſſe des Tages an ihren Augen vorbeiziehen.

Sie hätte so überaus gern dem Dr. Merker noch Adieu gesagt, und ihm die Hand gedrückt.

Vielleicht hätte es sich doch geschickt, ihn noch abzuwarten, denn wie er sich heute benommen hatte, war anzunehmen, daß er nicht vorher abstieg, sondern bis zur Endhalteſtelle mitfahren würde. Das schien ihr jetzt ganz sicher zu sein.

Sie hatte plötzlich Sorge, er könne es ihr übelnehmen, daß sie sich gar nicht mehr nach ihm umgesehen hatte, sondern einfach so fortgelaufen war; und nahm sich vor, sich morgen gleich bei ihm zu entschuldigen.

Vielleicht war es besser, sie schrieb ihm noch heute, denn morgen hatte sie keine Gelegenheit, ihn zu sehen, und bis zum Montag war es noch zu lange hin.

So nahm sie einen Bogen von ihrem besten Papier; und in ihrer schönsten Schrift, die aussah wie Lithographie, schrieb sie ihm einen langen Brief.

All die Eindrücke des heutigen Tages spiegelten sich darin wieder; und zwischen den Zeilen konnte man die Dankbarkeit lesen, die sie ihm entgegenbrachte, weil er sich heute so mit ihr beschäftigt hatte.

Dabei war ihr ganz warm geworden, so daß sie aufstehen mußte und ein paarmal im Zimmer auf und ab ging, um zu bedenken, was sie geschrieben hatte; ob sie auch nicht zuviel verriet. Sie wollte

nur eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen, weil er sich gar so nett um sie und ihre Schülerinnen gekümmert hatte.

Dann setzte sie sich wieder hin und schrieb weiter; nun ging die Feder mit ihr durch, und sie sagte mehr, als sie zu Anfang beabsichtigt hatte, so daß sie ganz erschreckt innehielt.

Sie las nochmals durch, was sie geschrieben, und fand, daß sie den Brief in dieser Fassung nicht lassen konnte.

Dann überlegte sie sich auch, wie sie den Brief abschicken sollte, sie mußte ihn in den Kasten werfen, noch heute abend; dazu hatte sie zwei Straßen weit zu gehen. Inzwischen war es spät geworden, und sie hätte sich noch einmal anziehen müssen.

So ging ihr denn im letzten Augenblicke der rechte Mut verloren, sich noch hinauszuwagen, und so kam es, daß der Brief sein Ziel nicht erreichte, sondern in die Schublade ihres Schreibtisches wanderte, wo er liegen blieb.

Es ging nicht, daß sie ihm diese Stimmungsepistel schickte. Was hätte er wohl von ihr denken sollen.

Anfangs wollte sie das Papier zerreißen, aber das war schade. So blieb der Brief für sie selbst zur Erinnerung an diesen Festtag ihres Lebens.

Sie kleidete sich aus, und stand vor dem Spiegel und fragte sich aufs neue, ob sie wohl so aussah, daß sie Dr. Merker gefallen konnte, der gewiß einen

ganz ausgesprochenen Geschmack hatte, und sicher sehr verwöhnt war.

Eine bange Frage, die sie sich nicht beantworten konnte; aber sie tröstete sich, und beruhigte ihr Bedenken mit der Tatsache, daß er doch heute aus eigenem Antriebe, ohne daß sie auch nur das geringste dazu getan hatte, sich um sie gekümmert und sie vor all den andern ausgezeichnet hatte.

Mit ihr hatte er die Polonaise angeführt, und ihr Komplimente über ihr Tanzen gemacht; und die kleine Werben, die so stark mit ihm kokettierte, sobald es niemand sah, hatte er fast gar nicht beachtet.

Die hatte sich ihm heute oft genug in den Weg gestellt. Das schien aber keine Wirkung auf ihn zu haben.

Wenn sie es recht bedachte, so hatte sie schon oft die Beobachtung gemacht, daß die verwöhntesten und hübschesten Männer sich häufig für unscheinbare Frauen interessierten, die von andern übersehen wurden. Als ob die Gegenpole sich anzogen. Selten, daß zwei gleich hübsche Menschen zusammenkamen. Bei dem einen verstand man es meist nicht, weshalb er sich für den andern eigentlich interessiert hatte, und wie er zu ihm gekommen war. Das war das Gesetz der Ergänzung in der Ungleichartigkeit.

Ohne Grund hatte er sie gewiß nicht zu Anfang gleich aufgefordert; und er hätte sich noch weiter mit ihr unterhalten, wenn er nicht dummerweise im besten Momente abgerufen worden wäre.

Sie erwog zweifelnd, wie ſie ſich nun zu ihm ſtellen ſollte, wenn ſie ſich am Montag wieder begegneten. Ob ſie fremd und kalt tun ſollte, als ob gar nichts geſchehen ſei, oder ihm mit freundlichem Entgegenkommen begegnete.

Es hieß ſehr vorſichtig ſein, denn wenn ſie auch nur ein wenig freundlicher tat, ſo fiel das gewiß gleich den Kollegen auf, vor allem der kleinen Werben, obgleich die damals in der Sommerfriſche ihr geſagt hatte, daß ſie auf ihn verzichte und ihr den Dr. Merker gern überlaſſe. Dann gab es leicht Anlaß zu allerlei müßiger Klatſcherei, die ſie lieber vermeiden wollte.

Daher beſchloß ſie, beſſer kühl gegen ihn zu ſein, und von dem Feſte nicht zu ſprechen, wenn er nicht ſelber davon anfangen ſollte. —

Ehe ſie das Licht löſchte, ſaß ſie noch eine ganze Weile im Bette auf, die Hände um die hochgezogenen Kniee gefaltet, und lächelte glücklich vor ſich hin, ohne recht zu wiſſen weshalb.

Dann puſtete ſie die flackernde Kerze aus, und ſtreckte ſich wohlig abgeſpannt; und wie ſie mählich in den Kiſſen warm wurde, überkam ſie eine ſo angenehme Empfindung, daß ſie die Arme kreuzweiſe verſchränkte, und da war ihr, als ob jemand ſie umfangen hielt und ſie feſt und feſter an ſich zog.

Mit dem Gedanken an ihn ſchlief ſie ein. — Mitten in der Nacht erwachte ſie. Ihr hatte geträumt, daß ſie mit ihm tanzte, und da hatte er ſich herab-

gebeugt und ſie geküßt, mitten auf den Mund geküßt, vor allen Leuten. Ein furchtbarer Schreck hatte ſie überfallen. Denn mit einem Male ſah ſie ſich ganz nackend im Tanzſaale ſtehen. Seine Hände griffen nach ihr, ſie wollte ihm entfliehen, aber ihre Füße verſagten den Dienſt, ſie wollte ihn bitten, ſie zu laſſen, aber der Ton blieb ihr in der Kehle ſtecken, und da war ſie erwacht. —

Lag im Finſtern und konnte ſich nicht zurechtfinden; lag ganz regungslos ſtill, nur ein ſüßes Bangigkeitsgefühl beſchlich ſie, eine ſeltſame Scham, gepaart mit dem Wunſche, daß geſchehen möge, wovor ihr graute, und was ſie zugleich brennend erſehnte.

Sie fühlte ihre Lippen noch unter den ſeinen erzittern und erglühen, glaubte, daß er da im dunklen Zimmer an ihrem Bette ſtehe, um im nächſten Augenblicke wieder nach ihr zu greifen.

Aber nichts geſchah; niemand war da; und ſie wußte, daß ſie allein lag, und nur ihre geheimen Wünſche ſie genarrt hatten.

Und ſie fand den Schlaf nicht wieder, alle paar Minuten ſchreckte ſie zuſammen, und horchte in die Stille der Nacht hinein, und verging vor Sehnſucht und in Hoffnung der kommenden Tage. —

XIX.

Ganz matt und zerſchlagen erhob ſie ſich ſchon früh am andern Morgen, trotzdem ſie ſich eigentlich vorgenommen hatte, den Sonntag zu benutzen, um ſich recht auszuſchlafen.

Das graue Tageslicht tat ihren Augen ſo weh, aber ſie hielt es nicht länger in den Kiſſen aus. Ihre Augen brannten, ihre Glieder waren ſo matt, und ihre Gedanken gingen wirr durcheinander.

Sie hatte die Empfindung, daß ihr Blut viel zu raſch und fieberheiß ihr durch den Körper floß.

Sie hätte ein eiskaltes Bad nehmen mögen, aber ſie hatte keine Luſt, in die Badewanne der Frau Gruber zu klettern; und bis zum See war es zu weit. Sich unter ein brauſendes Gebirgswaſſer ſtellen, das war ihre Sehnſucht.

Sie ſchüttete ſich ſo viel Waſſer über den Körper, als ſie nur konnte; aber die innere Fieberigkeit bekämpfte ſie nicht damit. Ihr fiel ein: wenn ſie krank wurde? —

Aber das war es nicht. Nur eine Unruhe, die ſie hin und her trieb, und ſie zu nichts kommen ließ.

Solch einen Zuſtand hatte ſie noch nie gehabt.

Der ganze leere Sonntag lag vor ihr; und ſie wußte abſolut nicht, was ſie mit dem langen Tage anfangen ſollte.

Sie nahm ein Buch, aber ließ es wieder fallen. Dafür hatte ſie keine Gedanken. Sie konnte ſich einfach nicht konzentrieren; und ſo ſetzte ſie ſich denn auf den Balkon und träumte in den ſonnigen Vormittag hinein.

Geſtern hatte ſie ein Ziel gehabt, da ſtand das Schulfeſt bevor. Heute kam der Rückſchlag, und ſie ſchwamm im Leeren. Geſtern waren Hunderte von Menſchen um ſie geweſen, eine Unruhe, eine Aufregung ohnegleichen; heute war ſie allein, wie verlaſſen von aller Welt. Niemand kümmerte ſich um ſie; und ſie wußte auch nicht, zu wem ſie gehen konnte. Allein wollte ſie nicht von Hauſe fort, da wäre das Einſamkeitsgefühl nur noch eindringlicher geworden.

Was ſollte ſie beginnen? . .

Gegen Mittag kam Frau Gruber zu ihr herauf, der berichtete ſie nun von dem geſtrigen Feſte, und ſie hätte brennend gern ein Wort über Dr. Merker geſagt, aber das konnte ſie nicht; und dann beherrſchte ſie auch die Furcht, daß ſie ſich verraten könne, wenn ſie nur ſeinen Namen ausſprach.

Nach Tiſch ging ſie eine Stunde ſpazieren, nur um die Zeit hinzubringen. Ihr ſchien, als ob die

Straßen verlaſſener und menſchenleerer ſeien als ſonſt. Sie hatte ſo gar kein Ziel, ſo daß ſie bald wieder heimkehrte.

Es war drückend heiß, und die Müdigkeit kam nach; und ſie legte ſich auf das Sofa, und druſelte ein wenig ein. —

Als ſie ſpät am Nachmittage erwachte, war die Sonne verſchwunden, und der Himmel war voller Wolken, ein Gewitter war im Anzuge. Der Wind trieb den Staub in Wirbeln durch die Straßen, und ſchon donnerte es in der Ferne, und es ward dunkler und dunkler.

Die erſten ſchweren Tropfen fielen, und dann brach das Wetter los. In tiefer Finſternis zuckte Blitz um Blitz, und ſie ſtand hochaufatmend an der offenen Balkontür, ſah den Platzregen niederſchlagen, hörte dem Gepolter des Donners entzückt zu, ſah ſtarr in die raſch hintereinander aufzuckenden Blitze und fühlte ihre Bruſt mit jedem Donnerſchlage freier werden.

Das wirkte wie eine große Erlöſung, eine erquickende Befreiung von der Qual, die ſie in der Nacht hatte durchleben müſſen. Und eine unerſchütterliche Gewißheit ſtieg in ihr auf, daß ſie ſich nicht geirrt hatte, daß er ſich für ſie intereſſierte. Seine Augen waren mit einem ſo innigen Ausdruck auf ſie gerichtet geweſen, mit einem ſo forſchenden Blicke

hatte er ſie angeſehen, daß gar kein Zweifel mehr möglich war.

Was ſollte daraus werden? . .

Nur nicht an die Zukunft denken! wehrte ſie ab. Was kommen mochte, war ja ganz gleich, gegenüber dieſem großen Gefühle, das ſie jetzt beſeelte und all ihr Denken beherrſchte.

Nun war der Tag nicht mehr leer. Alles erſchien ihr in einem andern Lichte, alles war erfüllt mit Zukunftshoffnung. —

Das Gewitter vergrollte in der Ferne. Die gelben Wolkenfetzen jagten ſo dicht über die Häuſer, als berührten ſie die Spitzen der Bäume. Aber das Dunkel blieb, denn der Abend war gekommen, und es wurde nicht mehr Tag. Am Horizonte nur zuckte es noch immer blitzend auf, zuweilen noch ein fernes, murrendes Grollen. Eine köſtliche Friſche wehte ihr aus allen Gärten zu. Alles duftete nach friſchem Laub, nach Blumen und jenem eigentümlichen Geruch von erquickendem Regen.

Morgen war wieder ein Tag, morgen würde ſie ihm wieder begegnen, und ſie nahm ſich ein Buch, und ihre Gedanken ließen ſich jetzt willig von der Lektüre in Bann nehmen und ſchweiften nicht mehr ab auf ungewiſſe Irrwege.

XX.

Der Morgen war gekommen, und sie war auf dem Gange zur Schule.

Nun bangte ihr doch; ihr Herz klopfte derart, daß sie sich ganz benommen fühlte. Sie hatte kaum ihr Frühstück zu sich nehmen können.

Einen Augenblick hatte sie daran gedacht, sich krank zu melden. Aber das war ja Unsinn. Es ging nicht, außerdem hatte sie das brennende Verlangen, ihm wieder zu begegnen.

Sie wollte ihn wiedersehen, damit der gefürchtete Augenblick sobald als möglich hinter ihr lag; damit sie darüber wegkam, und nicht aufs neue in die Unruhe der Erwartung geriet.

Es war keine rechte Unterrichtsstunde, dieses erste Zusammentreffen. Es wurde fast nur von dem Schulfeste gesprochen; jede Schülerin hatte etwas zu erzählen, denn allzuvoll waren noch die Gemüter von dem Feste.

Es war ein beständiges Raunen und Wispern, ein unruhiges Herumrutschen auf den Bänken, während die Erinnerung sich aus dem Klassenzimmer

hinausſtahl in das Freie, wo die wehenden Zweige der Bäume ſo lockend winkten.

Ganz mechaniſch gab ſie ihre Unterrichtsſtunde, irgendwelche gleichgültigen Wiederholungen, die keine Schwierigkeit weiter boten.

Endlich waren die beiden Stunden herum, und Kellermann läutete zur großen Pauſe. Sie ſchloß ihre Bücher in den Klaſſenſchrank, — und auf dem Wege zum Lehrerinnenzimmer begegnete ſie ihm.

Sie wußte, daß er ihr hier auf dem Korridor begegnen mußte, ſie hielt extra Trude Schneider an, um ein paar gleichgültige Worte mit ihr zu reden, nur damit die Zeit hinging und ſie ihn nicht verfehlte.

Er kam im Geſpräch mit dem Kollegen Leiffler, aber ſah ſie ſofort, denn er lächelte vergnügt, trat auf ſie zu und gab ihr die Hand, blieb neben ihr einen Augenblick ſtehen, nickte ihr zu, und fragte, ſie aufmerkſam muſternd:

— Gut bekommen am Sonnabend, Fräulein Griſebach?

Sie ſagte raſch irgend etwas, dann war er mit einem freundlichen Neigen des Kopfes weitergegangen; und ſprach mit dem Dr. Leiffler, ohne ſich noch einmal umzuſehen, während ſie klopfenden Herzens raſch in das Lehrerinnenzimmer ſchlüpfte.

Da waren die andern ſchon im eifrigſten Geplauder; und während ſie ihre Butterbrote verzehrten,

oder die Weißbrötchen unter den Zähnen krachen ließen, ſprachen auch ſie nur von dem Schulausfluge; und wie ſchwer es geweſen war, in die aufgeregten Kinder wieder etwas Disziplin zu bringen.

Sie ſelber war ſo aufgeregt, daß ſie ſich an der allgemeinen Unterhaltung kaum beteiligen konnte, ſondern nahm ſich eine Zeitung, in der ſie blätterte, ohne zu wiſſen, was ſie las.

Ihr Frühſtück rührte ſie nicht an. Dazu klopfte ihr Herz zu ſtark, ſie konnte nichts eſſen.

Noch ehe die Pauſe zu Ende war, ging ſie wieder hinaus. Sie konnte das dumme Lachen der Kolleginnen nicht ertragen. Damit beruhigte und belog ſie ſich; und ſie hielt ſich auf dem Korridor auf, wo ſie in den Garten ſehen konnte, in dem die Kinder ſich jubelnd und lärmend herumtrieben.

Sie hatte die ſtille Hoffnung, daß er wieder an ihr vorbeikommen und ein paar Worte mit ihr ſprechen würde, — aber er kam nicht. Es hatte längſt geläutet, — die Mädchen waren ſchon in den Klaſſen, — die andern Lehrer waren vorbeigegangen, — er war nicht darunter geweſen. Als ſie es endlich aufgab und in ihre Klaſſe trat, da ſchallte ihr ſolch ein Lärm entgegen, daß ſie ganz nervös wurde und nun alle Strenge anwandte, mit harten Worten die Verdutzten anfuhr, die nicht recht wußten, wie ſie dieſen jähen Stimmungswechſel auffaſſen ſollten.

Mit einem Schlage waren ſie verſtummt, und ſaßen muckſtille da.

Mit aller Strenge gab ſie jetzt ihren Unterricht, wie an einem gewöhnlichen Tage; aber mit ihren Gedanken war ſie doch nicht dabei, die ſchweiften ganz wo anders hin, während ſie mechaniſch ihren Pflichten nachkam.

XXI.

Eine plötzliche Sehnsucht hatte an einem der nächsten Tage Fräulein Grisebach überfallen, die Stimmung des Schulfestes noch einmal in sich aufleben zu lassen, und sie hatte den schönen Nachmittag benutzt und war mit der Dampfbahn gleich nach Tisch bis Machnow hinausgefahren.

Da saß sie nun allein an einem der kleinen Restaurationstische, genau da, wo an jenem Tage die lange Kaffeetafel gestanden hatte; aber heute war es einsam und still hier. Die Sonne lag über den feuchten Wiesen, und das Schloß mit seinem grauen Gemäuer schien zu schlafen.

Hier und dort saß eine kleine Gesellschaft von Radlern oder Ausflüglern im Garten, aber kein lautes Wort war zu hören.

Hinten auf der Wiese unter den alten Eichen hatten ein paar Malerinnen ihre Staffeleien aufgestellt, und waren eifrig bei der Arbeit; sonst war alles leer. Eine leise Enttäuschung befiel Fräulein Grisebach, wenn sie an den Sonnabend zurückdachte, da jugendliches Ungestüm hier zwischen den Tischen und Stühlen einhergetollt war.

Dort war die offene Tanzhalle, wo ſie mit ihm die Polonaiſe angeführt und den Walzer getanzt hatte.

Mit offenen Augen ſah ſie alles deutlich vor ſich wie an jenem Tage; ſie hörte die ſchmeichleriſche Weiſe des Walzers, bei der ſie an ſeiner Bruſt gelegen hatte.

Der Gedanke daran machte ſie ſo unruhig, daß ſie es nicht mehr in dem Garten aushielt, ſie mußte aufſtehen und ſich bewegen. So ging ſie hinaus, und ſchritt an der alten Waſſermühle vorbei, die ihr großes Rad nicht mehr gehen ließ. Die Mühle ſtand ſtill, denn durch den Bau des Kanals war das Waſſer oberhalb ſo gefallen, daß nun in dem Mühlenfließe kaum noch ein kleines Rinnſal hinſickerte, eben genug, um den kleinen Schwanenteich im Parke zu füllen.

Es flog kein Mehlſtaub mehr aus der offenen Tür der Mühle wie früher, es tönte kein luſtiges Klappern mehr, und das Schütt mit dem großen, moosbewachſenen Rad, das man von der kleinen Brücke aus ſah, würde bald ganz verfault ſein.

Sie ging weiter, an den langen Ställen hin, wo der warme Dunſt des Viehs aus den kleinen vergitterten Fenſtern zu ihr drang. Sie hörte das Raſſeln und Klirren der Ketten, eine Kuh brüllte auf, und dann ging ſie den Weg zwiſchen der roten Backſteinkirche mit dem verfallenen romantiſchen Kirchhofe, wo ein paar Maler ſaßen, und zwiſchen dem rieſigen Torweg, der den Blick zu dem großen Hofe des Herrenhauſes

öffnete, in die dunkle Lindenallee hinein, die nach Wannsee geführt hatte. Jetzt war es bald zu Ende mit dem Wege. Hinter dem efeubewachsenen Forsthause, wo ein Jagdhund sie anbellte, ging der Weg bald nicht mehr weiter. Das alte Erdreich war abgetragen, denn hier wurde der Kanal ausgegraben, der vom See zu den riesenhaften Schleusen ging, über die jetzt die Chaussee gelegt wurde.

Mächtig ragten die hohen torartigen Gebäude in die Luft, die dazu dienen sollten, die eigentlichen Schleusentore zu heben und zu senken. Der alte idyllische Frieden des einst so versteckt liegenden Sees war gestört. Jenseits auf dem bewaldeten Hügel stieg hell der Neubau der Hakeburg empor mit seinem schiefergedeckten, viereckigen Turme, auf dem schon die weiße Fahne, mit den drei schwarzen Haken, die wie Gänseköpfe aussahen, flatterte. —

Sie saß eine ganze Weile am Ufer des Sees, den noch kein Schiff durchfuhr; wie bald aber würden hier die Dampfer und die ungeschlachten Zillen das Bild stören; wie es die Eisenbrücke dort rechts schon tat, die den Kanal am andern Ende des Sees überspannte, wo die Arbeiter lärmend schmiedeten und hämmerten.

Sie ging zurück, wieder an dem Kirchlein vorbei, bis zu jener Stelle, wo die Chaussee nach Zehlendorf führte, der alte Spandauer Weg, der den Grunewald durchschnitt, und wo hinter einem Wind-

ſchirm aus Tannenreiſern eine alte Frau hockte und zerbrochene Mauerſteine zum Wegebau klein ſchlug.

Die ſtammten von einem der alten windſchiefen Häuschen, die mit ihren romantiſch mit Moos bewachſenen Strohdächern und ihren kleinen Fenſtern hier an der Allee lagen. Auch ſie ſollten fallen, und neue, ganz hygieniſch eingerichtete, praktiſche Steinbauten mit hellroten Ziegeldächern wurden für die Gutsleute erbaut. Die Häuſer wirkten hier in der grünen Dämmerung, die ſich unter den jahrhundertealten Linden breitete, ſo troſtlos nüchtern, ſo unmaleriſch, daß es einem leid tun konnte.

In der Nähe der Brücke, wo neben der Chauſſee Schienen für die Dampfbahn gelegt waren, die hier allerlei Baumaterialien herbeiſchaffte, ſtanden zwei große Möbelwagen. Fräulein Griſebach warf einen Blick hinein und ſah, daß ſie zu Wohnungen eingerichtet waren. Es waren Verſchläge eingebaut, immer zwei Bettſtatten übereinander. Auf den Strohſäcken ſchliefen nachts die polniſchen Erdarbeiter, die hier hauſten.

Sie waren dabei, die Schienen zu verlegen; und ein Vorarbeiter kommandierte die Arbeit mit einem monotonen Singſang, nach dem ſie die Schwellen von der Stelle rückten.

Sie mußte dicht an den Leuten vorbei, die ſie mit eigentümlichen, heimtückiſchen Blicken anſahen. Sie fürchtete ſich nicht; aber ſie mußte daran denken,

wie vor einigen Tagen hier im Walde ein Mädchen von einigen dieſer Kerle überfallen war. Es wurde nach ihnen geſucht. Das Mädchen, das ins Krankenhaus geſchafft war, konnte ſie nicht genauer beſchreiben. Wahrſcheinlich waren ſie unter den Erdarbeitern des Kanals zu ſuchen. Vielleicht fanden ſie ſich gerade in dieſer Kolonne, und ihr Kleid ſtreifte einen dieſer Verbrecher.

Sie war auf die Brücke getreten, und ſah den Leuten zu, die die Böſchung abſtachen, während das Waſſer in einem Graben daneben dem See zufloß.

Dann kehrte ſie um, und ging unter den uralten, riſſigen Lindenbäumen zurück, an der Gärtnerei und dem Pfarrhauſe vorbei, wieder zur Dampfbahn.

Heute gab das alles ein ſo ganz anderes Bild als bei der Schulfeier; das Landſchaftliche wirkte, wie damals, aber alles Perſönliche fehlte ihr; und es tat ihr eigentlich leid, daß ſie herausgekommen war.

Es hatte ſie ernüchtert. Im hellen Sonnenſcheine des Nachmittags wirkte alles ganz anders, als ſie es in Erinnerung hatte.

XXII.

Als sie nach Hause kam, hörte sie bei Frau Gruber großen Lärm, und dann mußte sie alles über sich ergehen lassen an Jammern und Klagen, denn die rothaarige Mieze hatte mit dem Burschen des Oberstleutnants von nebenan angefangen; und Frau Gruber war dahintergekommen, und hatte sie verprügelt, und wiederholte immer nur:

— Dir werde ich die Liebesgedanken austreiben! .. Warte man, dir werde ich bringen!

Rasch ging Fräulein Grisebach auf ihr Zimmer, um nichts mehr davon zu hören.

*

Am Abend saß sie daheim und korrigierte ihre Hefte wie gewöhnlich, aber alle Augenblicke legte sie die Feder weg, lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, schloß die Augen und summte den Walzer vor sich hin, den sie mit ihm getanzt hatte.

Der ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Sie wollte nicht daran denken, aber die Melodie schlich sich immer wieder ein, und war nicht zu vertreiben.

Es zuckte ihr in den Füßen. Sie fühlte, wie er den Arm um sie gelegt hatte, kaum daß sie es gemerkt, wie sicher er sie hielt. Sie lag wieder an seiner Brust, spürte seine Nähe, und es wehte ihr wieder sein feines Parfüm entgegen, das sie nicht kannte. Ein kaum merklicher Hauch, der ihr überaus angenehm war; und den sie jetzt deutlich um sich zu spüren meinte.

Wenn sie gewußt hätte, was es war, würde sie es sich gewiß verschafft haben, um diesen Genuß einmal wirklich auszukosten. Es schwebte um sie her so schmeichelnd angenehm . . .

Da fiel ihr Blick auf die Hefte, die vor ihr lagen; sie sah die törichten Fehler, die sie mit roter Tinte angestrichen hatte, und das rief sie in die Wirklichkeit zurück. Damit mußte sie erst fertig werden. Heute abend mußten diese Hefte erledigt werden, und sie nahm all ihre Gedanken zusammen, und tauchte die Feder wieder in die blutrote Tinte, und summierte zusammen, was sie bei Helene Wöhlert an ganzen und halben Fehlern am Rande angemerkt hatte. Wieder siebeneinhalb Fehler; es war nicht zu glauben, wie nachlässig die in ihren Klassenarbeiten war; und dabei hielt sie grade dieses Mädchen für eines der begabtesten der ganzen Klasse. Aber so schrecklich zerfahren, immer mit den Gedanken wo anders.

So war sie selber auch in den letzten Tagen. Aber jetzt nahm sie sich zusammen und erledigte,

ohne mehr einzuhalten, alle Arbeiten hintereinander, um damit fertig zu werden. —

Sie wollte ihm heute den Brief schreiben, den sie am Sonnabend schon angefangen hatte. Nun hatte sie ihn nur so flüchtig gesprochen, und es widerstrebte ihr, daß über den Sonnabend kein Wort gesagt war.

Hastig nahm sie ihr Abendbrot. Dann sann sie lange nach, wie sie ihn am besten anredete. Gar zu steif durfte es nicht sein. Sehr geehrter Herr! klang gar so offiziell und fremd.

Gestern hatte sie geschrieben: Hochverehrter Herr Doktor!

Das klang viel besser, und war auch wohl das richtigste.

Lieber Herr Kollege! ging gar nicht. Das war zu prosaisch, und tat ihrer Weiblichkeit eigentlich Abbruch, wenn sie sich auf den Gleichfuß des Standes mit ihm stellte. So war sie im Zweifel, welche Überschrift sie wählen sollte, und entschloß sich endlich, sie vorläufig noch auszulassen. Sie konnte sie ja später zufügen.

Die Worte kamen ihr mühelos, und ehe sie sich versehen, hatte sie acht Seiten geschrieben, ohne sich einmal zu bedenken. Sie schrieb von dem Feste, und wie nett es von ihm gewesen sei, daß er sich ihrer und ihrer Klasse so selbstlos und freundlich angenommen hatte, und wie sie leider keine Gelegenheit

gefunden, ihm dafür zu danken; wie ſie ganz verwandelt ſei, ſeit ſie wußte, daß er ein wenig Intereſſe für ihre Wenigkeit habe. Jetzt erſt hatte ihr Leben Inhalt und Zweck, die Welt hatte ein anderes Geſicht bekommen, ſeit ſie ihn kennen gelernt hatte, der ihr bisher ſo fremd und anders erſchienen ſei, als er wirklich war.

Dieſen Brief, deſſen Phantaſtik ihr in der ſtimmungsvollen Einſamkeit ihres Zimmers nicht aufging, wollte ſie ihm morgen geben. Es ſchien ihr zu proſaiſch, daß ſie das Schriftſtück in den blauen Briefkaſten werfen und ein Briefträger ihn in ſeinen Fingern haben ſollte.

So viel Mut mußte ſie ſchon zuſammenbringen, daß ſie an ihn herantrat, und ihm das Kuvert ſelbſt übergab. Mochte daraus werden, was wollte. Das mußte geſchehen.

Was ſollte viel geſchehen? — Sie war zufrieden, wenn nur alles blieb, wie es war, damit ſie das Gefühl hatte, daß ſie ihm nicht gleichgültig war.

*

Voller Aufregung paßte ſie den Augenblick ab, da er aus ſeiner Stunde komme mußte, — aber wieder war er nicht allein. Sie glaubte an ſeinem Gruße zu erkennen, wie es auch ihm unangenehm war, daß ſie ſich nicht allein trafen. Die Gelegenheit war wieder mal verpaßt.

Sie fühlte den Brief in der Taſche. Bei jeder Bewegung knitterte er ein wenig, und ihr war, als brenne er ihr durch die Kleider bis auf die Haut. Er ſtörte ſie mit ſeiner Gegenwart, und ſie wußte nicht, wie ſie ihn los werden ſollte.

So ging es doch nicht. Es ſchien ihr auch zu dumm, wenn ſie ſich vorſtellte, daß ſie ihm in den Weg treten ſollte und ihm einfach den Brief hinſtrecken würde. Irgend etwas mußte ſie zur Erklärung doch dazu ſagen. Dann aber brauchte ſie ihm wieder nicht zu ſchreiben.

Wenn er nun gar nicht erfuhr, von wem der Brief kam? Wenn ſie ihm ſo ſchrieb, daß ihre Perſon ganz aus dem Spiele blieb, und ſie nur das drückende Gefühl los ward, undankbar gegen ihn geweſen zu ſein.

Sie war froh, daß ſie den Brief, der ſehr verknittert ausſah, noch beſaß. Wenn ſie ihm nun ohne Unterſchrift ſchrieb? — Allein ihre faſt lithographiſche Schrift konnte ſie leicht verraten. Dagegen gab es ein Mittel. Sie verſtand ganz nach links ſchräg zu ſchreiben. Da erkannte gewiß niemand ihre Schriftzüge. Und ſo ſetzte ſie den dritten Brief auf, der in mehr allgemeinen Wendungen gehalten war. Es war viel von dem Ausfluge die Rede; aber von ſich ſelbſt ſprach ſie wenig, gab keine näheren Andeutungen, ſondern hielt ihn ſo, daß er eben noch erraten konnte, von wem der Brief kam, im Falle er ſich was aus ihr machte.

Sie unterſchrieb mit einem unleſerlichen Gekrakel, das ſie auf einem Blatt Papier wiederholte, um es zu behalten. —

Am Nachmittage hatte ſie das Schreiben abgeſandt. Am andern Morgen ſchon lief ſie alle Augenblicke an ihren Briefkaſten, ob etwa Antwort da war. Denn wenn ſie ſich in ihrer Vorausſetzung nicht täuſchte, dann mußte er darauf erwidern. Als der Briefträger kam, brachte er nur die Preisliſte einer Waſchanſtalt. Das war alles.

In der Schule vermied ſie es heute, ſich draußen aufzuhalten, ſondern ging raſch in das Lehrerinnenzimmer. Trotzdem lief ſie ihm in der zweiten Pauſe grade in den Weg. Voller Furcht wollte ſie raſch an ihm vorbei, und hörte nur, wie er lächelnd hinter ihr her rief:

— So eilig, liebes Fräulein? . .

Er hatte alſo den Brief erhalten, hatte offenbar eben eine Unterredung mit ihr geſucht. Aber ſie wäre jetzt nicht dazu imſtande geweſen, jetzt nicht.

Mochte er ihr ſchreiben. Das war paſſender. —

Nachdem ſie den ganzen Tag zu Hauſe auf eine Zeile von ihm gewartet hatte, und nichts gekommen war, tat es ihr ſchließlich leid, daß ſie ihm nicht ſtandgehalten hatte. So hätte ſie doch die erſte entſcheidende Ausſprache hinter ſich gehabt, ſtatt daß ſie ſich noch weiter in Ungewißheit verzehrte.

XXIII.

Als nichts kam, auch am folgenden Morgen nicht, da ſchrieb ſie ihm wieder: ob er böſe ſei, daß ſie es gewagt hatte, ihn ſo zu beläſtigen. Sie hatte ihm nur zeigen wollen, daß ſie voller Dankbarkeit für ihn war. Weiter nichts. Das ſollte er wiſſen, damit er nicht glaubte, daß er ſeine Freundlichkeit an eine Undankbare verſchwendet habe.

Sie hatte ſich ſchon derart gewöhnt, ihre Gefühle dem Papier anzuvertrauen, daß ſie ihm von jetzt ab jeden Tag ſchrieb. Dabei wartete ſie gar nicht mehr auf Antwort, ſondern ſchrieb ihm allerhand Stimmungen, wie ſie ihr kamen, nie etwas Greifbares. Das ſchien ihr viel zu proſaiſch. Es war ein lyriſches Geſtammel, gemiſcht aus unklarer Sehnſucht und all ihren Traumvorſtellungen; und da ſie ſich jedesmal vorſtellte, was er ihr wohl auf ihre Briefe antworten könnte, ſo tat ſie ganz, als habe er ihr wirklich geſchrieben; und ihr Erguß wurde ſo das Echo ſeiner nur in ihrer Einbildung vorhandenen Erwiderung.

Sie hatte ſich ſo völlig in ihre Rolle verſetzt, daß ſie kein Gefühl mehr dafür hatte, wie ihre Briefe

für den anderen immer befremdlicher werden mußten. Sie machte aus ihren Empfindungen für ihn kein Hehl und versicherte ihm immer aufs neue, daß sie seine Freundschaft aufs innigste erwidere, mehr, als er es sich vorstellen konnte. —

Alle halbe Stunde sah sie in ihrem Briefkasten nach, ob nichts für sie angekommen war. Auf die Bestellung der Post nahm sie keine Rücksicht; ebensogut konnte er ihr ja seine Antwort durch einen Boten zustellen. Das war sogar viel wahrscheinlicher.

Allein nie kam eine Zeile von ihm. —

Vielleicht wollte er in seiner Feinfühligkeit ihr Inkognito wahren, dachte sie, und er schrieb ihr nicht, damit nicht etwa seine Antwort ihrer Wirtin in die Finger fiel. Auch hatte sie ihm ja keine Erlaubnis gegeben, daß er ihr antworten konnte. So kam sie auf den Plan, ihn zu bitten: er möge ihr postlagernd Antwort geben.

In der Postanstalt des Ortes selbst ging es nicht. Da kannten die Beamten sie zu gut. Es war am besten in Berlin, am Potsdamer Bahnhofe. Dahin bat sie ihn, sein Schreiben zu richten unter A. M. 23. Zufällig kam ihr diese Chiffre.

Nun mußte sie nach der Stadt hineinfahren. Sie hatte es so eilig, daß sie gleich am nächsten Tage nachfragte. Die Leute drängten sich am Schalter. Endlich kam sie dran. Der Beamte blätterte das

Päckchen durch, das er aus dem Fache A nahm, und schüttelte den Kopf. Nichts da! —

Wie betäubt trat sie auf die Straße. Das war nicht möglich! Es sollte nichts da sein? . . Der Beamte hatte sich gewiß geirrt. Er hatte nur unter A nachgesehen, und nun lag der Brief gewiß in dem Fache M. Sie hatte noch einiges in der Stadt zu besorgen; und nach einer Stunde kam sie wieder, und wollte noch mal nachfragen. Vielleicht saß ein anderer am Schalter. Aber als sie nahe genug herangekommen war, um es zu sehen, war es noch derselbe wenig liebenswürdige Herr. Nun hatte sie Angst, er werde sie wiedererkennen und ihr womöglich vor allen Leuten sagen, daß er ihr doch eben erst gesagt hatte, daß nichts da sei. Dem wollte sie sich lieber nicht aussetzen; und so trat sie aus der Reihe wieder heraus, und kaufte am Nebenschalter, wo es leerer war, ein paar Marken.

Dann fuhr sie wieder zurück und überlegte, ob sie gleich nochmals schreiben sollte. Aber sie wollte noch warten. Er hätte ja sofort am selben Morgen schreiben müssen, wenn heute schon ein Brief da sein sollte, überlegte sie sich. Sie mußte sich eben in Geduld fassen. Am folgenden Nachmittage konnte sie nicht fort. Sie war voller Verzweiflung. Erst am nächsten Tage fuhr sie gleich nach der Schule in die Stadt, ohne erst zu Hause Mittag zu essen.

Da bekam sie ihren Brief. Sie war ganz ver-

wirrt, daß wirklich eine Antwort da war, als hätte sie es gar nicht erwartet, und ging in eine Konditorei am Platze, wo sie sich sonst nie hineintraute. Aber nun mußte es sein. Sie setzte sich drinnen an einen kleinen runden Tisch, und ängstigte sich zwischen den vielen Herren, die hier saßen und ihren Kaffee tranken, und unter all den seltsamen Damen, die ihre Blicke umhergehen ließen, und denen man ansah, daß sie keine jungen Mädchen oder ehrbare Frauen waren.

Sie hatte sich eine Tasse Schokolade bestellt, und wollte grade ihren Brief öffnen, da nahm ein Pärchen an ihrem Tische Platz; und nun getraute sie sich nicht, den Brief aufzureißen, so sehr die Neugier sie plagte.

Sie mußte das seltsame Gespräch mit anhören, das die beiden am Tische miteinander führten, die sich erst kurz zuvor kennen gelernt haben mußten. So leise sie sprachen, verstand sie doch jede Silbe; und der Mann fragte Dinge, indem er von Zeit zu Zeit einen Seitenblick nach ihr warf, ob sie ihn auch nicht höre, daß sie nicht wußte, wohin sie sehen sollte. Das Mädchen lachte und kicherte, und suchte doch dabei den Anstand zu wahren, damit der Kellner nichts merkte und ihr womöglich das Lokal verboten wurde. Der Herr war zu komisch mit seinen Fragen, sagte sie ihm ins Gesicht; das hatte ja alles bis nachher Zeit.

Fräulein Griſebach hatte ihre Schokolade raſch ausgelöffelt, bezahlte und war froh, als ſie dem immer ärger werdenden Geſpräche entflohen war.

Nun ging ſie durch die Bellevueſtraße in den Tiergarten; aber ſie ſah bald, daß alle Bänke beſetzt waren. Am Goldfiſchteiche ſchienen mehr Menſchen als je, und die ſpielenden Kinder liefen ſie in ihrer Blindheit um. Da ging ſie in die Siegesallee zurück, ging hinüber auf die Seite des Brandenburger Tors und ſetzte ſich auf die Seitenbank, wo Johann Sigismund mit den Bluderhoſen das eine dicke Bein vor das andere ſetzte. Da war ſie ungeſtört; denn die Fremden, die dieſe Figuren noch intereſſierten, gingen an den vielen Puppen vorüber, indem ſie die meiſt unleſerlichen Inſchriften der Sockel zu entziffern ſuchten, und achteten nicht darauf, wer auf den Rundbänken ſaß.

A. M. 23 ſtand deutlich auf dem Briefe. Indem ſie ihn aufbrach, ſah ſie nach dem Aufgabeſtempel, und wann er in Berlin angekommen war. Das war beides heute. Da hätte ſie nun geſtern wieder vergeblich nachfragen können. Wenn ihr das paſſiert wäre, und ſie wieder keine Antwort vorgefunden hätte, wäre ſie heute ſchwerlich zum dritten Male nachfragen gekommen.

Zum Glück hatte heute ein andrer Poſtbeamter am Schalter geſeſſen, ſonſt hätte ſie ſich vielleicht auch nicht herangetraut.

Das alſo war ſeine Schrift, klein und zierlich, aber ſehr hübſch; eine engliſche Schrift, ſagte ſie ſich und fing an zu leſen.

Es war ein überaus vorſichtiger Brief, gleichſam ins Ungewiſſe hinein taſtend, nur wenige Zeilen, in denen er der Schreiberin für das lebhafte Intereſſe dankte, das ihm offenbar entgegengebracht wurde. Allein er erklärte, daß er nicht recht verſtehe, wieſo das geſchah. Das verdiene er nicht, und er bat die geheimnisvolle Briefſchreiberin, ihre einſeitige Korreſpondenz lieber einzuſtellen, da dieſe Dinge ihn ein wenig beunruhigten. In der Ungewißheit, ob ſeine Antwort auch in die richtigen Hände komme, unterſchreibe er ſich lieber nicht mit ſeinem Namen.

Das alles verſtand ſie nicht recht, — ſie war vorläufig zu glücklich, überhaupt einen Brief von ſeiner Hand erhalten zu haben; und ſo las ſie gar nicht, was er ihr ſchrieb, ſondern las hinein, was ſie ſich vorſtellte und wünſchte.

Wie vornehm und zurückhaltend der Brief war, gewiß nur, weil er nicht mit Sicherheit wußte, ob ſie es ſei, die ihm geſchrieben.

Er wurde beunruhigt durch ihre Briefe.

Das erfüllte ſie mit einer geheimen Wonne. Wenn das der Fall war, gab es keinen Zweifel mehr, dann liebte er ſie, auch wenn er es ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte.

Ganz glücklich fuhr ſie nach Hauſe, und machte

im Abenddämmer den Umweg, an ſeinem Hauſe vorüber. Den Weg hatte ſie letzter Zeit manchmal gemacht, am liebſten gegen Abend.

Sie mußte dabei an der Villa des Konſuls Marbach vorbei, wo alles feſt verſchloſſen war, alle Jalouſieen heruntergelaſſen.

Die arme, kleine Käte. Was mochte wohl jetzt mit ihr ſein? . .

Verödet und verlaſſen lag der Park da, — aber wenige Häuſer weiter hörte ſie Muſik und dann lautes Gelächter.

Dort wohnte Herr Ahrens; und in allen Bäumen hingen Lampions, und auf der Gartenterraſſe wurde gelacht und getrunken; und Herren in Smoking und elegante Damen in großer Toilette wandelten unter den Bäumen.

Am Gitter drängte eine neugierige Menge, und ſah dem feſtlichen Nachttreiben zu; und Fräulein Griſebach mußte an ihren Beſuch hier im Hauſe denken, und wurde voller Zorn, wenn ſie ſich vorſtellte, daß Elſe Ahrens in England fern von der Heimat weilen mußte, während ihre Eltern die luſtigſten Feſte feierten.

Fräulein Griſebach ging weiter, kam in ſtillere Straßen und ſtand endlich vor ſeinem Hauſe.

Wie oft war ſie hier ſcheu vorbeigehuſcht. Heute ging ſie ganz ſtill vorüber, blieb auch einen Augenblick ſtehen.

Sie hätte ihm gern ein paar Blumen hinaufgeſchickt, oder ihm auf irgendeine Art zu erkennen gegeben, daß ſie ſeine Antwort erhalten hatte. Allein ſie fand den Mut nicht dazu. Es war auch alles dunkel bei ihm; denn ſie wußte genau, daß ſeine drei Fenſter nach der Straße gingen. Es hätte alſo im Augenblicke keinen Zweck gehabt.

Daheim las ſie den Brief nochmal in voller Ruhe und Andacht. Er fühlte ſich beunruhigt durch die Briefe, die er erhielt. Das gab ihr am meiſten zu denken.

Das konnte nur heißen, daß er ſich ihretwegen beunruhigte. Aber weshalb? Und da fand ſie es plötzlich.

Eine geheime Angſt befiel ſie. Das konnte nur heißen, daß er nach ihr verlangte, während ſein Gewiſſen ihm ſagte, daß er das nicht dürfe. Sie war ſeine Kollegin, und ſie hatte ihm ihr Herz ausgeſchüttet. Und nun trug er ſelber Sorge, daß er dies ihm entgegengebrachte Vertrauen nicht mißbrauchte.

Das allein war es, was ihn ſo beunruhigte. Was anderes konnte es nicht ſein.

Er kannte ſich; er war gewiß nicht der Mann, der ſich auf die Dauer mit einem harmloſen Briefwechſel genügen ließ, der wochenlang einer Herzensneigung ſtill und wunſchlos nachhing. Dazu war er nicht angetan. Man brauchte nur ſeine Augen zu ſehen, die ſo befehlend blicken konnten, dieſen

energiſchen Mund, mit Zähnen wie die eines Raubtieres, der alles zu fordern ſchien. —

Da war es wieder das blutdürſtige Tier, das ſie einſt im Schlafe in ihren Träumen überfallen hatte. —

Es war ſo erſchreckend ſtill ringsum, nur der leiſe Nachtwind ſtieß zuweilen gegen die Scheiben. Sie glaubte plötzlich, daß es Einlaß heiſchend an der Tür zum Balkon poche. —

Ihr Herz ſtand ſtill.

Sie war verloren, das fühlte ſie, — war rettungslos verloren.

Und ſie ſtand zitternd — und wartete. —

Aber es kam nichts; es geſchah nichts. —

Nur die alten Bäume bogen und neigten ſich im warmen Nachtwinde.

Vielleicht ſtand er drunten auf der Straße. Sie löſchte haſtig das Licht, damit ihr Schatten ſie nicht verriet, und ſpähte vorſichtig hinaus. — Nichts war zu ſehen.

Gott weiß, wo er jetzt ſein mochte.

Vielleicht daheim wie ſie; und er dachte an ſie, er verlangte nach ihr und wartete auf eine Antwort auf ſeinen Brief. Oder er ſaß irgendwo mit Freunden beim Bier, oder war in der großen Stadt mitten in einem Abenteuer. —

Bei dieſer Vorſtellung, die ſich ihr immer wieder aufdrängte, tat ihr das Herz weh.

Sie hatte das Licht wieder angezündet. Nun mußte ſie ihm Antwort geben auf ſein Schreiben.

Haſtig warf ſie ihre Zeilen auf das Papier. Ihre Handſchrift verſtellte ſie nicht wie zu Anfang. Es hatte ja keinen Zweck mehr. Aus den Worten, die ſie an ihn richtete, klang die Angſt, daß er mehr von ihr verlangen könne, als ſie ihm gewähren durfte. Sie erklärte ihm, wie rein ihre Freundſchaft für ihn ſei, und daß es nichts geben dürfe, was ihn beunruhigte. Und ſie ſchloß, daß ſie ſeinen Brief als einen koſtbaren Schatz bewahren werde, und wie glücklich er ſie damit gemacht habe.

Es wurde ein lyriſches Gedicht, voller Überſchwang, ein Erguß dichteriſcher Worte, wie der Augenblick ſie ihr eingab. Viele Ausrufe, und halbe Sätze, weil ſie nicht recht zu Ende dachte. Lauter Anläufe zu Gedankenreihen, die ſie im Entſtehen ſchon abbrach, weil ſie fürchtete, zu viel zu verraten.

Sie las diesmal ihren Brief nicht durch, ob ſie ihn auch ſo abſenden konnte. Sie hatte geſchrieben, wie ihr zumute war, und ſo ſchickte ſie ihn ab.

Raſch warf ſie ſich ein Tuch um und lief hinaus, um den Brief noch in den Kaſten zu ſtecken, ehe zum letzten Male ausgeleert wurde. —

Weiße Wolken trieben langſam am Himmel hin. Der Mond ſtand dazwiſchen, bald hinter leichtem Gewölk; bald warf er ſeinen Schein hell in die verlaſſenen Straßen, wo die Gitter der Gärten und die

ſich wiegenden Kronen der Bäume ſeltſame Schatten auf die Wege zeichneten, über die ihr Fuß raſch hinhuſchte.

Das ſah alles ganz geſpenſtiſch aus, unwirklich wie im Märchen.

Einen Augenblick blieb ſie ſtehen, und blickte zum Himmel auf. Dann eilte ſie raſch weiter; und als ſie ſo dahinlief, kam plötzlich aus einem Seitenwege ein Herr ſo raſch daher, daß ſie faſt mit ihm zuſammengeprallt wäre. Sie hatte die Empfindung, als komme er ihr nach, als wolle er ſie erreichen, die ſchneller davon lief; und ohne aufzuſehen, ſtürmte ſie weiter.

Sie hatte leicht aufgeſchrieen; aber das wußte ſie alles nicht mehr. Sie hatte das Geſicht des Mannes nicht erkennen können, aber es ſtand ihr feſt, daß er es geweſen war. Darüber gab es gar keinen Zweifel. Er hatte ihr heimlich aufgelauert, und wollte ihr den Rückweg nach Hauſe abſchneiden. Er hatte die Hände nach ihr ausgeſtreckt; und wenn ſie nicht davongeſtürzt wäre, hätte er ſie feſtgehalten.

Atemlos kam ſie in ihrem Zimmerchen an. Das Herz klopfte ihr wie raſend, und ſie ließ raſch alle Vorhänge herunter, damit er nicht ſehen konnte, wo ſie ſich aufhielt. Das war unrecht von ihm, daß er ſie ſo erſchreckt hatte, daß er ſie in der Nacht verfolgte. —

Das ſchrieb ſie ihm ſofort, und beklagte ſich bitter, daß er auf dieſe Art verſuchen wollte, ihr den Frieden zu rauben. Sie hatte ja all die Nächte zuvor kaum ein Auge zugetan, weil ſie ſich ſo quälte. Wie ſollte es erſt künftig werden, wenn ſie wußte, daß er lauernd vor ihrem Hauſe ſtand? — Sie horchte nach jedem Geräuſch auf der Straße, und wurde ganz nervös. Das durfte er nicht tun. Er möge ſie ſchonen, und ſo etwas nicht beginnen. Wenn er ſie nur ein bißchen gern hatte, durfte er ſie nicht im Dunkel der Nacht verfolgen. Sie hatte eben einen ſo unſagbaren Schrecken gehabt, daß ſie gar nicht wußte, wie ſie überhaupt nach Hauſe gefunden hatte. Das durfte er ihr nicht wieder antun. Sie war ja zufrieden, wenn er ihr auf ihre Briefe Antwort gab. Sein Schreiben trug ſie als koſtbares Gut beſtändig bei ſich. Mehr wollte ſie nicht. Sie hatte ja auch nur Mut, mit der Feder in der Hand, geſtand ſie ihm offen. Ihm ins Geſicht hätte ſie nie ſagen können, was ſie empfand. Aber dem Papier konnte ſie es anvertrauen. Und ſo bat ſie ihn innig, ihr auf dieſem Wege auch ſeine Antwort zukommen zu laſſen, und ihr die Verſicherung zu geben, daß er ſie nicht mehr verfolgen würde. —

XXIV.

Zwei Tage ſpäter trat er ihr im Schulhofe entgegen. Er war entſchloſſen, herauszubekommen, wer ihm dieſe ſeltſam überſpannten Briefe ſchrieb. Einige Wendungen ließen keinen Zweifel mehr, daß ſie von einer Lehrerin kamen. Anfangs hatte er geglaubt, ſie kämen von der Mutter irgendeiner Schülerin, mit der er etwa auf dem Ausfluge zu freundlich geſprochen hatte.

Nun wollte er ſich überzeugen, wer es ſein konnte; denn er wußte abſolut nicht, was er davon halten ſollte. Es war eine Geſchichte, die ihm recht ungelegen kam. Hyſteriſche Frauen waren ſtets gefährlich.

Die kleine Werben hatte er zuerſt geſtellt, weil er gemerkt hatte, wie ſie ihm ſchöne Augen machte.

Er hatte ſie harmlos ausgefragt, wie ſie mit ihrer Klaſſe zufrieden ſei, vor allem mit ihrer Schülerin Frieda Böhmer, die er kannte. Ob ſie ihm nicht mal deren deutſche Hefte zeigen wollte? — Dazu war ſie ſofort bereit geweſen, ohne ſich einen Augenblick zu zieren, überglücklich, daß ſie ihm eine Gefälligkeit erweiſen konnte.

Da ſah er ſofort, daß es Fräulein Werben nicht ſein konnte. Die hatte, ſelbſt in den Verbeſſerungen und ihren Unterſchriften eine ſo unruhige, fahrige Handſchrift, die mit den Buchſtaben der Briefe nicht die entfernteſte Ähnlichkeit beſaß.

An die hatte er in erſter Linie gedacht. Fräulein Simmel kam ſchwerlich in betracht. Das merkte er nach den erſten paar Worten, die er mit ihr wechſelte. Das war eine nüchterne, alte Jungfer, die für niemanden als für ſich ſelber Intereſſe hatte. Schon wie ſie redete und ſich gab, war es ausgeſchloſſen, daß die je ſo phantaſtiſches Zeug ſchreiben konnte.

Vielleicht Fräulein Griſebach? Die war ihm in der letzten Zeit verdächtig vorgekommen.

Aber die hatte er für klüger gehalten. Es war doch ſolch ein nettes, vernünftiges Mädchen, das ihm ſeit dem Schulfeſte ſehr gefiel; und er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſolche gefährlichen Faſeleien von ſich geben würde.

Er hatte ſie endlich im Schulhofe geſtellt und verſucht, ſie zuerſt mit Liebenswürdigkeiten zu fangen. Aber ſie war ſo verſchüchtert, daß er kaum etwas aus ihr herausbekam, und ſie nicht mal zu ihm aufzuſehen wagte. In ihrer Verlegenheit gab ſie ganz verkehrte Antworten auf ſeine Fragen. Sie war es alſo doch, hatte ſich einfach in ihn verliebt. Er war gerade im begriff, ſie direkt zu fragen, ob ſie ihm geſchrieben

habe, als Fräulein Antelmann in der Tür erſchien, und die Szene mit großen verwunderten Augen betrachtete, wie er da lächelnd vor Fräulein Griſebach ſtand, und eindringlich auf ſie einſprach, die rot und verlegen in ihrer Hilfloſigkeit verging.

Als er ſah, wie Fräulein Antelmann ſpionierte, ließ er ſie ärgerlich ſtehen, und wollte warten, bis der Unterricht zu Ende war. Er lauerte ihr auf, wie ſie mit einem Stoß Hefte den Korridor daherkam. Ohne viel Umſchweife bat er ſie, ihm einmal ein Heft zu zeigen; aber ſie preßte den Packen angſtvoll an ſich, und auf ſeine Bitte: Zeigen Sie mir doch einmal ein Heft! lief ſie davon, als wolle er ihr was tun, und ſchlug die Tür zum Lehrerinnenzimmer hinter ſich zu, in das ſie ſich im letzten Momente gerettet hatte. —

Nun ſtand es bei ihm feſt, daß ſie es war.

Das war ihm ſchrecklich unangenehm, gerade Fräulein Griſebach. Die Sache mußte ſo bald als möglich ein Ende finden. Es war ja zu dumm.

Wie kam dieſe nette, kleine Perſon dazu, ihm ſolche Dinge zu ſchreiben? Er fand ſie ganz lieb, aber er hatte ihr doch wahrlich keine Veranlaſſung gegeben, daß ſie ihn ſo beläſtigte.

Er mußte einmal ein vernünftiges Wort mit ihr ſprechen; denn es ging nicht, daß er faſt täglich auf ſeinem Frühſtückstiſche einen dieſer ſentimentalen Herzensergüſſe fand.

Wo aber ſollte er mit ihr reden? .. Einen Dritten mochte er nicht in die Sache einweihen. — Er konnte ſie nicht gut zu ſich bitten. So mußte er ſie, da es ſich in der Schule nicht machen ließ, nachdem Fräulein Antelmann ſie heute ſchon ſo ſcharf beobachtet hatte, auf einem Spaziergange abfangen. Er wußte, daß ſie oft Ausflüge machte, und viel in der Gegend umherſtreifte. Er mußte mal eingehend und ohne Zeugen mit ihr verhandeln; es war doch ſonſt ein ganz geſcheites Ding. —

Inzwiſchen war Fräulein Griſebach halbtot im Lehrerinnenzimmer angekommen. Sie ſank auf einen Stuhl; und wie ſie totenblaß da ſaß, brachte ihr die kleine Werben raſch ein Glas Waſſer, Fräulein Simmel legte ihr den Arm um die Schulter, und redete ihr gut zu, und fragte, was ihr denn ſei, und ob man ihr irgendwie helfen konnte.

Eben hatte ſie doch noch ganz vergnügt ihre Stunde gegeben, und vor ein paar Augenblicken hatten ſie ſie noch mit Dr. Merker geſehen. Der hatte ſie doch nicht etwa freſſen wollen?

Ganz entſetzt ſtarrte ſie Fräulein Simmel an.

Sie hatte recht, dachte ſie. So war es geweſen, als ob er ſie hatte freſſen wollen; wie ein Schäfchen vor dem Wolfe war ihr geweſen.

Sie nahm all ihre Kraft zuſammen; die andern ſollten nichts merken, — ſie erhob ſich, aber es ging

nicht. Sie hatte auch nicht den Mut, allein wieder hinauszugehen, und atmete auf, als die Werben ſich erbot, ſie nach Hauſe zu bringen.

Die anderen machten ſich ihre Gedanken, das merkte ſie aus allem heraus. Es war ihnen aufgefallen, wie ſie einen Augenblick vorher noch mit dem Dr. Merker geſprochen hatte. Irgend etwas war da nicht in Ordnung; denn der Doktor hatte hinter ihr hergerufen, und ſie war davongelaufen, als ob ſie vor ihm flüchtete.

Das war deutlich zu ſehen geweſen.

Die beiden hatten etwas mit einander, ſagten ſie ſich. Und nun trugen ſie alles zuſammen, was ihnen in letzter Zeit aufgefallen war. Es waren allerhand Kleinigkeiten, die aber ſchließlich ein Bild gaben. Sie beſchloſſen recht aufzumerken, denn nun war ihre Neugier mächtig geweckt.

XXV.

Fräulein Griſebach hatte dieſe Stimmung bei ihnen ſehr wohl empfunden. Alſo hatte ſie ſich doch verraten. Oder aber, ſie hatten es an ſeinem Benehmen gemerkt. Das war ihr eine Art von Troſt.

Am ſelben Abend wurde ein Brief bei ihr abgegeben, worin Dr. Merker ſie um eine dringende Unterredung bat. Es ſei an ihm, ein offenbar obwaltendes Mißverſtändnis zu beſeitigen. Der augenblickliche Zuſtand der Dinge ſei jedenfalls nicht zu ertragen, und es ſei dringend notwendig, daß in dieſe verworrene Sache Klarheit gebracht würde. Er bat ſie daher, ihm freundlichſt eine Unterredung gewähren zu wollen, und ſelbſt Ort und Stunde zu beſtimmen.

Dieſe wenigen Zeilen verſetzten ſie in die größte Beſtürzung. Sie fieberte und geriet in eine ſolche Erregung, daß Frau Gruber zu ihr kam, um ſie zu fragen, ob ſie denn krank ſei. Dann ſollte ſie ſich lieber hinlegen. Ob ſie nicht den Arzt holen laſſen ſollte?

Nein, dagegen wehrte ſie ſich mit allen Kräften.

Und ruhelos ging sie im Zimmer auf und ab, und suchte nach einer Antwort auf den Brief, der da geöffnet vor ihr auf dem Tische lag, und den sie beantworten mußte.

Endlich entschloß sie sich und schrieb: — Ich bin im Augenblicke nicht imstande, Ihnen die Bitte zu erfüllen, und flehe Sie dringend um ein wenig Geduld an.

Das schickte sie mit Mieze Gruber noch am selben Abend an Dr. Merker. —

Nun wurde sie ruhiger. Die Gefahr war hinausgeschoben, und sie konnte überlegen. . . .

Die Nacht aber fand sie keinen Schlaf, lag im Fieber, daß Frau Gruber am andern Morgen ganz ängstlich war, und ohne zu fragen zum Medizinalrat Kluge schickte, der bald kam und sofort veranlaßte, daß sie sich wieder hinlegte. Das gab es nicht, daß sie in einem solchen Zustande zur Schule ging.

Er redete beruhigend auf sie ein, untersuchte sie, trotzdem sie sich sträuben wollte, und schickte Mieze Gruber sowohl zur Schule wie zur Apotheke. —

Bei dem leisesten Geräusche draußen fuhr sie zusammen; ihr Herz klopfte zum zerspringen, und erst unter den milden Worten des Arztes ließ das Angstgefühl ein wenig nach.

Als sie die ersten Pulver genommen hatte, die er ihr verschrieb, fühlte sie sich ein wenig besser; und im Laufe des Tages beruhigten sich ihre Nerven,

daß ſie ſogar aufſtehen wollte. Aber das erlaubte der Medizinalrat unter keinen Umſtänden. Bettruhe war für ſie jetzt die Hauptſache.

Beſuch war in den erſten beiden Tagen verboten, auch auf ihren eigenen Wunſch wurde niemand zugelaſſen. Das war ihr die größte Beruhigung, daß niemand zu ihr kommen konnte.

Für die nächſten Tage durfte ſie nicht zur Schule. Am dritten Tage jedoch kamen Fräulein Simmel und Werben zum Beſuch, und blieben etwa eine halbe Stunde, erzählten alles mögliche, was ſich ereignet hatte, daß Elsbeth von Ortling ein kleines Mädchen bekommen hatte von dieſem Menſchen, der eigentlich ins Zuchthaus gehörte, und nun wegen Geiſtesſtörung in einer Anſtalt war.

Der jungen Mutter, die ſelbſt noch ein Kind war, ſollte es ſehr ſchlecht gehen, und man glaubte kaum, daß ſie mit dem Leben davon kommen würde. Das neue kleine Weſen ſollte körperlich ganz kräftig ſein; allein, was konnte aus ſolch einem armen Kinde einmal werden? — Es war ſchrecklich zu denken.

Zum Schluß berichteten ſie ihr noch, daß morgen Fräulein Antelmann ihren Beſuch machen wollte, wenn es Fräulein Griſebach recht war. Es ließ ſich in der Schule alles gut an, für Vertretung war geſorgt durch eine Kandidatin, die ſich recht gut eingeführt hatte.

Die Klaſſe hatte ihr einen hübſchen Blumen-

ſtrauß geſchickt, und verſchiedene Karten mit dem Wunſche baldiger Geneſung waren am Morgen angekommen. —

Heute hatte ſie aufſtehen dürfen, und ſaß in ihrem bequemſten Seſſel, eine Decke über die Kniee gebreitet. Das tat gut, ſo ein bißchen krank ſein; da konnte man ſich einmal tüchtig ausruhen.

Es gab ihr eine ſolche Sicherheit, daß Frau Gruber gewiſſenhaft ihre Tür vor jedem Beſuche ſonſt verſchloſſen hielt. So fühlte ſie ſich ſicher und geborgen, weil kein Menſch ohne vorherige Anmeldung zu ihr kam.

Fräulein Antelmann war noch liebenswürdiger und netter zu ihr als ſonſt, als ſie am Nachmittage kam, um ſich nach ihr umzuſehen; ſaß eine halbe Stunde, ſprach mit leiſer Stimme, hielt beim Abſchiede lange Zeit ihre Hand feſt und empfahl ihr dringend, ſich nach Möglichkeit zu ſchonen. Es eilte nicht, ſie hatte ſich gewiß ein wenig überanſtrengt. Die unnatürliche Wärme der letzten Wochen hatte wohl mit dazu beigetragen. Das war eine nervöſe Abſpannung, die ebenſo raſch vorübergehen würde. Damit empfahl ſie ſich mit ihrem freundlichſten Lächeln.

Über den Dr. Merker war kein Wort gefallen, und es ſchien Fräulein Griſebach, daß es doch wohl niemand geſehen hatte, als er ihr auf dem Schulkorridore die Hefte mit Gewalt hatte entreißen wollen. —

Am folgenden Tage ſollte ſie zum erſten Male wieder ausgehen, und Mieze Gruber mußte ſie begleiten, denn ſie fühlte ſich ſchwach und ganz unſicher, und hätte ſich allein auch nicht herausgetraut.

So ging ſie denn die erſte halbe Stunde von ihr geſtützt, dann aber ließ ſie den Arm des Mädchens los. Sie fühlte ſich kräftig und ſtark genug, und ſaß eine Stunde lang auf dem ſchattigen Marienplatze.

Am folgenden Tage ließ ſie ſich bis zu den neuen Anlagen bringen, die an der Uferböſchung der Brücke hergerichtet wurden, ſetzte ſich dort auf einen Klappſtuhl und ſah zu, wie der Kanal, deſſen Sandwände hier immer wieder in dem Sumpfterrain nachgaben, aufs neue vertieft und ausgebaggert wurde, wie die rieſigen Eimer den ſchwarzen Moorſchlamm heraufholten aus dem Waſſer, und auf das ſchräge Brett ſchütteten, das zu dem danebenliegenden Kahne führte.

Ein großer Greifbagger warf ſeinen Korb in das Waſſer. Weit öffneten ſich die rieſigen Eiſenzähne der Teufelsklaue, biſſen ſich tief im Grunde feſt, und die raſſelnden Ketten zogen ihn wieder vollgefreſſen hoch; dann drehte er ſich und ſchüttete ſeinen ſchmutzigen Inhalt am Ufer aus.

Und die langen Sandzüge fuhren polternd hin und her. Die kleinen Lokomotiven pfiffen, die Räder knirſchten unter den Bremſen, und die Wagen ſtießen

mit ihren klingenden Puffern in rhythmiſchen Intervallen gegeneinander.

Welch ein Leben war das! Wie wohl das tat, ſelbſt wenn man nur zuſehen konnte, wie gearbeitet wurde.

Die alte Sumpfniederung mit ihrer Wildnis war geſchwunden. Das buntfarbige Blättergewirr der uralten Eichen, Schwarzerlen, Waſſerweiden und weißen Birken war gefallen, alles war abgeholzt und aufgeſchüttet. Mit dem Urwaldgeſtrüpp waren aber auch all die vielen Sumpf- und Waſſervögel verſchwunden, die hier in dem unzugänglichen Urwalde geniſtet hatten; und an Stelle des Fenns, durch das der träge fließende Bach mit ſeinen romantiſchen Windungen ſich zog, waren die ſchnurgraden, nüchternen Linien des Schiffahrtskanals getreten. Alle Poeſie des alten Moortales war dahin, und praktiſche Nüchternheit triumphierte.

Heute aber verſchönte auch all das die Sonne, die ſo milde ſchien. Eine ſüße Wohligkeit erfüllte Fräulein Griſebach ganz, und ſie verſtand nicht mehr, wie ſie die Tage zuvor ſo aufgeregt hatte ſein können.

Nur die Antwort, die ſie auf den Brief noch ſchuldete, drückte auf ihr Gemüt. Da ſie ſich kräftig genug fühlte, entſchloß ſie ſich, ihm heute noch zu antworten. Treffen konnte und wollte ſie ſich nicht mit ihm, dazu fühlte ſie ſich nicht ſtark genug; aber

ſchreiben mußte ſie ihm; und auch er mochte ihr ſchreiben, was er ihr zu ſagen hatte.

Kaum hatte ſie die Feder genommen, da kam auch ſchon der alte Rauſchzuſtand über ſie. Sie fühlte, wie ihre Finger heiß wurden und davoneilten mit der Feder; und die Gedanken verſchwammen ihr, daß ſie alle Klarheit verlor. So wurde es wieder ein ganz aufgeregter Brief, worin ſie ihn bat, daß er nicht darauf beſtehen möge, ſie ſprechen zu wollen; — worin ſie ihn anflehte, Mitleid mit ihr zu haben. Wenn er ein Ehrenmann war, ſo erfüllte er ihre Bitte. Er ſah ja, wie krank ſie geworden war. Er konnte ſich gewiß nicht vorſtellen, wie ihr zumute war. Das hätte ſie nie von ihm gedacht, daß er ſie ſo verfolgen würde. Sie traute ſich ja nicht mehr in die Schule, fürchtete ſich, auf die Straße zu gehen, ſeitdem er ſie an jenem Abende ſo erſchreckt hatte. Er mußte ihr die verlorene Ruhe wiedergeben. Darum allein flehte ſie ihn an, aus angſtvollem Herzen, das ſich in übergroßem Vertrauen ihm erſchloſſen hatte. Er durfte ſie nicht länger verfolgen. Sie war unglücklich genug, war todkrank von der Szene neulich auf dem Korridor der Schule geworden. Das konnte ſie nicht ertragen. Deshalb bat ſie ihn wieder und wieder, ihr doch ſolche Dinge zu erſparen, denen ſie nicht gewachſen war.

Ihre ganze Haltloſigkeit ſprach ſich in dieſem Schreiben aus, ſie mußte ihm das alles noch einmal

eindringlich vor Augen führen; und der alte Fieberzuſtand packte ſie aufs neue beim Schreiben.

Der Wunſch, ſich mit ihm zu beſchäftigen, und die Beſorgnis, daß er ſie verfolgte, rangen in ihr. Sie taumelte aus einem Gefühl haltlos in das andere, und war ſich nicht klar, daß alle ihre Gedanken nur das eine Ziel hatten, nur zu ihm hinſtrebten.

Für nichts ſonſt hatte ſie mehr Intereſſe. Ganz apathiſch ſaß ſie da, die Tränen ſtiegen ihr auf, und ſie verzweifelte am Leben und wünſchte ſich den Tod.

Sie ſpielte mit der Vorſtellung des Nichtſeins, ſtellte ſich's vor, wie gut das ſein mußte, wenn alle Wünſche ſchwiegen; — um im nächſten Augenblicke ſich wieder danach zu ſehnen, daß ſie lebte, für ihn leben durfte; daß ſie wieder an ſeiner Bruſt lag, wie jenes eine Mal, wo er ſie beim Tanze umfaßt gehalten.

Sie hätte ihr Leben freudig für ihn hingeben mögen, ſie hatte das Gefühl, alles für ihn zu tun, — und bangte doch vor der Möglichkeit, daß er die Hand nach ihr begehrend ausſtreckte.

XXVI.

Drei Tage ſpäter waren zwei Schülerinnen ihrer Klaſſe gekommen, um ihr wieder einmal Blumen zu bringen; ſie war mit ihnen zuſammen fortgegangen, und hatte ſich an ihren altgewohnten Platz geſetzt, in den neuen Uferpromenaden. Die Mädchen waren noch eine Weile bei ihr geblieben und hatten fröhlich mit ihr geſchwatzt; dann liefen ſie ein Stück weiter und ließen ſie allein zurück auf einer Bank, die neu hier aufgeſtellt war, eine moderne Rundbank mit durchbrochener weißer Lehne.

Grade als Fräulein Griſebach aus dem Hauſe getreten war, hatte ſie einen Brief von Betty Winkler bekommen, den ſie jetzt las.

Und ſie mußte immer dabei an jene Unterredung mit ihr denken, als das junge Mädchen von ſich geſprochen und ihr die innere Unruhe geſchildert hatte, all das geheimnisvoll Lockende, unter dem ſie gelitten.

Damals hatte Fräulein Griſebach ihre Schülerin nicht verſtanden, hatte all ihre Reden für Ausgeburten einer kranken Phantaſie gehalten, bis ſie nun alles an ſich ſelber erfahren mußte, — bis es ihr genau

ſo erging, und ſie nicht wußte, was ſie mit ſich beginnen ſollte. —

Wie ſie träumend da ſaß und wie gewöhnlich an das eine dachte, was all ihre Sehnſucht ausmachte, war er plötzlich vor ihr. Wie aus der Erde gewachſen, ſtand er neben ihr, hatte ſeinen Hut gezogen und blickte ſie voller Mitleid an, als ſie das erſchreckte Geſicht zu ihm aufhob.

Wie blaß und elend ſie ausſah, dachte er ſich. Nein, er durfte ſie jetzt nicht mit den Fragen beläſtigen, die ihm auf den Lippen brannten.

Und ſo ſagte er denn nur:

— Wie geht es Ihnen denn, Fräulein Griſebach?

Sie ſtammelte, indem ſie mit dem Kopfe nickte:

— Gut! . . gut! — ſchon viel beſſer.

— Das freut mich aber. Sie waren doch ſo vergnügt und munter auf dem Schulfeſte, wiſſen Sie noch? . . und dann mit einem Male. Wenn es nicht mitten im ſchönſten Sommer wäre, könnte man denken, Sie hätten Influenza, nicht wahr?

Sie nickte nur, und das Blut klopfte ihr wild in den Schläfen, daß alles rings flimmernd um ſie tanzte.

Sie wollte rufen, daß irgendwer ihr zu Hilfe kam; aber ſie konnte nicht, ſie konnte ſich nicht erheben, — und weit und breit war kein Menſch, — die Mädchen wie verſchwunden. Nur in der Ferne die Arbeiter am Kanal, aber die konnten ihr nichts

nützen. Niemand konnte ihr helfen. Es war, als ob ſie ganz allein auf der Welt ſei, ganz allein mit ihm. Und ihre Finger irrten ſuchend umher.

— Wollen Sie aufſtehen? — Soll ich Ihnen helfen? fragte er.

Er hatte die Hand ſchon ausgeſtreckt, als wolle er ſie umfaſſen, — das gab ihr ein wenig Kraft wieder, daß ſie ſich allein erheben konnte. Sie wollte fort, — und taumelte ein paar Schritte vor. Da war er neben ihr und fing ſie raſch auf, ſonſt wäre ſie gefallen.

Sie hatte die Empfindung, daß ſie ſich an ihn klammern müſſe und ihn nie wieder laſſen, ſie hätte ſeinen Kopf zu ſich herabziehen mögen, und ihn umfangen, — aber ihre Arme waren wie gelähmt. Sie hörte nur ſeine Stimme wie aus weiter Ferne, ſo angſtvoll beſorgt:

— Aber, Fräulein Griſebach! — liebes Fräulein Griſebach! was iſt Ihnen denn? . .

Sie war immer ſchwerer in ſeinen Armen geworden. Wenn er ſie nicht feſt gehalten, wäre ſie zu Boden gefallen.

In dieſem Augenblicke kamen die beiden Mädchen wieder herbeigelaufen, blieben erſtaunt ſtehen, und wußten nicht, was ſie denken ſollten, als ſie Fräulein Griſebach in den Armen des Dr. Merker ſahen.

— Was iſt mit Fräulein? . . Iſt ſie krank? . . rief das kleinere der Mädchen.

Die Stimme weckte ſie aus ihrer halben Ohnmacht, ſie riß ſich aus ſeinen Armen; und ehe er zur Beſinnung kam, hatte ſie die beiden Kinder an den Schultern gefaßt, und eilte mit ihnen davon.

Ganz verblüfft blieb er ſtehen, ſah an ſich herunter und blickte ihr dann nach. Da kamen ein paar Bekannte, die er grüßen mußte, und die ihn komiſch erſtaunt anſahen, daß er da wie erſtarrt am Wege ſtand.

Nachlaufen konnte er ihr nicht. Wenn ſie ſo gut auf den Beinen war, hatte es auch keine Not; dann würde ſie ſchon allein nach Hauſe kommen. Da brauchte er ſich keine Sorge zu machen, auch wenn ſie noch kurz zuvor ſich ſcheinbar nicht aufrecht halten konnte.

Die Frauen waren doch zu eigentümlich. Aus dieſer wurde er ſchon gar nicht klug. Aber ihre überſpannten Briefe mußte er ihr wiedergeben. Die wollte er nicht behalten. Mußte auch noch mit ihr reden, damit ſie wieder auf einen vernünftigen Fuß miteinander kamen. Die Geſchichte jetzt verſtand er abſolut nicht.

Ja zum Teufel! in die Sache mußte Klarheit gebracht werden. So ging das nicht weiter, ſonſt wurde er auch noch ganz irre.

XXVII.

Am nächsten Nachmittage gegen sechs Uhr stand er vor ihrem Hause und stieg die Treppen zu ihr hinauf.

Frau Gruber kannte ihn, wußte, daß er ein Kollege von ihrem Fräulein war, und ließ ihn gleich mit hinaufkommen.

Sie klopfte bei Fräulein Grisebach an, und da sie nach einem Blicke sah, daß ihre Mieterin angezogen, auch alles im Zimmer sonst für einen Besuch in Ordnung war, machte sie die Tür weiter auf, und ließ den Besuch eintreten, indem sie lächelnd sagte:

— Fräulein! Herr Dr. Merker will Ihnen einen Besuch machen.

Fräulein Grisebach hatte in der Ecke des Sofas gelehnt und hatte mit offenen Augen geträumt, als Frau Gruber, fast ohne das Herein! abzuwarten, den Kopf zur Tür hereingesteckt hatte.

Die Träumende war noch gar nicht zur Besinnung gekommen, als er auch schon mitten im Zimmer stand und, als die Tür sich hinter Frau Gruber schloß, auf sie zuging, um ihr die Hand zu reichen.

Sie nahm ſie nicht, ſondern dachte immer nur: Was will er von dir? . . Was will er nur hier? . .

Er zog ſich einen Stuhl heran, ſetzte ſich dicht vor ſie, nahm ihre Hand, die eiskalt war, und ſagte:

— Liebes Fräulein, nun laſſen Sie uns mal als Kollegen ein vernünftiges Wort miteinander reden.

Sanft und langſam ſprach er, wie zu einem kranken Kinde, das man nicht erſchrecken will.

Und ſie ſchloß die Augen und ließ ſich von ſeiner Stimme einſchläfern, ſo daß ſie nur halb verſtand, was er zu ihr ſprach.

— Sehen Sie, liebſtes Fräulein, fuhr er fort, ich glaube, ich irre mich nicht, wenn ich annehme, daß ich dieſe Briefe hier von Ihnen erhalten habe. Aber ich glaube, da muß irgendein Mißverſtändnis obwalten. Sie wiſſen, daß Sie mir eine ſehr liebe Kollegin ſind, und daß ich alles erdenkliche Intereſſe an Ihnen nehme. Aber Sie ſchieben mir da in Ihrem Schreiben Motive unter, die mir fern liegen. Ich habe Sie doch niemals verfolgen wollen. Ich bin das auch gewiß nicht geweſen, der Sie eines Abends durch ſein plötzliches Auftauchen in der Dunkelheit erſchreckt hat. Da muß Ihnen, wie in all den andern Vorausſetzungen, Ihre Phantaſie einen Streich geſpielt haben, einen ganz böſen Streich, den ich Ihnen aber nicht weiter übelnehme. Sehen Sie, liebſtes Fräulein, vor allem bringe ich Ihnen einmal hier — Ihre Briefe wieder.

Er legte ihr das Paket Briefe, das er seiner Brusttasche entnommen hatte, in den Schoß. Dabei faßte er nach ihrer Hand, um es ihr hineinzugeben, aber ihre Finger hielten die Briefe nicht.

Plötzlich riß sie, wie erwachend, die Augen weit auf, sah ihn vor sich sitzen, wie ihr schien mit einem triumphierenden Lächeln. Er kam ihr näher und immer näher, — sie sah seine Augen nicht mehr, sondern nur noch seinen Mund, wie die Oberlippe sich hochzog und die weißen Zähne aufleuchteten.

Er beugte sich immer mehr über sie, immer tiefer — da stieß sie ihn zurück, schrie kurz auf, stürzte auf die Tür zu, und rief in das Treppenhaus angstvoll:

— Frau Gruber! — Frau Gruber! . .

Er war ebenso erschreckt aufgesprungen und ihr nachgeeilt, um sie zurückzuhalten, da er nicht wußte, was mit ihr war. Aber an der Tür schon prallte er mit Frau Gruber zusammen, die grade Fräulein Antelmann heraufgeleitete.

Eben hatte er gerufen:

— Aber, liebstes Fräulein Grisebach, so beruhigen Sie sich doch! . . Ich will Ihnen doch nichts tun. Ich tue Ihnen wahrhaftigen Gottes nichts.

Allein sie hörte nicht, klammerte sich an Frau Gruber, und rief wie irr:

— Retten Sie mich! . . Schützen Sie mich vor ihm!

Er stammelte ganz verwirrt:

— Aber, liebes Fräulein! . . ich bitte Sie . . .

Allein unter dem entsetzten Blicke von Fräulein Antelmann verstummte er. Wie sollte er ihr im Augenblick erklären, was er sich selbst nicht erklären konnte. Fräulein Antelmann war auch schon an ihm vorbei, ehe er einen Entschluß fassen konnte, hatte sich auf die andere Seite von Fräulein Grisebach gestellt, sie unter den Arm gefaßt und war mit ihr in dem Zimmer verschwunden, dessen Tür sich hinter ihnen schloß.

Er klopfte an die Tür. Das ging doch nicht, er mußte wissen, was das zu bedeuten hatte; aber ehe er noch öffnen konnte, stand Fräulein Antelmann vor ihm und sagte ganz kalt:

— Jetzt nicht, Herr Doktor! Morgen wird Zeit zu näherer Erklärung sein, nicht wahr! —

Damit schloß sie die Tür, bevor er noch ein Wort erwidern konnte.

Da stand er nun allein auf dem halbdunklen Korridor, vor der verschlossenen Tür, die ihm vor der Nase zugesperrt war, — wußte nicht, wie ihm geschah, — wollte warten — aber dann ging er kopfschüttelnd, indem er ganz verdutzt vor sich hinsagte:

— Verrückt die Weiber! . . Alle miteinander! —

*

Drinnen bemühten sich Frau Gruber und Fräulein Antelmann um das aufgeregte Fräulein Grisebach.

Sie löſten ihr die Kleider, gaben ihr zu trinken, und betteten ſie auf das Sofa.

Sie war noch ohne Verſtändnis für die Situation, klammerte ſich angſtvoll an Frau Gruber und ließ nicht von ihr ab.

— Was war denn das, Frau Gruber? fragte Fräulein Antelmann leiſe, erſtaunt.

— Ich weiß nicht, ſagte die, achſelzuckend.

— War er ſchon öfters hier?

— Meines Wiſſens noch nie.

— Und was wollte er?

— Ich weiß nicht. Er kann höchſtens fünf bis ſechs Minuten bei ihr geweſen ſein, länger nicht.

— Merkwürdig! —

Sie ſah ſich im Zimmer um.

Auf dem Teppich lagen ein paar loſe Briefe, die ſie aufhob. Dabei ſah ſie die Adreſſe. Sie waren an Dr. Merker gerichtet, alle. Einer war nicht im Kuvert, den hielt ſie in der Hand und las, — las, was Fräulein Griſebach an ihn geſchrieben hatte, die flehentliche Bitte, ſie nicht länger zu verfolgen, ihr die verlorene Ruhe wiederzugeben. Eine gradezu ſinnloſe Angſt ſprach aus den Zeilen. —

Fräulein Griſebach richtete ſich auf, blickte ſich im Zimmer um und ſah die Briefe, die Fräulein Antelmann in der Hand hielt und jetzt inſtinktiv raſch auf den Tiſch legte.

Haſtig griff ſie danach und verbarg ſie in ihren

Kleidern, ehe das beſtürzte Fräulein Antelmann ſie wieder an ſich nehmen konnte.

— Fräulein Griſebach! was bedeuten dieſe Briefe? . . Wollen Sie mir nicht erklären? — Was geht überhaupt hier vor? —

Aber ſie bekam keine Antwort, wie eindringlich ſie auch auf ſie einredete. Fräulein Griſebach ſchien nicht zu hören, was ſie ihr ſagte, ſondern ſtarrte mit ganz abweſenden Augen vor ſich hin. Als ſie nun energiſch Aufklärung verlangte, verfiel ſie in einen Weinkrampf, daß Fräulein Antelmann raſch Mieze Gruber zum Medizinalrat Kluge ſchicken mußte, der die haltlos Aufgeregte mit einem Beruhigungsmittel wieder ein wenig ins Gleichgewicht brachte. —

Fräulein Griſebach mußte Ruhe haben, und keine Frage durfte ſie mehr ſtören, das war ſeine Hauptverordnung.

Mieze Gruber wurde vorerſt ins Nebenzimmer geſetzt; und die Nacht über wollte Frau Gruber ſelber auf dem Sofa nebenan ſchlafen. Die Nerven von Fräulein Griſebach ſchienen gar nicht in Ordnung zu ſein.

Fräulein Antelmann ſaß noch eine ganze Weile bei Frau Gruber und ſuchte das Rätſel zu löſen, das der eine, flüchtig geleſene Brief ihr aufgegeben hatte. Sie ſtellte hundert Fragen und erfuhr dabei die wichtige Tatſache, daß neulich Frau Grubers Nichte zum Dr. Merker einen eiligen Brief hatte bringen müſſen, ſonſt nichts. —

Wenn ſie doch nur weitergeleſen hätte; auch wenn ſie dazu keinerlei Recht beſaß. Dafür wollte ſie morgen gleich mit Herrn Dr. Merker ſprechen. Von ihm würde ſie wohl die Löſung bekommen.

Aber auch dieſe Unterredung verlief völlig reſultatlos; eine Aufklärung brachte ſie nicht. All ſeinen Unſchuldsbeteuerungen glaubte ſie nicht. Sie hatte einen der Briefe, die Fräulein Griſebach an ihn gerichtet, geleſen. Der beſagte genug! Da konnte er doch niemandem einreden wollen, daß ſein Beſuch ganz harmloſer Natur geweſen ſei. Die Sache lag anders. Sie war außerdem mit Frau Gruber Zeugin der Szene geweſen, wo Fräulein Griſebach ſich unter Angſtrufen vor ihm geflüchtet hatte. War das vielleicht auch nichts?

Schließlich wurde er, durch ihr wachſendes Mißtrauen ganz irre gemacht, heftig und ausfallend, und erklärte: alle Weiber müßten verrückt ſein.

Er werde ſofort hingehen und eine Disziplinaruntersuchung gegen ſich beantragen. —

Allein die Ausſagen der Lehrerinnen, die jene Szene auf dem Korridor des Schulhauſes beobachtet hatten, die Bekundungen der beiden Kinder, die geſehen hatten, wie Dr. Merker Fräulein Griſebach im Arm gehalten hatte, und wie ſie ſich hatte losreißen müſſen und mit ihnen davongeeilt war, — alles kam zuſammen, daß man ſeinen Verſicherungen keinen Glauben ſchenkte.

Der Sachverhalt lag ganz klar. Er hatte Fräulein Griſebach mit ſeinen Anträgen verfolgt und hatte es ſchließlich ſo weit getrieben, ſie in ihrer Wohnung zu überfallen, wenn nicht zufällig Fräulein Antelmann mit der Wirtin im entſcheidenden Momente dazugekommen wären.

Die Anwartſchaft auf die Direktorſtelle des neuen Mädchengymnaſiums hatte er ſich mit ſeinem unbegreiflichen Leichtſinn verſcherzt.

Seiner augenblicklichen Stellung würde er auch wohl verluſtig gehen, meinte man. Er mußte ſchon das Feld ſeiner Tätigkeit in die Großſtadt verlegen, wo er beſſer hingehörte als in den ſtillen Frieden des kleinen Vorortes, das ſolche Elemente nicht gebrauchen konnte.

Es war die Meinung aller, die von der Affäre Kenntnis erhielten; und das war bereits am folgenden Tage der Fall.

Die Aufregung war allſeitig groß.

Solch einem Menſchen, der ſich an dieſer netten kleinen Lehrerin hatte vergreifen wollen, hatte man nun das Wohl ſeiner Töchter anvertraut, jammerten die entſetzten Mütter.

Da hätte er ſich lieber eine hübſchere ausſuchen können, meinten die Männer; vor allem eine, die ſelber wollte, und nicht ſolch einen unnützen Spektakel machte, daß nun die Geſchichte wieder in alle Blätter kam. Man hatte wahrlich genug von dem

letzten Prozeß. Es waren genug Gloſſen über die ſittlichen Verhältniſſe des aufblühenden Ortes gemacht worden.

Die Gemeinderäte aber ſchüttelten traurig die Köpfe, denn man hatte dem Dr. Merker trotz ſeiner Jugend das neu zu errichtende Mädchengymnaſium anvertrauen wollen.

Jedenfalls hatte kein Menſch ihm zuvor eine derartige Handlungsweiſe zugetraut. Nun aber glaubte man all ſeinen Beteuerungen nicht mehr, wie ſehr er ſich mühte, ſeine Unſchuld zu erweiſen. Da mußte er ſich andere ſuchen, denen er einreden konnte, daß Fräulein Griſebach ſich das alles bloß eingebildet habe, was Fräulein Antelmann in dem Briefe geleſen hatte; daß all ſeine Nachſtellungen, ſeine offenbaren Drohungen, auf die Fräulein Griſebach darin angeſpielt, und dieſer raffinierte Plan, in ihre Wohnung einzudringen, um ihr angeblich ihre Briefe wiederzubringen, gar nichts bedeuteten.

Wo waren denn ſeine Briefe? . . Die hatte er ſich bei der Gelegenheit wahrſcheinlich zurückgeben laſſen, damit keine Beweismittel gegen ihn vorhanden waren. Fräulein Antelmann hatte ſofort am andern Morgen Fräulein Griſebach gebeten, ihr im Intereſſe der Aufklärung die Briefe zu geben, die Herr Dr. Merker an ſie gerichtet hatte. Da behauptete ſie, ſie habe keine Briefe von ihm; ſie ſchwor, daß ſie keine habe, und ſie wollte auch die ihren nicht

herausgeben. Standhaft weigerte ſie ſich, auch nur ein Wort der Beſchuldigung gegen Dr. Merker zu äußern; immer wieder verſicherte ſie, daß nichts, rein gar nichts geſchehen ſei. Sie müſſe im Fieber geweſen ſein.

All das aber tat ſie gewiß nur, um ihn zu ſchonen in ihrer Gutmütigkeit.

Was Fräulein Antelmann zufällig geleſen hatte, war hinreichend genug. Andrer Beweiſe bedurfte man nicht. —

Auch kam heraus, daß der Dr. Merker bis vor einem Vierteljahre Beziehungen zu einer Dame in Berlin gehabt hatte, die plötzlich abgebrochen waren. Genau von der Zeit an hatte er dann Fräulein Griſebach mit ſeinen Anträgen verfolgt, und ſich die Lehrerin zum Opfer auserwählt.

Alle Kollegen wußten Einzelheiten darüber zu berichten; vor allem war das Schulfeſt ein unumſtößlicher Beweis, wie ſehr er hinter Fräulein Griſebach hergeweſen war, mit der er den ganzen Abend über getanzt hatte.

Viel hätte nicht gefehlt, und ſein Plan wäre ihm geglückt. Ein Zufall nur hatte alles aufgedeckt und ſeine ſchändlichen Abſichten verhindert.

Seine Rolle aber hatte er ausgeſpielt. —

XXVIII.

Fräulein Griſebach wußte von all dieſen Gerüchten und Meinungen nichts. Mit Ausnahme von Fräulein Antelmann, die am andern Morgen gekommen war, um nach den Briefen des Dr. Merker zu fragen, wurde niemand zu ihr gelaſſen. Der Arzt ließ ſie nicht aus dem Zimmer und duldete auch nicht, daß irgend jemand zu ihr kam.

Die Fragen von Fräulein Antelmann hatten ihren Zuſtand arg verſchlimmert. Sie ſuchte offenbar alles abzuleugnen, um Dr. Merker nicht zu belaſten. Deshalb nur behauptete ſie, daß ſie keinerlei Briefe von ihm habe. Vielleicht ſtimmte das ſogar, überlegte ſich Fräulein Antelmann. Er war eben ſo ſchlau geweſen, und hatte nichts Verfängliches von ſeiner Hand gegeben. Jedenfalls hatte es keinen Zweck weiter, in ſie zu dringen. Sie ſchien entſchloſſen, nichts preiszugeben.

Von Fräulein Griſebachs Schuldloſigkeit in dieſer Sache war alle Welt überzeugt; Fräulein Antelmann ſprach es ihr ſelber gegenüber ebenſo deutlich aus wie zu Frau Gruber, die auf die Tugend und

Schuldloſigkeit ihrer Mieterin alle Eide der Welt zu ſchwören bereit war.

Auch ihr gegenüber verharrte Fräulein Griſebach in Schweigen. Mit aller Liſt war nichts aus ihr herauszubringen. Sie biß die Zähne zuſammen und gab keine Antwort, ſondern ſtarrte vor ſich hin, als ob ſie nicht höre.

Endlich ließen ſie von ihr ab, und ſie blieb allein.—

Nur die Mieze Gruber ſollte bei ihr wachen, aber auch die ſchickte Fräulein Griſebach bald fort. Es hielt ſie nicht länger im Bette, und ſie ſtand auf, zog ſich an, und wollte durchaus fortgehen. Sie hielt es im Zimmer nicht aus.

Frau Gruber hatte raſch zum Medizinalrat geſchickt. Er kam im Laufe des Mittags und hatte nichts einzuwenden, daß Fräulein Griſebach aufgeſtanden war. Wenn ſie ſich außer Bett wohler fühlte, mochte ſie immerhin ein wenig aufbleiben; aber es war beſſer, ſie verließ das Haus noch nicht. Ein ſtarker Erregungszuſtand war noch vorhanden.

Sie ging ſcheinbar auf alles ein, und erklärte ſich mit jeder Maßnahme einverſtanden, damit ſie nur Bewegungsfreiheit bekam.

Gegend Abend ließ ſie ſich früh ihr Abendbrot hinſtellen; nur ein bißchen Milch und Weißbrot mit Butter, und ſchickte Frau Gruber ſamt ihrer Nichte aus dem Zimmer. Sie wolle bald ſchlafen gehen und nicht mehr geſtört werden.

So war ſie denn allein. Zuerſt nahm ſie die Briefe vor, die ſie ihm geſchrieben hatte. Sie warf einen Blick hinein, aber dann hatte ſie nicht den Mut, ſie nochmals zu leſen, und ſie verbrannte ſie. Vom Augenblick an, da ſie die Schriftſtücke wieder hatte, trug ſie ſich mit dem Gedanken, ſie zu vernichten, damit ſie keinem Fremden in die Hände fielen. Sie war bisher nicht dazu gekommen, da eine von den Grubers beſtändig um ſie herum war.

Sie nahm eine flache Schale, goß ein wenig Spiritus hinein, entzündete ihn und ließ einen Brief nach dem andern hineinfallen, bis ſie alle nur mehr ein Häufchen verkohlter Blätter waren. Das ſchwarze Blattpulver rieb ſie klein, bis nichts mehr davon blieb als ein feuchter, ſchwarzer Brei.

Den einzigen Brief, den ſie von ihm erhalten hatte, verſchonte ſie, den behielt ſie und konnte ihn nicht mit opfern.

Dann zog ſie ſich an, denn ſie mußte ihn ſprechen. Sie mußte wiſſen, was geſchehen war und ſich entſchuldigen. Jetzt, wo ſie allein mit ſich war, erkannte ſie, daß ſowohl Frau Gruber wie auch Fräulein Antelmann ſeine Feinde waren, die ihn verderben wollten. Das durfte nicht ſein. Sie hatte ihnen geſtern keine Erklärung geben können von dem Vorfalle; weil ſie ſelbſt nicht wußte, wie ſie dazu gekommen war, ſich plötzlich ſo zu fürchten. Es durften ihm keine Unannehmlichkeiten daraus erwachſen.

Deshalb mußte ſie ihn ſprechen. Geſtern war er zu ihr gekommen, — da hatte ſie Angſt gehabt, was er von ihr wollte. Heute war das ganz was anderes, wo ſie ſelbſt in einer beſtimmten Abſicht zu ihm gehen mußte. Sie wollte und mußte zu ihm. Es zwang ſie zu ihm hin. Und wenn man ihre Fenſter mit Eiſen vergittert hätte, ſie würde ſich den Weg zu ihm geſucht haben. Wie der Frau Mette im Liede war ihr zu Sinne. —

Sie hatte ſich angezogen und horchte nun auf die Treppe hinaus, wo es ſchon dämmerig war. Die Tür hatte ſie lautlos hinter ſich zugezogen.

Nun taſtete ſie ſich die Treppe hinunter. Sie hörte Frau Gruber mit ihrer Nichte ſchelten. Da glitt ſie raſch und lautlos an der Wohnung vorbei, und ſtand unten an der Tür des Hausflures.

Sie wußte, das alte Schloß knackte; ſo wartete ſie, bis draußen ein Wagen vorbeirumpelte; dann öffnete ſie. Es ſchien, daß niemand ſie gehört hatte.

Nun galt es noch, durch die klappernde Gartenpforte zu kommen; aber auch das gelang ihr. Jetzt ſah ſie gar nicht mehr zurück, ſondern eilte raſch bis zur nächſten Querſtraße. Dort erſt blickte ſie ſich um. Niemand folgte ihr. Sie war unbemerkt entkommen.

Nun ging ſie langſamer, aber ohne zaudern vorwärts. Ein Zurück gab es nicht mehr für ſie.

Draußen war es noch hell, trotzdem die erſte Dämmerung ſchon eingebrochen war.

Jetzt ſtand ſie vor ſeinem Hauſe. Sie konnte nicht ſehen, ob er daheim war, die Fenſter waren noch nicht erleuchtet. So trat ſie in das Haus ein und ſtieg die halbdunkle Treppe hinauf.

Da war ſein Schild, Dr. Merker, ſchwarz auf weißem Grunde. Sie konnte die Buchſtaben eben noch erraten. Sie zog an der Glocke, aber ihr wurde nicht geöffnet. — Nichts regte ſich. —

Da klingelte ſie zum zweiten Male.

Endlich öffnete ſich auf dem Flur eine zweite Tür; und eine helle Frauenſtimme fragte:

— Zu wem wollen Sie denn? —

— Iſt Herr Dr. Merker nicht zu Hauſe? fragte ſie.

— Der iſt dieſe Minute fortgegangen. Er wollte nach Berlin fahren, antwortete die Frau und ſteckte den Kopf etwas mehr zur Tür hinaus.

— So! ſagte ſie, und ſtieg die Treppe wieder hinunter.

Vielleicht erreichte ſie ihn noch, wenn ſie raſch zuging.

Sie mußte ihn ſprechen. Und ſie lief dem Bahnhofe zu. An einer Uhr ſah ſie, daß der nächſte Zug in zwei Minuten ging. Wenn ſie ſich eilte, konnte ſie ihn grade noch erreichen.

Am Platze vor dem Bahnhofe ſah ſie ihn, wie er eben die Treppe zum Tunnel hinunterging. Sie

erkannte ihn deutlich an dem grauen Hute und an ſeinem etwas weiten Überzieher.

Wie gehetzt ſtürzte ſie an den Schalter, aber eine alte Frau ſtand vor ihr mit zwei Kindern, und konnte mit ihrem Gelde nicht fertig werden. Sie drängte ſie zur Seite, aber mußte ſelbſt warten, bis ſie auf ihre Mark herausbekam, dann lief ſie im Tunnel gegen die Leute an, die von der anderen Seite ihr entgegenkamen, — und als ſie die Treppe hinaufgeeilt war, hielt der Bahnſteigſchaffner den Arm vor, als ſie raſch an ihm vorbei wollte. Im ſelben Augenblick ſetzte ſich der elektriſche Zug lautlos in Bewegung. Sie glaubte Dr. Merker noch zu erkennen, wie er am Türfenſter des mittleren Wagens ſtand.

Dann ſah ſie nur noch die großen roten Schlußlichter ſich raſch und raſcher entfernen, während ſie den Bahnſteig endlich betreten durfte, als es zu ſpät war.

Ganz beſtürzt ſtand ſie da. Sollte ſie wieder umkehren? — Es hatte ja kaum Zweck, wenn ſie mit dem nächſten Zuge fuhr. Trotzdem wollte ſie es verſuchen; und ſo wartete ſie die zehn Minuten, die ſich ihr zu einer Ewigkeit dehnten. Vielleicht traf ſie ihn doch noch. Es war möglich, daß er ſie geſehen hatte, und daß er nun in Berlin am Bahnſteige wartend ſtand.

Was ſollte ſie auch wieder zu Hauſe? — Und ſo ſetzte ſie ſich in den bald einfahrenden Zug und

wurde ganz nervös, daß der Zeiger der Bahnhofsuhr gar nicht vorwärts gehen wollte. —

In Berlin ſtieg alles aus. Das lief durcheinander, daß ſie ganz verwirrt ſtehen blieb. Hinter jede der vielen Schutzwände blickte ſie, zauderte an der Kontrolle und ſtieg ſuchend die Treppe hinunter. Vielleicht wartete er unten vor dem Gebäude, damit es nicht auffiel. Aber er war nicht zu ſehen. Er mußte ſchon fort ſein.

Nun ging ſie an der langen Ankunftshalle des Potsdamer Bahnhofes hin, blieb an der Königgrätzerſtraße ſtehen, und blickte ſich um, ob ſie ihn hier etwa entdeckte.

Gleich wurde ſie von der Seite angeſehen, und ein Herr kehrte um, und ſchaute ihr keck unter den Hut.

Das war ihr ſonſt nie paſſiert. Sie beachtete es nicht weiter, ſondern ſah ſich ſuchend um, in einer wachſenden Unruhe, die den Leuten auffiel. Es war, als ob die Herren heute etwas Beſonderes an ihr witterten.

Deshalb ging ſie langſam um den Platz. An jedem Übergange wartete ſie, bis der Strom der Wagen von den Schutzleuten aufgehalten wurde; dann ſchritt ſie weiter, ſah zu Joſty hinein, ging an der Terraſſe des Bellevuehotels auf und ab, wo die Leute beim Eſſen ſaßen, und die Kellner mit den Biergläſern ſich zwiſchen den enggeſtellten Tiſchen hindurchwanden.

Dann bog ſie ein Stück in die Leipzigerſtraße hinein, aber das hatte wenig Zweck. Und ſie kehrte um, und ging die Potsdamer hinauf. Da waren ein paar Lokale mit Münchener Bier. Vielleicht war er hier in irgendein Bräu hineingegangen.

Sie überlegte, ob ſie als Dame ſich allein in dieſe Räume wagen konnte. Aber dann fiel ihr ein, daß er gewiß in Geſellſchaft war. Sicherlich traf er ſich mit Freunden, und ſaß mit denen zuſammen. Was alſo ſollte ſie da? — Wie konnte ſie ihn da anſprechen? . .

Ganz mutlos war ſie bei dem Gedanken geworden, nahe am Weinen, und dabei zehrte die Sehnſucht an ihr, ihm zu begegnen, nur ein paar aufklärende Worte mit ihm zu ſprechen, — ihn nur einmal wieder zu ſehen, nichts weiter.

Oh, wie dumm war ſie geweſen, daß ſie ihn ſo zurückgeſtoßen hatte. Was hatte ſie nur dazu getrieben, ſich ſo töricht zu betragen? Sie verging, ſobald ſie allein war, vor Begier, mit ihm zuſammen zu ſein, ſie ſehnte ſich bei Tag und bei Nacht nach ſeiner Gegenwart; und wenn ſich ihr endlich die Gelegenheit bot, da floh ſie vor ihm, wie vor einer Gefahr, um es hinterher zu bereuen.

Wenn ſie doch nur einen Menſchen auf der Welt gehabt hätte, der lieb mit ihr ſprach, irgend jemand, der freundlich zu ihr war.

Sie verging nach ein wenig Zärtlichkeit. Sie

hatte niemanden, der einmal du zu ihr ſagte, niemand, der ein Koſewort für ſie hatte. —

Wenn ihr jetzt Dr. Merker in den Weg getreten wäre, ſo hätte ſie ſich nicht gefürchtet. Und wenn es ihr Tod geweſen wäre. Jetzt war ihr alles gleich! nur die Augen wollte ſie ſchließen und wiſſen, daß jemand es gut mit ihr meinte . . .

Sie wußte nicht, wie lange ſie ſchon auf den Straßen umherirrte, immer am Platze vor dem Bahnhof, wo er vorbeikommen mußte, wenn er heimfuhr.

Es war dunkel geworden, und alle Lichter brannten. Die Läden waren längſt geſchloſſen; aber die Straßen waren voller Menſchen.

Den ganzen Tag hatte ſie kaum etwas gegeſſen, nun brannte ihr der Magen. Sie konnte es kaum noch ertragen; und ein ſinnloſer Durſt peinigte ſie.

Sie taumelte faſt, und hatte das Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge verloren.

Ein Herr hatte ſie ſchon eine ganze Weile beobachtet. Er war ein paarmal an ihr vorbeigegangen, blieb ſtehen, kehrte um und war jetzt wieder dicht bei ihr.

Sie ſchloß die Augen, und ſchien zu wanken, — da war er gleich neben ihr, und inſtinktiv griff ſie nach ſeinem Arm, ſonſt wäre ſie gefallen, ſo brachen die Beine unter ihr zuſammen.

Ohne ein Wort hatte er ſie geſtützt und führte ſie ein Stück weiter.

Er war ebenſo groß wie Dr. Merker und hatte faſt denſelben Schnurrbart; ſo ließ ſie es geſchehen, daß er ihr half, und wehrte ſich nicht, denn ihr war, als ob er es ſei, an den ſie unausgeſetzt dachte, den ſie im Laufe des Abends hundertmal zu ſehen geglaubt hatte, unter all den tauſenden von Menſchen, die achtlos an ihr vorübergegangen waren.

Sie hatte keinen Willen mehr, und gehorchte blindlings, als er ſie bat, in eine kleine Weinſtube mit ihm zu kommen. Ein Schluck Wein würde ihr wohl am beſten tun in ihrer Schwäche.

Ja, dachte ſie, trinken und eſſen! . . Und ſie ließ ſich führen, denn ſie konnte ſich nicht mehr halten; ſie mußte ſich ſetzen und was eſſen. Und das erſte was ſie tat, war, daß ſie in den Brotkorb griff, und mit haſtigen Biſſen hatte ſie das kleine Brötchen verſchlungen.

Dann ſagte ſie raſch und voller Scham:

— Sie dürfen nicht ſchlecht von mir denken, aber ich warte ſeit Stunden auf jemand, und habe nichts gegeſſen und getrunken.

Und dann trank ſie ein Glas Wein, und gleich hinterher ein zweites; und nun ſtieg die Röte wieder in ihre Wangen, und ſie fand ſich allmählich wieder.

Ganz allein ſaßen ſie in einer Ecke. Es wäre eine Dummheit geweſen, jetzt wieder fortzugehen. Daheim hatte ſie nichts zu eſſen, das wußte ſie, und ſo ließ ſie den Herrn beſtellen, und ſagte zu allem ja.

Er machte einen ſo netten Eindruck und ſagte nicht anders zu ihr als: Kleines Fräulein!.. Seine Stimme tat ihr ſo gut, als ob es ſeine Stimme ſei, ſo angenehm klang ſie ihr im Ohre.

Der meinte es gewiß nicht böſe mit ihr, der hatte ihr nur helfen wollen. Und ſo ſagte ſie ihm gleich, daß ſie Lehrerin ſei, und wo ſie wohnte, und daß ſie ſich heute mit Bekannten verabredet gehabt, und ſie nicht gefunden hatte, und deshalb herumgeirrt war. —

Auch daß ſie die Tage vorher ganz krank und ſchwach geweſen, erzählte ſie ihm. Er hörte das alles mit einem ſo freundlichen, nachſichtigen Lächeln an, und ſtreichelte ein wenig ihre ſchmale Hand und ſagte:

— Kleines! . . nicht ſo viel ſchwatzen! Das iſt nicht gut. Proſit! . . trinken wir! —

Da ſtieß ſie wieder mit ihm an, und hatte gar keine Luſt, aufzuſtehen.

Wie wohl das tat! . . Alle Schwere war aus ihren Gliedern. Ihr war ſo frei und leicht; und alles war ſelbſtverſtändlich, und ſie aß und trank, und plauderte — und lachte ſogar, und ſchloß die Augen, wie er jetzt näher an ſie heranrückte und leiſe zu ihr ſprach, lauter dummes, törichtes Zeug, dazwiſchen ſchmeichleriſch liebe Worte, die ſie nie gehört hatte, die ſie berauſchten, und die ſie einſog, wie etwas ganz köſtliches, das ſie nie erfahren hatte.

Seine Hand ſtreichelte zärtlich ihren Arm, und ſie ſah ihn an, und war ihm dankbar. Das war ſeltſam: Keine Spur von Angſt hatte ſie, wie vor dem andern, nicht die geringſte Angſt, ſondern ein grenzenloſes Vertrauen. —

Es war ſpät geworden, und ſie wollte nach Hauſe. Er mußte ſie zum Bahnhof bringen, denn allein fürchtete ſie ſich in der Nacht, und ihr war auch ſo ſeltſam. Alles tanzte rings um ſie, und ſie mußte lachen, denn ſo froh war ihr noch ſelten geweſen.

Auf der Straße ſchienen die Lichter einen luſtigen Fackelzug zu bilden. Sie mußte ſich ſchutzſuchend in ſeinen Arm hängen; und ging neben ihm, indem ſie ſich feſt und feſter an ihn klammerte.

In einer dunklen Straße legte er ſtützend den Arm um ſie, denn ſie ging unſicher, und dann fühlte ſie ſeine warmen Lippen auf den ihren, und ſie ließ es geſchehen, — ſchloß die Augen und hielt ſich an ſeinen Schultern, und ließ ſich küſſen, und hatte nur den einen Wunſch, daß es nie aufhören ſollte.

Nun war alles gut . . . Nun fürchtete ſie ſich nicht mehr vor ihm, wie in all den Wochen zuvor, nun durfte er ſie ruhig küſſen, ohne daß ſie ſich erſchreckte; — und ſie küßte ihn wieder, leidenſchaftlich wild, wie ſie ihn ſo oft in ihren heimlichen Träumen geküßt hatte, die ſie am folgenden Morgen ſich ſelber nicht eingeſtehen mochte.

XXIX.

Als Frau Gruber am andern Morgen Fräulein Griſebach das Frühſtück bringen wollte, klopfte ſie, ohne daß ſie Antwort bekam. Dann öffnete ſie die Tür — und ſah, daß niemand im Zimmer war, auch nebenan nicht.

Das Bett war nicht angerührt. . .

Ganz erſchreckt ſtand ſie da, und ſuchte in allen Winkeln. Von Fräulein Griſebach war keine Spur zu entdecken.

Um Gottes willen? Was war da geſchehen? — Sie hatte doch ſo aufgepaßt. Wie war das möglich, daß ſie nichts gemerkt hatte?

Wenn Fräulein Griſebach nun im Fieber fortgegangen war, da konnte ihr ja wer weiß was zugeſtoßen ſein. —

Ohne ſich zu beſinnen, eilte ſie nebenan zu Frau Winkler, die ſofort mitkam; aber die konnte ihr auch nicht helfen.

Was ſollte ſie anfangen? . . Wem ſollte ſie das melden? . . Vor allem ſchickte ſie zum Medizinalrat Kluge.

Dann ſuchten ſie das ganze Zimmer ab, ſahen in alle Schränke und Fächer, ob ſie irgendwo etwas entdecken konnten; — aber ſie fanden nichts, gar nichts. —

Eine halbe Stunde ſpäter ſchrak ſie zuſammen. Da draußen ſchleppte ſich etwas mühſam die Treppe herauf. Sie eilte auf den Korridor und ſah Fräulein Griſebach vor ſich. Aber in welchem Zuſtande. Die Kleider feucht von dem feinen Regen, der ſchon den ganzen Morgen vom nebelgrauen Himmel hernieder rieſelte. Das Haar wirr, den Hut auf dem Kopf als ob fremde Hände ihn dort befeſtigt hatten.

So ging ſie gebückt an ihr vorüber, ohne ſie zu ſehen, ohne ihren Gruß zu erwidern.

Sie mußte die Nacht offenbar umhergeirrt ſein.

Sie wollte ihr helfen, — aber Fräulein Griſebach ſchob ſie achtlos beiſeite und ſchloß oben die Tür hinter ſich feſt ab.

Da zog Frau Gruber ſich raſch an, und wollte ſelbſt den Doktor zur Hilfe holen. Fräulein Griſebach machte einen ganz irren Eindruck. —

Als ſie nach einer Stunde wiederkam, war die Tür noch immer verſchloſſen. Nun klopfte ſie. Niemand öffnete. Da trauten ſich die Frauen allein nicht hinein.

Der Doktor kam, und ſchloß mit Frau Grubers Schlüſſel auf und ging hinein, in dem ſicheren Ge-

fühl, daß er ſie finden würde, wie die Frauen fürchteten, — aber beide Zimmer waren leer.

Wieder durchſuchten ſie alles. Endlich entdeckten ſie in einer Ecke des Schrankes ein Bündel feuchter Kleider, die hier achtlos hineingeſtopft waren. Alles, was Fräulein Griſebach geſtern angehabt hatte.

Dafür fehlte das gute Koſtüm, das ſie ſich für den Herbſt hatte machen laſſen, und das ſie noch nicht getragen hatte.

Der Hut von geſtern lag auf dem Tiſche. Als ſie die Kleider auseinanderbreiteten, fanden ſie darin die Wäſche, die ſie angehabt hatte, und ſahen ſich an; und Frau Gruber ſagte haſtig:

— Das ſtimmt aber nicht!.. Ja, was iſt denn das?..

Der Doktor packte alles raſch wieder zuſammen, und ſagte leiſe eindringlich:

— Kein Wort hierüber! — nicht wahr? —

Sie verſtanden nicht, wie das alles zuſammenhing.

Nun warteten ſie, daß Fräulein Griſebach wiederkommen ſollte. —

Aber der Tag verging, und ein feiner Regen fiel unaufhörlich, alles lag in einem feuchten Dunſte, — und der Abend kam, mit Nacht und Nebel, und brachte nichts.

Da machte Frau Gruber Meldung bei der Polizei.

Und der Medizinalrat ging zum Dr. Merker, denn ein paar Leute hatten gesehen, daß Fräulein Grisebach eilig auf den Bahnhof gekommen war, grade als er abgefahren war. Die Wirtin hatte auch schon erzählt, daß Fräulein Grisebach gestern abend bei ihr gewesen war und nach dem Dr. Merker gefragt hatte.

Aber der konnte einwandsfrei nachweisen, daß er mit Kollegen in Berlin im Spaten gesessen hatte, und mit dem letzten Zuge zusammen mit Oberlehrer Gallat zurückgekommen war. —

Auch der folgende Tag brachte keine Aufklärung.

Da wurde einer der neuen Polizeihunde an ihre Fährte gelegt, aber der fand nur die Spur zu Dr. Merker, und dann den Weg zum Bahnhofe. Das half also auch nichts.

Die Gegend wurde abgesucht; aber der Regen führte den Hund irre, und die ausgeschickten Leute fanden keinerlei Spur. Niemand hatte sie gesehen.

Vielleicht war sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen; oder sie hatte sich in ihrem Fieberwahn verirrt und lag hilflos irgendwo im Walde, oder auch vielleicht am Grunde des Kanals.

Ihr Verschwinden wurde in der ganzen Umgegend, an allen Arbeitsstätten am Kanal bekannt gemacht, alles wurde durchforscht; es wurde nichts entdeckt. Ob sie Geld mit sich genommen hatte, ließ sich nicht feststellen.

Einige meinten: ſie ſei vielleicht mit der Bahn fortgefahren, und ſei ins Ausland gegangen. Sie ſollte früher einmal ſo etwas geſagt haben, daß ſie nach Paris gehen wolle. Aber das paßte nicht recht zu ihrem ganzen Weſen. —

Die Tage vergingen — und reihten ſich zu Wochen. —

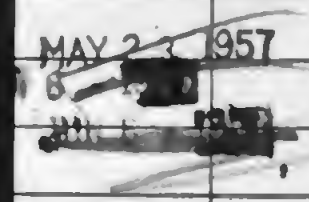
Von Fräulein Griſebach hörte man nie wieder etwas. —

Sie war und blieb verſchollen . . .

Berlin-Schöneberg, Januar / Februar 1909

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Date Due



Demco-293

G. E. STECHERT
& CO.
NEW YORK

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 00274 5990
PT2642O9F71909 001
FRAULEIN GRISEBACH; ROMAN

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 26 22 7 08 009 5

Digitized by Google